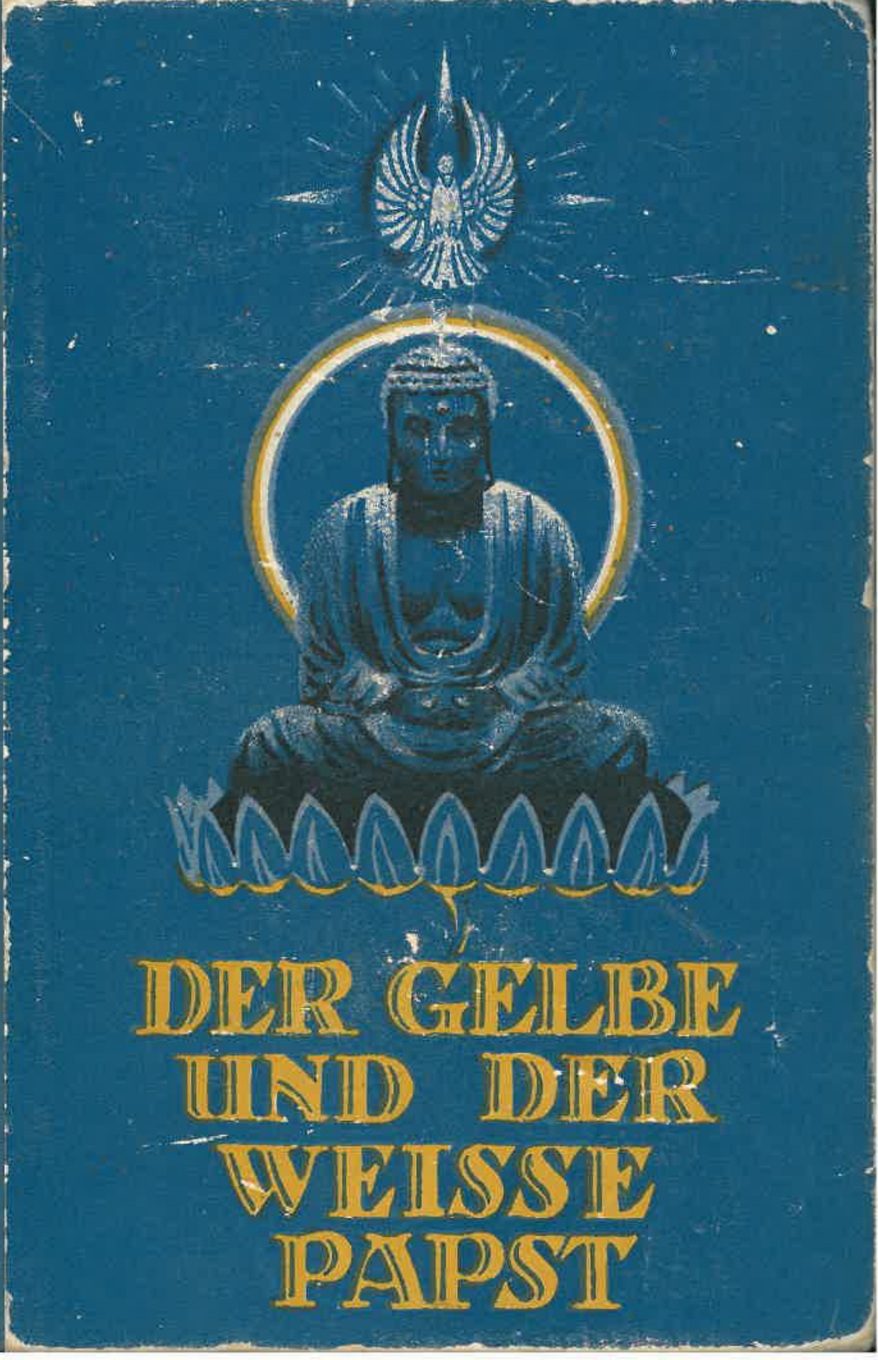

DER GELBE
UND DER
WEISSE
PAPST

ROMANE UND BÜCHER DER MAGIE

HERAUSGEGEBEN VON

GUSTAV MEYRINK



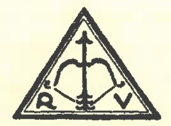
RIKOLA VERLAG
WIEN / LEIPZIG / MÜNCHEN
1923

DER GELBE UND DER WEISSE PAPST

EIN MAGISCHER ROMAN

VON

FRANZ SPUNDA



RIKOLA VERLAG
WIEN / LEIPZIG / MÜNCHEN
1923

GESETZT BEI GÜNTHER KIRSTEIN & WENDLER ZU LEIPZIG
GEDRUCKT BEI DER GESELLSCHAFT FÜR GRAPHISCHE INDUSTRIE, WIEN VI.

DEN UMSCHLAG ZEICHNETE ANTON BABION

VORWORT

DES HERAUSGEBERS ZU DEN »ROMANEN UND BÜCHERN DER MAGIE«.

Vor kurzem begegnete ich dem Direktor einer großen staatlichen Bibliothek und fragte ihn: »Über welches Gebiet wurden Ihrer Meinung nach die meisten Bücher geschrieben?«

Die Antwort war:

»Stellen Sie Kataloge zusammen, die lediglich die Titel aller jener Werke enthalten, die von Mystik, Magie, Kabbala, Zauberei, Theosophie — der alten und der neuen —, von Geistern und Gespenstern, von Alchimie, von göttlichen und teuflischen Offenbarungen, von Spekulationen über die letzten Dinge usw. handeln und von alledem, was damit zusammenhängt, — die Räume, die solche Kataloge fassen sollten, müßten größer sein als die Säle, die nötig wären, um sämtliche Bücher andern Inhalts aufzubewahren!«

Wen hätte diese Antwort nicht verblüfft?

Wem gäbe sie nicht zu denken? — Wem öffnete sie die Augen nicht, falls er sich überhaupt jemals die Frage vorgelegt hat: Welches ist das Ziel, dem der menschliche Geist zustrebt?

Kulturen — solche, die wir kennen, und solche, die wir nur ahnen — sind untergegangen und

nie mehr aufgebaut worden — was aber taucht immer wieder auf? Wird immer wieder neu wie der Phönix?

Die Dinge, die ins Reich des Übersinnlichen gehören!

Oft scheinen sie tot zu liegen, wie die Götter des alten Griechenlands, dann — meist gegen Schluß jedes Jahrhunderts — sind sie plötzlich wieder da; niemand weiß, wer sie erweckt hat, aber sie leben. Sie leben, den Schulmeistern aller Zeiten, aller Völker und jeglicher Färbung zum Trotz!

Sie sind so groß und stark, daß, wenn sie in voller Blüte stehen, sie sogar jene furchtbaren Mächte, vor denen die Menschheit heute noch im Staube liegt: Geldgier, Genußsucht und Geschlechtstrieb — wenn auch immer nur für eine Spanne Zeit — besiegen.

Man vergegenwärtige sich einmal das Dasein eines indischen Fakirs!

Losgelöst von allem, was das Leben begehrenswert macht, losgelöst von jeglicher Behaglichkeit, von Heim und Hütte, von Weib, Besitz und Genuß, preisgegeben glühender Sonnenhitze, dem Sturm, dem Regen, der Kälte — steht er — fast nackt, unbeweglich, den Arm immerwährend steif in die Höhe haltend, bis er schließlich — wie ein Baumast — verdorrt, im Freien.

Oder er ballt von Morgen bis Abend, von Abend bis Morgen die Faust, bis der Daumennagel durch die Handfläche wächst gleich einem Dorn.

Andere treten jahrelange Wanderungen an, von Benares bis hoch nach Tibet hinauf und zurück, indem sie sich bei jedem Schritt zu Boden werfen, um am Ende ihrer Pilgerfahrt sagen zu dürfen:

»Ich habe die halbe Erde gemessen mit der Länge meines Körpers.«

All das nur um der Sehnsucht nach dem Übersinnlichen willen.

Man nenne mir eine andere Macht, ein anderes Ideal, das ähnlich starke, magnetisch ziehende Kräfte hätte!

Liebe zum Vaterland, Gier nach Herrschaft, Trieb nach Reichtum — sie alle haben gar manchen den Tod verachten lassen, haben viele zu fast übermenschlichen Taten angespornt; wo aber ist nur ein einziger, der ihretwegen ein Fakir geworden wäre für Lebenszeit und — noch darüber hinaus?!

Wie komisch mutet es einen da an, wenn man sagen hört:

»Okkultismus ist heuer die große Wintermode.«

Ich kenne einen Buchhändler, der sagte zu mir vor mehreren Jahren:

»Okkulte Bücher? Mumpitz. Die Säsong is Jottseidank endgültig vorüwa.«

Heute lebt er in New York; in seinem Laden hat er — bloß noch okkulte Bücher.

Ich bin mir klar bewußt: ich steche in ein Wespennest, indem ich mit diesem Vorwort eine Reihe Bücher eröffne, die ich unter dem Titel: »Romane und Bücher der Magie« herausgeben werde.

Nichts kann die Schulmeister so bald in Wut versetzen wie der Anblick des für sie roten Tuches: »Mystik, Magie und Okkultismus.«

Sie schützen dann immer Besorgnis ums Volkswohl vor.

»Wir Deutschen« — so rufen sie — »dürfen nicht — und heute erst recht! — den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlieren.«

Nur ruhig, meine Herren! — Schauen Sie sich mal die Amerikaner und Engländer an; haben die vielleicht den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verloren?

(Womit ich nicht etwa die Amerikaner und Engländer als leuchtende Vorbilder hinstellen will!)

An ihrer Politik gemessen, macht es nicht den Eindruck, als seien sie träumerische Phantasten, und doch sind gerade sie es, die heute zehnmal mehr Bücher über besagtes Thema nicht nur besitzen, sondern auch lesen.

»Unsere Jugend soll sich an den Klassikern erbauen!« schreien die Schulmeister.

Freilich sollte sie. — Aber es fällt ihr gar nicht ein. »Oder unsere Philosophen studieren!« heißt es weiter.

Freilich! Auch das! Was aber, wenn sich unsere Jugend lieber den Daumen abbeißt, als den Kant zu lesen?

Herr Schulmeister, Herr Schulmeister, ich fürchte, Sie sind ein Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat. Ich will Ihnen eine Wette vorschlagen, Herr Schulmeister! Ich mache mich anheischig, alle diejenigen unter je hunderttausend Buchlesern, die den Spinoza studiert haben, oder sich von Ihnen dazu bewegen lassen, in einer kleinen Telephonzelle unterzubringen!

Sollte ich unrecht behalten und die Telephonzelle sollte sich als zu eng erweisen, so bin ich gern bereit, von der Herausgabe meiner »Romane und Bücher der Magie« abzustehen.

»Ich will das Volk noch mehr vergiften?« meinen Sie, Herr Schulmeister?

O nein! Im Gegenteil, ich entgifte es.

Das ist ein kleiner Unterschied!

Warum lesen heute so wenige Goethes »Faust« II. Teil, Spinoza, Schopenhauer, »die Mysterien von Samothrake« usw.?

Weil sie sich innerlich sagen: »Was kauf' ich mir dafür?«

Wer aber ist daran schuld, daß das Volk innerlich so denkt?

Nur Sie allein, Herr Schulmeister!

Wer ist schuld, daß heute alles in die blödsinnigen »Kinodramen« läuft?

Nur Sie allein, Herr Schulmeister!

Wer ist schuld, daß in den Buchladen nur mehr die dümmsten Detektivgeschichten gekauft werden? — Etwa Mr. Conan Doyle, der Bahnbrecher dieser Literatur?

O nein, er nicht! Sie allein sind schuld, Herr Schulmeister!

Wer hat denn die armen Jungen in den Klassenstuben jahraus, jahrein damit gequält, die strategischen Ergüsse des Xenophon oder anderer griechischer und römischer Feldwebel bis zur Neige zu schlürfen?

Doch wohl Sie, Herr Schulmeister!

Und jetzt wundern Sie sich auch noch, daß die entkommene Brut zu Indianergeschichten greift, um sich den verdorbenen Magen wieder einzurenken; so wie jemand einen Schnaps trinkt, um den Brechreiz loszuwerden.

Die Ziegenmilch der frommen Denkungsart ist sauer geworden, Herr Schulmeister; Sie haben zu lange Ihre ewigen: »Du mußt, du sollst« in den Topf gespuckt.

Jetzt ist das Kino über uns hereingebrochen!

Sie möchten es, Herr Schulmeister, ausrotten — ich glaub's Ihnen gern; aber — Ihnen wird es nicht glücken. Auch der klassischen Kunst nicht, denn das Volk ist unheilbar mißtrauisch geworden gegen alles, was so aussieht, als hätten Sie die Finger drin, Herr Schulmeister.

Sind Sie wirklich so unheilbar blind, Herr Schulmeister, daß Sie die Zeichen der Zeit nicht sehen? Sehen Sie das Sankt-Elms-Feuer nicht auf dem Turmknauf?

Sie meinen, wenn der Bolschewismus sich im Rinnstein wird verlaufen haben, daß dann alles wieder gut ist und daß Sie von neuem das alte Gebimmel des »Liedes von der Glocke« werden anstimmen können!

Nein. Die Zeiten sind vorbei!

Auch die Phantasie will neue Bahnen gehen; sie hat es satt, von Ihnen gegängelbandelt zu werden.

Die Mauern des bürgerlichen Gehöftes hat der rote Stier umgerannt, weil er Morgenluft witterte und im Stall nicht genug zu fressen bekam, — durch die Bresche flieht jetzt alles ins Freie, alles, das die Fesseln zerreißen kann.

Da hilft kein »Halt« schreien mehr!

In Amerika wird bald kein Tisch mehr sein, der nicht »spiritistisch« gerückt würde; in England redet man abends beim Tee mit den Toten; in Bayern fliegen spukhaft zum Ärger der Naturwissenschaftler »die Ruben in den Bauernhäusern umanand« und in Südafrika geht der Prophet Elias, als Neger verkleidet, bei den Schwarzen spazieren.

Wie soll man all das deuten?

Bloß als Verwesungssymptom der — unberufen —: krepierten »großen Zeit«?

Ich sage nein! — Es ist ein Auferstehungszeichen! Freilich trägt sein Gesicht scheußliche Amphibienzüge.

Aber ist das nicht bei jedem Embryo der Fall?

Nein, diesmal gebiert der kreißende Berg keine Maus; lassen Sie diese Hoffnung fahren, Herr Schulmeister!

Oder kehren vielleicht die alten Erscheinungen des Hexentums wieder? — Möglich; dann jedoch sicherlich nur für eine kurze Spanne Zeit.

Die Maske, unter der das Übersinnliche in die Erscheinung tritt, ist jedesmal anders; niemals ist sie die gleiche.

Nur wer ein Maskenkenner ist, dem wird es möglich sein, die irreführende Hülle zu durchschauen und sich in das ganze Wesen jener Kraft einzufühlen, die sich dahinter verbirgt.

Und ein Maskendurchschauer in diesem Sinne kann man nur werden, wenn man das Leben, die Lehre, das Tun und das Lassen, das Spekulieren und das Phantasieren jener Menschen betrachtet und durchforscht, an denen sich das Übersinnliche offenbart hat. Es genügt nicht, sein Interesse festzulegen an der oder jener Person und dann zu glauben: »Jetzt habe ich den Richtigen gefunden.«

Das Gebiet der Mystik, der Magie, des Okkultismus oder welche Namen immer man dafür wählen mag, ist so ungeheuer, daß es unmöglich

ist, durch eine einzige Ritze in der Wand das Ganze zu überschauen.

Auf die Art, wie man das Thema der maschinellen Technik oder sonst eines irdischen Wissensgebietes seinem Gehirn einverleiben kann, kann man sich jenes Reich nimmermehr zu eigen machen. — Zuerst muß das heiße Interesse an allem, was damit zusammenhängt, wieder erweckt werden.

Das kann — im Anfang — leider nur auf dem Umweg geschehen über spannende Romane, selbst auf die Gefahr hin, daß der Literaturprofessor außer sich gerät, denn, was »spannend« ist, das bedeutet ja für ihn das Gegenteil von Kunst.

Ich sage: »leider«, denn besser wär's freilich, man könnte gleich mit dem »Faust« beginnen; aber das ist, wie ich bereits ausgeführt habe, unmöglich; die Phantasie allzu vieler ist noch tot für dergleichen, oder sie ist auf Abwege geraten.

Daß ich in der Reihe der »Romane und Bücher der Magie« nur das Beste auszuwählen bestrebt sein werde, ist selbstverständlich. Wenn an einem oder dem andern Roman der rein künstlerisch Denkende und Fühlende — der »Literat« sozusagen — Anstoß nehmen zu sollen glauben wird, so sei ihm vorgehalten: ich muß, um ein vollständiges Bild des übersinnlichen Reiches zu geben, notgedrungen auch zuweilen ein Werk bringen, das der Feder eines Laien im Kunst-

ausdruck entfloß, sofern es nur echt, erlebt und erfühlt ist und nicht — wie so manches, das heute mit dem Mäntelchen der »Literatur« behängt wird — auf »kaltem Wege« entstand.

(Ich darf mir ohne Überhebung ein sicheres Urteil bei solcher Wahl anmaßen, denn ich habe mein ganzes Leben hindurch — das soll durchaus nicht etwa ein Eigenlob sein — und von Kindheit an dieses Gebiet mit heißem Bemühen durchforscht.) Ist erst einmal das Interesse des Lesers an übersinnlichen Dingen erwacht, sofern es nicht schon vorhanden war, so tritt gar bald das ein, was »nottut«: Fragen, die einem bis dahin unlösbar schienen — Fragen sogar, die das gewisse: »Was soll ich tun, was soll ich nicht tun« betreffen, lösen sich von selbst; die eigene flügge werdende Imagination entwirrt die verwickeltsten Knoten, der Verstand wird hell, wird weise und klug. — Beim Phantasielosen ist er bestenfalls nur schlau.

Und das alles soll durch Romanlesen entstehen?

Durch das Lesen von — Romanen allein nicht, wohl aber, wenn man sie abwechselnd liest mit den Lebensbeschreibungen und Erlebnissen von Menschen, die mitten drin standen in Magie und okkulten Begebenheiten. Daß auch hier nur solche Werke zu Worte kommen sollen, die sich nicht minder fesselnd lesen — vielleicht sogar spannender sind als die Romane — dafür werde ich

sorgen. Ist mir doch selbst alles Papierene, Trockene, lehrhaft Dozierende, alles Tote und Moralpredigende aus tiefster Seele verhaßt!

Glaube nur ja keiner, daß er durch die Lektüre derartiger Bücher, wie ich sie in der Serie bringen werde, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren Gefahr liefe, oder daß er oder ihm Anvertraute »Opium«träumer oder unpraktische Menschen dadurch werden könnten.

Nur für den, der bloß durch eine einzige Ritze späht, für den Oberflächlichen also, ist die Gefahr vorhanden. — Eine lebendige Phantasie hat noch niemand zu Fall gebracht; so wie ein frommer Mensch fast nie religionswahnsinnig wird, sondern immer nur — so unglaublich das auch klingen mag, dennoch ist es Tatsache! —: Bankkassierer, Schachspieler u. dgl., kurz: rechnende, nüchterne Menschen.

Ich sage und glaube fest: nur jemand, in dem ein glühendes Interesse lebt für alles und jedes, was mit den Dingen des Übersinnlichen zusammenhängt, und böte es sich auch in noch so bizarrer, schwer glaublicher oder verzerrter Form — nur und ausschließlich ein solcher kann bis in die Tiefen von Büchern wie z. B. »Faust« eindringen und sie mit Gewinn und wirklichem Genuß lesen; wer nur die Sprache darin schön findet und die Weisheitssprüche lediglich als »kluge« Wegweiser ansieht, der schmeckt das

Salz nicht, mag er sich auch noch so tiefsinnig selber vorkommen.

Und indem ich bemüht bin, das Interesse an den Dingen des Übersinnlichen auf meine Weise zu wecken, so wecke ich auch das Interesse am »Faust«; allerdings nicht durch den Schulmeisterbefehl: Du mußt! Du sollst!

Als erster Band der »Romane und Bücher der Magie« erscheint das Buch:

»Sri Ramakrischna, der letzte indische Prophet« von Pastor Dr. Carl Vogl.

Es ist so recht bezeichnend für unsere Zeit und ihre geistig grundfalsche Orientierung, daß Jahrzehnte vergehen konnten, ehe sich ein deutscher Verleger fand, der sich entschloß, die Lebensgeschichte, die Lehre Ramakrischnas und die erstaunlichen Begebnisse um ihn — in Druck zu legen.

Jetzt, wo die Schriften um das Mehrfache teurer geworden sind, geschieht es.

Es kommt mir vor wie die Geschichte mit den Büchern der Sybille; erst als sie weniger und teurer geworden waren, kaufte sie der Herr Tarquinius.

Daß gerade ein evangelischer Geistlicher der Interpret ist, zumal ein wahrhaft Lebendiger und ein Kenner des Jogagebietes, wie Herr Pastor Dr. Carl Vogl, ist höchst erfreulich.

In englischer Sprache ist das Leben Rama-

krischnas von dem berühmten Oxforder Orientalisten Prof. Max Müller bereits erschienen. Es ins Deutsche zu übersetzen, war keine Zeit, wir mußten uns doch rüsten — zum Untergang!

Viele Jünger Ramakrischnas — die Swamidschis: Vivekananda, Abhedananda und andere haben Europa bereist, weilten jahrelang in Florenz usw., haben den Religionskongreß in Amerika beschickt und dort die Lehren ihres Meisters verkündet — wer bei uns hat davon erfahren?

Daß irgendein Zwockel in Tibet herumgaloppiert ist, um abermals festzustellen: der Gaurisankar ist erstaunlich hoch, hat allgemein Bewunderung erregt. Daß ein Prophet, größer als Mohammed z. B., in unseren Tagen gelebt hat, das wurde uns vorenthalten!

Man sollte doch denken, daß hohe Menschen interessanter sind als hohe Berge, wenn sie auch weniger lang leben!

Herr Pastor Dr. Carl Vogl hat in seinem Buch den Propheten Ramakrischna und seine Erlebnisse mit so eingehender Kenntnis und großer Feinheit geschildert, daß es mir überflüssig erscheint, über den Inhalt des Werkes hier noch Worte zu verlieren.

Der Leser wird lückenlos selber darin finden, worauf es ankommt.

Es genügt, nochmals darauf hinzuweisen, daß ein Gelehrter wie Max Müller sicherlich nicht mit so außergewöhnlicher Begeisterung, wie es

geschehen ist, von Ramakrischna gesprochen und geschrieben hätte, hätte er nicht in ihm die ragende Persönlichkeit erkannt, die er war.

Dies als kurze Einleitung zum ersten Band.

Der zweite Band trägt den Titel: »Eliphas Lewi (Abbé Costant), der große Kabbalist«, und enthält die Lebensgeschichte, die Lehre und die magischen Experimente dieses merkwürdigen französischen modernen Adepten.

Das dritte Buch soll voraussichtlich ein Roman sein*.

Weitere Bände werden folgen.

Starnberg, im Juli 1921.

GUSTAV MEYRINK.

* Inzwischen erschienen: Dhoula Bel. Ein Rosenkreuzer-Roman. Von P. B. Randolph. Aus dem englischen Manuskript übersetzt und herausgegeben von Gustav Meyrink. (Anmerkung des Verlages.)

DER GELBE UND DER WEISSE PAPST

Motto: Ἀυτη δέ ἐστιν ἡ κρίσις, ὅτι τὸ φῶς ἐλήλυθεν εἰς τὸν κόσμον · καὶ ἠγάπησαν οἱ ἄνθρωποι μᾶλλον τὸ σκότος ἢ τὸ φῶς. (κατὰ Ἰωάνην III, 19).

Das aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist; und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht. (Johannes III., 19.)

ERSTES KAPITEL

ABSEITS vom Lager stand das graue Haus, unheimlich mit den triefäugigen Fenstern, zerbröckelnden Mauern und windschiefem Gebälk. Von weitem roch es nach Chlorkalk und Verwesung, faulig nach brandigem Eiter. Es war überflüssige Vorsicht, daß man es ringsum mit Stacheldraht umgeben hatte; auch die Wache wurde bald als unnötig eingezogen und das verlassene Wächterhaus diente den strolchenden Hunden als Unterschlupf. Wo der braune Lehm schräg gegen die Ingoda abstürzte, hatte man die Leichen verscharrt, das heißt, man hatte sie dort abgeladen und einige Schaufeln Erde darüber geworfen. Deshalb dieser fürchterliche Geruch; die drinnen faulten bei lebendigem Leib.

Das war das Krankenhaus von Tschita. In den unteren Zimmern lagen sie umher, etwa dreißig. Kein Arzt. Nur der Feldscher Skutatscheff kam vielleicht alle vierzehn Tage einmal und machte die Visite, wie er zu sagen pflegte. Er ging schnell durch die Zimmer und wunderte sich, daß die Leute noch immer lebten. Mein Gott, was soll da der Mensch tun? Arzneien gab es längst keine mehr, keine Instrumente, kein Verbandzeug. Und der Bauchschuß von Zimmer vier lebte immer noch! Dem dort hatte der Krebs die Augen und die Nase weg-

gefressen. Überall verordnete Skutatscheff Jodtinktur, innerlich und äußerlich, das einzige, was die Apotheke überhaupt noch besaß.

Dann ging er ins Obergeschoß. Der Pfleger Labrin, die Pfeife im Maul, grinste ihm entgegen.

»Nun, was Neues?« fragte er ihn.

»Nein. Zwei Neue. Da oben.« Und er machte eine bezeichnende Handbewegung auf der Stirn. Spuckte aus und ging mit dem Feldscher ins Zimmer. Das war die Abteilung für Irrsinnige.

Zwei Männer lagen apathisch auf einer Strohmatte und schlenkerten idiotisch mit dem Unterarm. Ein anderer plärrte das Vaterunser und bekreuzte die Brust und den Bauch. Zwei andere saßen sich stumm gegenüber, sich starr fixierend. »Die da!« Labrin wies auf die zwei.

»Woher sind sie gekommen? Wie heißen sie?« fragte der Feldscher.

»Es ist kein Wort aus ihnen herauszubekommen. Der eine, der Mongole, wurde von Kosaken des Ataman Semjonoff im Daurski Gebirge aufgegriffen, der andere, anscheinend ein Kriegsgefangener, kam am nächsten Tag von selbst her und setzte sich zum Gelben. Scheinen gute Freunde zu sein. — Kommt her, ihr Schweine!« schrie er sie an.

Die beiden Irren rührten sich nicht. Der Feldscher trat hart an sie heran, sah dem einen scharf ins Gesicht. »Wie heißt du?«

Nicht ein Glied zuckte. Keine Antwort.

»Und du?«

Starres Staunen, kein Wort.

Ärgerlich wandte er sich an Labrin. »Was treiben denn die beiden den ganzen Tag?«

»So sitzen wie jetzt. Bei Sonnenaufgang gehn sie zum Fluß und baden trotz der großen Kälte. Dann holen sie Wasser für die Küche. Wenn die andern erst aufwachen, sitzen sie schon so wie jetzt und bleiben so den ganzen langen Tag sitzen, bis es finster wird. Essen dann ihren Brei und gehn schlafen. Noch niemals haben sie ein Wort gesprochen. So treiben sie es schon einen halben Monat. Sie tun, als ob sie allein auf der Welt wären. — Sonderbare Narren, was?«

»Sag', hat man bei ihnen gar nichts gefunden, kein Papier, keine Schrift?« fragte Skutatscheff.

»Ja, das bei dem Kleineren,« sagte Labrin und kramte ein Bündel Papiere aus der Schublade hervor.

Der Feldscher zerriß den Bindfaden und nahm einen der speckigen Briefe in die Hand. »Freilich ein Kriegsgefangener, hab' mir's ja gleich gedacht,« und er warf die Briefe in die Schublade zurück. »Und du, gelbes Scheusal, mach' mal das Maul auf! Wie heißt du?« und er gab ihm einen Tritt in die Kreuzgegend. »Na, wird's?« fuhr er ihn schnarrend an. »Aas, verfluchtes!«

Langsam wie ein Automat wandte der Mißhandelte seinen ganzen Körper jenem zu. Seine Augen glühten wie aus Urweltsferne.

»Derbek Lama,« kam es langsam aus dem Schlund, kaum rührten sich die Lippen.

»Er ist ein Burjät, ganz gewiß ein Burjät!« rief Labrin ängstlich aus. Skutatscheff war vor Grauen bei diesem Anblick einen Schritt zurückgeprallt. Es war ihm zumute, als ob ein Gespenst nach seiner Kehle gegriffen hätte. Er faßte den Arm Labrins.

»Komm!« riß er ihn fort.

Die schweren Stiefel polterten die Treppe hinab. Sku-

tatscheff bestieg sein Pferd und jagte wie von Geistern gehetzt davon.

»Ach was, zwei Narren,« sagte Labrin und klapperte mit den Schlüsseln. »Zwei Narren,« und er schloß den Wandschrank auf und goß sich einen Doppeltgebrannten ein. »Ah!« und er verneigte sich gegen das Heiligenbild.

Das war das Krankenhaus von Tschita.

Beim Ataman ging es heute hoch her. Er hatte die erbeuteten Maschinengewehre vorteilhaft an die Japaner verkauft und bares Geld dafür bekommen. Seine Geliebte Maruscha hatte alles, was nur halbwegs zur besseren Gesellschaft gehörte, eingeladen, gleichgültig ob es Russen oder Kriegsgefangene waren. Die drei großen Säle des Regierungsgebäudes flammten im Licht und in den Kaminen prasselten schwere Eichenklötze. Das Orchester spielte auf der Estrade geräuschvoll. Der Ataman, schon vor Beginn des Festes betrunken, lag auf einem Sofa und gurgelte ein gemeines Lied.

Maruscha, in einen durchsichtigen Musselinschleier gehüllt, saß im Kreis ihrer Anbeter. Einer nestelte an ihrem braunen Saffianschuh, ein anderer roch zudringlich an der Rose, die in ihren Haaren schaukelte, ein dritter kitzelte mit einer Pfauenfeder ihre seidene Wade.

»Ach, keinem fällt etwas Neues ein!« rief sie übermütig aus. »Ihr seid langweilig wie eine Fastenpredigt«, und sie schlug mit der Reitgerte, die sie immer bei der Hand hatte, klatschend auf den seidenen Überwurf. »Was Neues! — So gafft doch nicht so dumm!« —

Die Jünglinge waren in ihrer Liebenswürdigkeit verlegen. Einer, der für einen ganz verruchten Lebemann gelten wollte, klemmte vielsagend das Einglas ins Auge.

Eine vorzeitige Glatze meckerte auf, sie persiflierend: »Was Neues — he?«

»Ihr alle seid Affen!« rief Maruscha und hieb einem auf die Hand, der ihr besänftigend über das Haar streicheln wollte. Die Reitpeitsche schmitzte in der Luft.— Eine ärgerliche Pause entstand.

»Soll ich Wein bringen?« fragte ein Neuling der Liebe, ein unbeholfener Anfänger, der über seinen Antrag blutrot wurde.

»Wie ich das letztemal im Yoshiwara war —«, wollte der zwinkernde Jüngling beginnen.

»Sonst fällt dir nichts ein?« fuhr ihn gereizt Maruscha an; ihre Hand fingerte aufreizend an ihrer rechten Brustwarze. »Wie kann man nur so langweilig sein! — Blödsinn, Yoshiwara! — Ich will etwas noch nie Dagewesenes genießen, einen Schauer, eine Lust, die noch keiner vor mir genossen hat. Was schon da war, ist lau wie Abwaschwasser. Ich will Feuer, will Glut!« —

Das Orchester gellte wie toll, die Adern hämmerten. Maruschas Blick verhieß alle Laster und Sünden.

»Du mußt den Weg zu dir selber finden, dann wirst du genug erschauern«, sagte ein Deutscher, hinlänglich pervertiert in der Erkenntnis des Bösen. »Das wird dir das Blut aufpeitschen wie nichts, wenn du den Teufel in dir erkennst. Verzweiflung und Tod.«

Maruschas Blick fiel auf ihn. »Nicht übel, Verzweiflung und Tod. — Aber du hast das aus Büchern gelesen. Doch ich will es unmittelbar packen. So, so!!« und sie ergriff den ersten besten, der neben ihr stand, preßte ihn fest an sich und biß sich an seine Lippen fest. Dieser riß sich mit einem Aufschrei los, taumelte fahl, von den

Mundwinkeln troff es ihm rot. Er zitterte, ging davon. — Die Männer schrieen in Erregung auf.

Einer, der bisher beim Palmenkübel gestanden, war näher getreten; er gehörte nicht zu den Bevorzugten. Er sprach: »Maruscha, Sie sollen es erleben.« Es war Skutatscheff, auf den alle überrascht schauten. Ihr Blick prüfte seine Gestalt. Er konnte nicht standhalten und senkte die Augen. Wie zur Entschuldigung sprach er: »Mir ist es heute widerfahren.«

»Was, was?«

»Ein Mensch, der kein Mensch mehr ist. Sein Blick wühlt die Seele auf, weckt etwas in der Brust, was sich mit Worten nicht wiedergeben läßt.« Maruscha war aufgesprungen. »Wo, wo?« Die halbnackten Brüste wogten im Sturm.

»Wenn Sie befehlen, gleich. Ich werde ihn hierher bringen. Er ist in unserem Krankenhaus.«

»Sofort, gleich! Ah, wenn es wahr ist!« Sie sprang auf ihn, ihm vergingen die Sinne, doch er stand. Er tupfte sich rasch den Schweiß von der Stirn, schlug militärisch die Hacken zusammen und verschwand.

Ein Japaner, der die ganze Szene mit angesehen hatte, lächelte ruhig in sich hinein. Maruscha ging erregt auf und ab und gab den Befehl, das Zimmer nebenan herzurichten. Der Ataman war in seinem Rausch bereits fest eingeschlafen; die Paare hatten sich in die Nischen zurückgezogen, man hatte den Saal abgedunkelt. Die Musik spielte weichere Weisen.

Maruscha flog fiebrig in dem Zimmer auf und ab, ihr Fuß klirrte an die leeren Champagnerkübel. Da kam ihre Freundin Wolja, die ihr hysterisch und betrunken um den Hals fiel. Maruscha schüttelte sie voll

Ekel ab. Ihre Reitpeitsche hieb zackig die Luft. Die Männer sprachen nur halblaut miteinander, doch ihre Blicke sogen sich an den Gliedern der schönen Frau fest. So erregt hatte sie noch keiner gesehn. Die Glut der Erwartung übergoß ihre Schönheit mit fliegenden Feuern. — Was nur der kleine Skutatscheff für ein Glück hat! raunte man einander zu. Wo er nur so lange bleibt? Nervös zuckten sie durcheinander, nur der Japaner blieb reglos im wissenden Lächeln. Maruscha sog sensitiv an ihren parfümierten Zigaretten.

Da rasselte der Wagen vor der Tür, Skutatscheff mußte es sein. Maruschas Nüstern witterten hektisch Sensation, bebten schamlos dem verruchten Abenteuer entgegen.

Skutatscheff war's. Er trat ein. An seiner Hand hatte er den Burjäten, den Derbek Lama. Der Japaner verlor seine Selbstbeherrschung, ein Laut der Überraschung und des Entsetzens kam von seinen Lippen, aber er hatte sich blitzschnell gefaßt. Die Jünglinge hatten es trotzdem bemerkt und sich nach ihm umgesehen; einige räusperten sich vielsagend.

»Also, was ist's damit?« fragte das Weib herausfordernd. »Ein Mensch, der kein Mensch mehr ist?« Sie ging prüfend auf den Lama zu, der die Augen geschlossen hielt.

»Derbek Lama, hörst du mich?« stellte Skutatscheff die Frage. Der Mongole nickte bejahend.

»So blicke die Frau mit demselben Blick an, mit dem du mich heute angeschaut hast. Sie will es.«

Da drängte sich der Japaner nach vorne und wehrte entschieden ab. »Um Gotteswillen, das nicht! Frau Maruscha Aka, es könnte Sie töten, nur das nicht! Es ist Wahnsinn!«

Giftig wandte sie sich an ihn. »Was können Sie wissen?«

»Er ist ein Lama«, drang er abwehrend in sie.

»Mich reizt es,« entschied sie und wies ihn zurück.

Da schlug der Lama die Augen auf und ließ sie langsam auf das Weib fallen. Diese sog das schaurige Weiß seiner toten Augen in sich, gellte lusthaft auf und ihre Hände griffen in der leeren Luft nach ihm. Lust und Grauen wogten in ihr. Da ließ der Lama die Lider über seine Augen fallen und sie sank mit einem leisen Aufschrei hin wie fallender Flaum.

In Erregung waren die Männer aufgesprungen; einige zerrten an dem Lama, aber es war, wie wenn sie an einem Felsen vergebens rückten. Der Japaner gewann als erster die Fassung wieder. Legte die Frau auf das Sofa. »Es ist ihr nichts geschehn. Sie schläft. Morgen ist der Nervenanfall ohne Schaden vorüber.« Sich an Skutatscheff wendend: »Um Gottes willen, schaffen Sie ihn schnell fort! Seine Ausstrahlung ist Gift für sie. Sie wissen nicht, was Sie mit dem dummen Streich hätten anstellen können! Schnell fort!«

Skutatscheff faßte den Lama wieder am Arm und führte den Schlafwandelnden mit sich, sehr bestürzt über sein Ungeschick und den Verweis. Er war überzeugt, die Gnade der allgewaltigen Frau verloren zu haben. — »Sicherlich läßt sie mich versetzen, in das Lager von Blagoje oder gar nach Tschernowin. Ich Esel!«

Immer noch spielte die Musik, die Haut leise wie Sammt streichelnd, sanfte Ermüdung nach heftigem Genuß. Die Jünglinge gingen frierend heim oder taumelten in die Arme der Dirnen, die draußen warteten. Es wurde allmählich leer.

Nur der Japaner blieb bei der schlafenden Frau zurück. Er dämpfte das Licht, rückte seinen Stuhl an das Sofa, ergriff Maruschas Hand und zählte den Puls. Sie lag in tiefem, traumlosem Schlaf. Er hielt ihren Mund zu, so daß sie durch die Nase atmen mußte, zog aus der Westentasche einen kleinen Taschenspiegel und ließ ihren Atem darauf fallen. Prüfend besah er den Hauch auf der spiegelnden Fläche.

»Es ist, wie ich vermutet habe. Akasha.« Er ließ sinnend die Hände fallen. Seine Lippen murmelten: »Sie weiß nichts davon. Vielleicht ist sie so tödlich erschrocken, weil sie es im Blick des Lama gefühlt hat: Maruscha Aka — Akasha Maru. Sie ist ein Phänomen okkulter Kräfte.«

Draußen schlug ein hysterisches Lachen auf. Er schüttelte das Grübeln wie einen Alpdruck ab. »Wenn Menschen erscheinen, die, statt in allen fünf Tattwas zu schwingen, nur ein einziges Tattwa haben, so bedeutet es immer etwas Außergewöhnliches. Es ist kein Zweifel, daß sie nur in Akasha schwingt. Wenn sie ihre Kraft zu benützen verstände, könnte sie Ungeheueres vollbringen.«

Mitternacht war längst vorüber. Licht war erloschen, Musik verstummt. Noch immer saß er grübelnd bei ihr und sah das rhythmische Heben und Senken ihrer Brust. Der deutsche Doktor war herangetreten und legte seine Hand auf die Schulter des Japaners.

»Noch auf, Yashiga? Was ist mit Frau Maruscha?«

»Sie waren nicht dabei?« Der Deutsche verneinte.

Yashiga wollte nicht mit der Sprache heraus.

»Was ist geschehn? Sie erschrecken mich«, drängte der andere.

»Es ist schwer, mich klar auszudrücken. Ein Lama war hier. Dieser Dummkopf Skutatscheff hat den Heiligen in seiner Ruhe gestört. Er hätte in seinem Unverstand ein großes Unheil anrichten können.«

»Sie übertreiben. Ein Lama, ein Bettelmönch aus Tibet? Das sind ja doch nur harmlose Narren. Wie könnte der schaden?«

»Einer, der die Tattwas beherrscht!«

»Also ein Yogi. — Ich glaubte bisher, daß es die nur in Indien gibt. — Das ist interessant, was Sie mir da sagen.«

»Was die Europäer dort zu sehen bekommen, ist meist elende Stümperei und hat wenig mit den großen magischen Gewalten zu tun. Die tiefsten Geheimnisse sind in den Wüsten Chinas und Tibets begraben. Weh dem, der die Ruhe eines Heiligen stört! Maruscha hat es getan!«

»Ihre Vermutung erschreckt mich. Ich verstehe zwar wenig von den Geheimnissen des Ostens, aber vor gewissen Dingen habe ich dennoch Scheu,« bemerkte der Deutsche. »Aber wie käme ein echter Tibetaner, ein Lama, bis zu uns herauf, bis nach Tschita?«

»Dieser Mann ist von der Rasse, die niemals stirbt, die bestimmt ist, den geheimen Lauf der Welt zu leiten. Wenn ein solcher das Land und das Kloster verläßt, kann es nur ein Heiliger sein, der mit einer ganz besonderen Mission ausgesandt wurde. Ich glaube, daß dieser Lama mit einer besonderen Aufgabe zu uns geschickt wurde, aber vielleicht täusche ich mich und es ist ein Abtrünniger, Ausgestoßener, der Verderben unter uns säen will. Wir in Japan sind eigentlich in derselben Unkenntnis über das rätselhafte Land wie die Europäer,

doch wir haben für gewisse Dinge eine bessere Witterung. Es ist meine persönliche Meinung, daß es sich in Tibet ähnlich verhalten dürfte wie in Korea, das ich gründlich kenne, mit den sagenumwobenen Wüstenheiligen, den Lohans und Lahas.«

»Es wäre von größtem Interesse für die Wissenschaft, darüber etwas Authentisches zu erfahren. — Sie meinen also, daß die wenigen Anhaltspunkte, die wir über die Existenz eines verborgenen Papstes haben, des sogenannten Teschu Lama, keine Märchen sind?«

»Sie sind Wahrheit. Die Europäer wissen nur etwas von der Existenz des Dalai Lama, den sie fälschlich für das religiöse Oberhaupt der tibetanischen Kirche halten. Aber er ist nur ihr exoterischer Repräsentant. Der Teschu Lama ist ihr verborgener Papst. — Mögen die Weißen auch ganz Tibet erobern, Lhasa besetzen und jedes Gebirge durchforschen: sie werden keines der uralten Klöster zu sehen bekommen, die wie Maulwurfsnester tief in der Erde liegen, sie werden keine der heiligen Schriften je zu Gesicht bekommen. Nie wird ein Weißer den Teschu Lama gegen dessen Willen von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen.«

»Yashiga, die Wissenschaft wird jedes Geheimnis lüften. Wenn nicht in diesem, so im kommenden Jahrhundert,« beteuerte der Doktor.

»Nie, nie!« versicherte Yashiga. »Bis der Teschu Lama sich herabläßt. Eine alte Prophezeiung will behaupten, daß sich der gelbe Papst von Tsong Kha Pa und der weiße Papst von Rom am Ende der Zeiten — aber nein, lassen wir das. Uns interessiert vor allem die Frage, warum dieser Lama unter uns erschienen ist. Was hat er mit Maruscha vor?«

»Lieber Yashiga, Sie sehen Gespenster. Mir scheint der Fall weniger rätselhaft. Die Frau Maruscha ist ein höchst perverses Weib, müde der billigen Wollust. Ihr heißes Blut ist geil nach dem Fleisch des keuschen Lama. Ihr ganzes Geheimnis läßt sich aus dem punctum puncti erklären und kurieren. — Wir haben zu Hause eine effektvolle Oper, in der ein geiles Weibsbild dem Heiligen, nach dem sie gierte und der sie verschmäht hat, den Kopf abschlagen läßt. Ich wette, hier wird es auch nicht viel anders sein. Sie werden sehen, morgen fährt sie zu ihm hinaus ins Narrenhaus und wird lüstern sein hartes Fleisch abtasten.«

»Sie verstehen nicht, daß es sich um etwas ganz anderes handelt. Sie schwingt in Akasha, er wahrscheinlich wie alle Asketen in Prithivi,« versetzte Yashiga, den es reute, zuviel preisgegeben zu haben.

»Sehr möglich,« tat der Doktor überlegen. »Kommen Sie morgen mit mir zum Lama ins Krankenhaus. Sie werden sehen, daß sich die Geschichte genau so abspielen wird, wie ich gesagt habe. Schade, daß dazu keine Musik gemacht wird, das gäbe einen besonderen Nervenkitzel. — Aber jetzt wollen wir gehen, es ist gleich zwei Uhr. Holla, das Büffet ist noch offen. Trinken wir einen Kognak zu Ehren des Teschu,« tat der Doktor frivol.

»Danke.« Yashiga zog den Mantel an.

»Also gute Nacht. Morgen nach dem Essen hole ich Sie ab zur großen Oper im Narrenhaus. Es bleibt dabei.«

Yashiga ging. Der Doktor winkte ein Mädchen heran und ließ eine Pulle Extra Trocken knallen.

Die trüben Gewässer der Ingoda kollerten gegen die unterwaschene Böschung, glucksten auf in kreiselnden Wirbeln. Die Wälder standen kahl im triefenden Mondlicht, kalter Wind pfiff im dürren Gehölz. Unken tunkten in monotones Geplärr; in einem fernen Gehöft brüllte ein Rind. Aus einem Fenster des Hospitals fiel matter Lichtschimmer in die schmutzigen Pfützen. Die Nacht war glasig kalt, hart in der Kontur der frierenden Schatten.

Aus dem Dunkel des Hauses traten zwei Gestalten hervor, Derbek Lama und der andere. Sie schlichen über den Friedhof der Ingoda zu.

»So rede! Was war's?« fragte dieser. »Hier kann uns niemand belauschen.«

»Wir müssen fort von hier. Die Frau! Sie hat Kräfte in sich, die uns beide vernichten können, wenn wir weiter in ihrer Nähe bleiben.«

»Lama, sprich klarer!«

»Sie schwingt ganz in Akasha. Wenn der Japaner es weiß und in ihr die Akashakraft ausbildet, wird sie Entsetzliches schaffen. Wenn sie das Yoga beherrscht, wird sie viele Tausende ins Verderben stürzen.«

»Tritt ihr entgegen! Bist du nicht stark genug?«

»Ich bin zu schwach. — Das Akasha ist das erste und stärkste der Tattwas. Nur ein ganz Vollendeter kann ihren verderblichen Einfluß vernichten. Ich vermag nichts wider sie.«

»Dann laß mich es tun! Mich reizt es, die in mir entwickelten Kräfte an ihr zu erproben!« heischte der andere.

»Tu's nicht! Du kommst nicht auf gegen sie. Du bist nur ein Schüler in den geheimen Wissenschaften.

Vor Akasha müßten auch große Meister verzagen. Das Schicksal hat mit ihr Großes vor; denn nur alle dreihundert Jahre wird ein Mensch geboren, der ganz in Akasha schwingt. Nur der Teschu Lama kann gegen sie auftreten.«

»Weiß er, daß ein Akashamensch jetzt lebt?«

»Ich muß zu ihm, es ihm zu verkünden. Er allein kann dem Unheil steuern. Ich werde den Weg zu ihm nach Tsong Kha Pa finden.«

»Allein durch das Gebirge nach Tibet?«

Leise: »Freund, ich habe dir die Wahrheit verborgen. Nicht zufällig bin ich hier. Ich bin da mit Wissen des Teschu Lama . .«

»Lama, du in seinem Auftrag! Nimm mich mit zu ihm!«

»Du forderst viel. Noch nie hat ein Europäer den Teschu zu sehen bekommen. Du begibst dich in den Bannkreis von Mächten, die dich verderben können. Du könntest es bereuen. Wenn du zuviel erschaust, wird dein Gehirn verbrennen.«

»Du weißt, daß mich nicht Neugier treibt. Hat mich jemals ein eitler Gedanke befleckt, seitdem du bei mir bist? Tötete ich nicht die Sinne unermüdlich ab durch Kasteiung und Gebet, damit ich dir, Heiliger, ähnlicher werde? Gab ich nicht auf die Hoffnung auf Heimat, Weib und Besitz, als deine Stimme mich rief und erweckte?«

Der Lama schwieg. Die Hände flach gegen den vollen Mond gespreitet, sog er das Prana des Mondlichts in sich. Es schien, als ob er sich mit lunaren Wesen berate.

»Lama, verstoße mich nicht!«

»Warnende Stimme und Zuspruch verwirren mein Herz.«

»Lama, mein Glaube ist stark. Kann Gott mich verwerfen?«

»Gewaltiges künden die Sterne. Die ganze Nacht soll uns das Prana des Mondes durchfiltern, daß die Stimme in uns klarer spreche.«

Sie gingen in das hohle Grab des Hauses zurück.

Okuen Yashiga erwartete seinen Freund in seiner Wohnung. Sein gelber Diener machte den Tee bereit und knabberte an trockenen Biskuitscheiben. Yashiga lag auf einer Ottomane, im Halbschlaf über Akasha sinnend. Der Deutsche trat ein. »Wissen Sie, Yashiga, daß mich der gestrige Abend halb verrückt gemacht hat? Daß ein einziger Blick einen Menschen umwerfen kann, das ist doch nur Gaukelei. Wir alle waren betrunken. Heute dürfte der Lama weniger Erfolg haben.«

»Meinen Sie?« bemerkte nachlässig Yashiga.

»Allerdings muß ich gestehen, daß ich ein Laie aut dem Gebiete solcher psychologischer Phänomene bin. Sie haben darin sicherlich eine größere Sachkenntnis. Aber weil ich nun einmal in Asien bin — der verfluchte Krieg! — möchte ich auch etwas davon profitieren. Also schießen Sie mal fix los! Was ist das mit Akasha? Was tut sich mit den Tattwas?« holte er mit gemachter Witzigkeit aus.

»Lieber Freund,« begann Yashiga, »Ihnen kann ich mancherlei sagen, denn Leute Ihrer Art sind nicht schädlich, wenn sie es begreifen. Und wenn Sie es nicht erfassen —« Er stand dabei auf.

»Donnerwetter mal,« unterbrach ihn der Doktor und ging puterrot auf und ab. (»Ist der gelbe Affe aber eingebildet,« dachte er sich. »Na, wartet, bis mal der Hindenburg über euch kommt!«)

»Sie erwarten, daß ich Ihnen alles gebrauchsfertig auf den Tisch legen werde. Mundus ad usum Germanorum. So hat sich Hegel die Welt vorgestellt, und jeder Deutsche ist so ein kleiner Hegel. Ihr wollt für alles das Maß haben; bei uns ist alles unermeßlich. Deshalb kann ich Ihnen eigentlich nichts sagen, sondern nur einige Hinweise geben.«

»So. Haben Sie nicht vielleicht ein Buch, das einen methodisch über die Mentalität Asiens aufklärt?« (Er freute sich: Mentalität — ein süperbes Wort. Das wird ihm imponieren!)

»Da. Wenn Sie einmal nichts zu tun haben.« Er reichte ihm ein dünnes Heftchen. Der Tee wurde aufgetragen. Der Doktor rückte den Kneifer zurecht, setzte sich gerade und las mit affektierter Wichtigkeit: »Die Wissenschaft vom Atem darf nicht gelehrt werden dem, der lasterhaft, unrein, zornig, unwahrhaftig oder ehebrecherisch ist.« — Na, schön. — Er schlug das Buch an einer anderen Stelle auf und las leise. Yashiga schlürfte langsam den Tee. Einige Minuten verstrichen.

»Hören Sie mal, da tu ich nicht mit. Ich laß' mir ja vieles bieten, aber das geht mir doch über die Hutschnur,« sagte der gelehrte Herr und legte das Buch mit überlegener Geste beiseite.

»Wie Sie wünschen. Ich habe mich Ihnen nicht aufgedrängt. Übrigens habe ich Ihnen ja zuvor gesagt, daß es für Sie aussichtslos ist.«

»Toll, muß ich schon sagen,« er wischte sich behut-

sam den Kneifer. »Da hab' ich mal im Kino 'n Stück gesehn, da kommt auch so verrücktes Zeug drin vor —«

Da rauschte Frau Maruscha herein. »Yashiga, kommen Sie, führen Sie mich zu dem Lama von gestern.«

»Gnädige Frau, ich weiß gar nicht, in welchem Krankenhaus er sich befindet. Ich habe den Feldscher Skutatscheff für zwei Uhr herbestellt. Er muß jeden Augenblick da sein.«

»Diesen Skutatscheff hat man heute früh in seiner Kaserne aufgehängt gefunden, meldete mir Bronsky,« sagte Maruscha.

»Was? Tot?« Der Japaner zitterte beinahe. »Erhängt? Dann ist es wahrhaftig Akasha, was ich festgestellt habe. Wer das Akasha zum Leben erweckt, findet innerhalb der nächsten sieben Stunden den Tod, sagt das Buch Bstanghyur.«

»Mann, reden Sie nicht irr! Was ist Akasha?« schrie sie ihn an.

»Wie, Sie wissen wirklich nicht? — Lesen Sie dieses Büchlein.«

»Reden Sie! Ich hasse Gedrucktes. Das Wort allein gilt.«

»Akasha, der Klang — So hören Sie: Prana ist der große Lebensstrom, der unser Planetensystem durchflutet. Das Prana modifiziert sich in sieben Erscheinungs- und Wirkungsformen, von denen nur fünf uns bekannt sind. Sie heißen die Tattwas. Die erste Modifikation des Prana — es gibt ein positives und ein negatives, von Sonne oder Mond abhängig — heißt Akasha und bildet den Klang, das Wort. Jeder Mensch enthält in sich alle fünf Tattwas, doch es gibt auch Ausnahmen, die nur ein einziges Tattwa besitzen. Diese —«

»Wer ist Akasha? Bin ich's?»

Yashiga stockte, zögerte. »Ich darf es nicht sagen· Ihnen nicht. Es wäre für mich von Schaden. Denken Sie an das jähe Ende des unglückseligen Skutatscheff.« Sie wurde nachdenklich.

»Kommen Sie mit mir zum Lama. Ein inneres Gefühl weist mir den Weg zu ihm. Wir wollen zuerst im Asyl an der Ingoda nachsehen.«

»Darf ich mit, gnädige Frau?« drängte sich der Doktor vor. »Die Sache ist für mich als Wissenschaftler kolossal interessant.«

»Nein,« entschied herrisch die Frau, mit der Reitpeitsche klatschend. »Kommen Sie, Yashiga. Allein fürchte ich mich.« Sie ergriff seinen Arm und ging mit ihm davon.

Im Wagen saßen sie sich dicht gegenüber. Er blickte der Frau in die Augen, sie hielt stand. »Yashiga, zum erstenmal im Leben empfinde ich Grauen. Was ist's? Welch ein Zauber strömte vom Lama auf mich? Sein Blick — nur eine Sekunde — hat meine Seele wie ein Orkan aufgewühlt. Er hat die Kraft, mich zu beleben und zu töten. Der Sturm der Seele hat Furchtbares in mir erregt. Was wird das werden?«

»Frau Maruscha, es ist gefährlich, was Sie da tun. Wecken Sie nicht Kräfte, die besser weiterschliefen! Wenn er in Ihnen Verruchtes ans Wachbewußtsein fördert, das Sie bereuen und verfluchen! Es ist ein äußerst gefährliches Experiment!«

»Ich will mich ihm stellen! Es gibt mir Wonnen und Sensationen unbeschreiblicher Art. So lockt es uns hinab, wenn wir in einen Abgrund blicken. Die Wollust des Todes kann nicht höllischer sein.«

»Wer immer sich an einem Lama versucht hat, mußte

kläglich zugrunde gehen. Der stirbt nicht natürlichen Todes.«

»Dennoch!« glühte sie auf. »Ich will's!«

Der Wagen kam im lehmigen Morast nur langsam weiter. Schon witterte es sauer nach Chlorkalk und Verwesung.

Sie waren angelangt. Labrin, bestürzt über den unangesagten hohen Besuch, redete unsinnige Höflichkeiten und führte die Gäste in die gewünschte Abteilung. Als sie das Zimmer der Irren betraten, sahen sie die beiden Männer einander gegenübersitzen in fremdartiger Büßerstellung, sich reglos anstarrend. Der Lama, der die Ankunft der Fremden früher gewittert hatte, stieß heftiger den Atem von sich und stand auf. Maruscha Aka war ganz nahe an ihn herangetreten und flüsterte ihm ins Ohr: »Lama, ich engagiere Sie. Der Ataman tut alles, was ich verlange. Sie sollen in meinem Dienst zu den höchsten Ehren gelangen. Sie sollen mich tiefer in das Geheimnis des Fo einweihen und vorbereiten zur Gewinnung des Reichs.«

»Sie wissen davon? Wer hat es Ihnen preisgegeben?« klang es schwach aus seinem Mund.

»Ein Jugendfreund in Rjäsan.«

»Wissen Sie vielleicht noch seinen Namen?«

»Wassili Kornjakow.«

Über das Antlitz des Lama zuckte ein Blitz, ein leises Stöhnen entrang sich seiner Brust. »So sind wir durch Akasha an den Kadmon gebunden!«

Der andere der Büßer, der Europäer, war bei diesen Worten emporgeschnellt, sprang wie ein wildes Tier auf die Frau los, starrte ihr in die Augen und schrie: »Akasha!«

Maruscha zuckte zusammen: »Akasha — ich? Jetzt erst glaube ich das, was schon damals Kornjakow vermutete, daß ich es sei. Ich weiß, was das Wort bedeutet, und ich will es sein!«

Der Japaner drang bittend in sie: »Gnädige Frau, kommen Sie fort! Der Wahnsinn der beiden steckt an. Dringen Sie nicht tiefer in Geheimnisse ein, die für Sie tödlich sein können!«

Und der Lama sprach: »Lassen Sie ab. Ihr Wissen um verborgene Dinge stört das Wirken der Berufenen!«

Da begehrte sie auf: »Und doch bin ich Akasha, der Anfang, das Wort, die Nacht und Zerstörung!«

»Und Sie können noch im Lärm der Welt leben? Der Mensch, der seine Formel kennt, ist ruhig und still,« sagte der Lama.

»So töte du mich!« schrie sie in Wollust des Untergangs auf und warf sich wie gestern an seinen Hals, an allen Fasern zitterd, sich festsaugend wie ein Vampir. Sofort war der andere Büßer aufgesprungen, riß sie mit kräftigem Griffe los und schleuderte sie zu Boden. Sie schlug prall mit dem Leib auf den Estrich, gluckste auf in der Geilheit des Schmerzes; aber ihr flammender Blick fiel jetzt auf den andern.

»So nimm du mich auf in die Lehre des Fo,« wimmerte sie auf, »lehr' du mich die letzten Schauer, laß' mich Akasha sein!« Ihr heißer Atem wehte ihn an, an seiner Brust wogte ihr Busen. Da loderte auch in ihm das Blut auf, die fiebernde Gier des Weibes fraß sich ein in sein Fleisch. Seine Knie begannen zu zittern, tobend raste sein Blut. Sein Leib wankte im Gluthauch der Lust wie ein Halm im Sturm. Triumph glühten die Augen der Frau. Da riß ihn der Lama zurück, aber schon trug

er den Kuß der Dämonin auf seinen Lippen, ihr für immer verfallen.

»Tamil!« Ein einziges Wort sprach der Lama zu ihm und dieser ließ mechanisch von ihr, aschfahl, die Augen verglast.

Yashiga war barsch an den Lama getreten: »Lama, sind Sie sicher, daß Sie sich nicht täuschen? Sie wäre ein Wesen, in dem sich die Akashakraft zeigt? Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Ich bin unwissend. Es ist nur einer, der weiß.«

»Ich kenne ihn vom Hörensagen. — Sie wollen zu ihm?« fragte der Japaner. »Zum Teschu Lama?«

Der Lama wich aus. »Frau Akasha, so wie Sie jetzt sind, dürfen Sie nicht mehr mit Tamil und mir zusammenkommen. Ihr Akasha ist noch negativ und lunar; erst bis es positiv und solar geworden ist, werden wir uns wieder finden. So wie Sie jetzt sind, können Sie — doch nein, ich darf es nicht verraten. Schon zuviel haben Sie erschaut, was Ihnen besser verborgen bliebe. Blicken Sie in sich und Sie werden mehr wissen, als ich Ihnen je sagen kann.«

Labrin, der Aufseher, der sprachlos die Szene mit angesehen hatte, trat hervor, hieb mit den Fäusten auf die beiden ein: »Ihr Narren! Heißt das Respekt vor den Herrschaften? Ich werde euch!« plusterte er fauchend.

»Lassen Sie die beiden!« befahl Frau Maruscha, die ihre zerknitterten Kleider geradestrich. »Yashiga, kommen Sie!« Dem Aufseher gab sie eine große Banknote und sprach zu ihm: »Geben Sie gut auf die beiden acht, daß sie nicht entkommen. Das Geld verwenden Sie für Aufbesserung der Kost. Ich werde mich jede Woche von allem hier überzeugen. Ein Diener wird

täglich aus meinem Keller Wein und Backwerk herbringen. Sie haben verstanden?«

»Jawohl, Euer Gnaden,« und Labrin verbeugte sich vor der Frau des großen Atamans.

»Welch ein Zusammenhang!« sagte sie zu Yashiga, als sie die Treppe herabstiegen. »Wer kann da erkennen, wo der Wahnsinn aufhört und wo die letzte Erkenntnis beginnt? Es wühlt mich in schauriger Freude auf zu fühlen, wie ungeborene Greuel und Wonnen in mir nach der Tat schreien,« sagte die Frau.

»Akasha – das Wort, das alles aufbaut und alles zerstört. Wir sind nur Bausteine eines uns unbekannten Baues.«

»Sein Fleisch!« stöhnte die Frau. »Tamil!«

Sie stiegen ein und fuhren zurück. Labrin, die Pudelmütze in der Hand, schaute dem Wagen respektvoll nach, bis er seinen Blicken entschwunden war. Brummelnd ging er in das Zimmer der Irren zurück, in den schmutzigen Bart knurrend: »Was solchen Herrschaften nicht alles einfällt! Kommen in ein Narrenhaus und tun selbst so, wie wenn sie verrückt wären! Da soll sich einer auskennen! — Heda, ihr beiden, was macht ihr da?« schrie er sie an.

Tamils Körper wand sich in Zuckungen am Boden, wie besessen von einem bösen Geist. Derbek Lama murmelte dumpfe Beschwörungen, indem sich sein Oberkörper nach rechts und links gleichmäßig wiegte.

»Ich werde ihm eine Jodtinktur bringen,« sagte Labrin und humpelte davon, die Banknote noch immer fest in der Faust haltend.

»Tamil, Bruder, erwache! Treibe das Akasha, das von ihr in dich gedrungen ist, heraus! Kämpfe es nieder! Wozu bist du in Gebeten und Abtötungen so stark

geworden? Ein Yogi schwebt über den Leidenschaften wie ein Kork über dem Wasser. Willst du dein heiliges Tattwa verunreinen durch niedere Gier?« sprach der Vollkommenere auf ihn ein.

Tamils Körper, schon ruhiger geworden, klagte auf: »Lama, hilf! Wie Feuer ist es über mich gekommen! Meine Sinne glühen nach ihr! Binde mich fest mit Seilen an dich, daß ich ihr nicht nachstürze!«

»Bruder, erkenne klarer! Ist sie nicht Bote eines Höhern? Wenn Akasha erscheint, müssen in kurzer Zeit auch die anderen Tattwas in menschlicher Gestalt erscheinen. Vielleicht bist du selbst ein Wesen wie sie, Verkörperung eines der Tattwas? Ich kann es dir nicht sagen. Aber beim Teschu Lama wird es dir gesagt werden, wie dein Geschick ähnlich dem ihren ist. Er wird anordnen, was du tun sollst. Früher tu nichts! Ohne seinen Rat ist jegliches Handeln vergeblich oder es könnte dir schaden. Auf, ermanne dich, sei stark! Die verborgene Gottheit hat Großes mit uns vor, weil sie uns mit Akasha zusammengeführt hat. Willst du in törichter Verblendung ein großes Werk vereiteln?«

Tamil hatte sich gesammelt, auf seiner Stirne klebte noch der Schweiß des Grauens. »Verzeih, ich war schwach. Aber es war zu gewaltig. Es ist schon vorüber. Du hast recht, mit mir zu schelten. Flucht nur vor ihr ist die einzige Rettung. Ihre Nähe vergiftet den Sinn meines Herzens. Ich darf sie nie wieder sehen — es wäre furchtbar!«

»Ahnst du schon alles?« fragte der Lama. »Negativ, so wie Akasha jetzt ist, ist sie Zerstörung. Wäre es nicht möglich, ihre Kräfte zu wandeln? Wäre es nicht eine Aufgabe?«

»Sushumma ist, wir wollen rasten,« sagte der Lama.

Riesig, flammend — ein Gott — die Sonne stieg auf, das feurige Auge des Fo. Die Landschaft erglühte in rosigem Flaum — fern die Ingoda, fern die Stadt, fern die Menschen.

Noch wellten Hügel zu ihren Füßen, dunkelgrün von Tannen, Fichten und Eiben, aber schon stieg unfern der Rücken der Berge steilhart auf, schrundig, gezackt von Jochen, zerklafft von Spalten und Runsen, aus denen Nebel aufbrodelte wie aus Kratern eines Vulkans. Pfadlose Klammen, aus denen Wildstrudel schossen, bohrten sich tief in das graue Gestein.

»Viele hundert Meilen!« sagte der Lama und wies mit der Hand nach Süden. »Tamil, noch kannst du umkehren. Viele Schrecken warten auf dich. Wiederum muß ich dich warnen.«

»Ich bleibe bei dir. Dein Land soll auch meine Heimat werden.«

»Tief unten liegt es. Aber in das erste Dorf der Burjäten kommen wir schon heute. Meine Brüder werden uns behilflich sein, wenn sie den Zweck unserer Pilgerfahrt erfahren. Speise und Trank soll uns nicht bekümmern.«

Tamil schwieg. Sie gingen stundenlang weiter. Die Frage brannte ihm auf den Lippen. Endlich sprach er sie aus: »Weshalb hast du mir den Namen Tamil gegeben? Was ist sein Sinn, was seine Bedeutung?«

»Der Teschu Lama wird es dir künden. Halte dich frei von Begier. Hast du es nicht aus dem Zusammenhang mit Akasha erraten?«

»Nein.«

»Erinnere dich daran, wie wir zusammenkamen. — Wer bist du?«

»Lama, ich bin dein Knecht! Befiehl und ich gehorche!«

»Wir werden noch in dieser Nacht die Wanderung antreten. Saturn ist unter dem Horizont.«

»Ich vertraue dir.«

»Vorsicht!« — Die Spitalsglocke läutete zur Abendmahlzeit. Labrin kam mit dem Kübel und verteilte Brotsuppe und Polenta.

Wieder troff der frierende Mond durch die Nacht und der kalte Wind fing sich im dürren Geäst. Mitternacht war vorbei. Der Lama und Tamil standen auf der Schwelle. Niemand war in der Nähe, keine Wache, kein Kosak. »Es ist entscheidend für uns und für viele,« sagte der Lama.

»Om mani padme hum.« —

Sie schritten hinaus in die glashelle Nacht der Ingoda zu, in der schäumend das erste Schmelzwasser der südlichen Berge brauste; schritten über den Friedhof. Über die Leichen der toten Brüder. Über die Landstraße in den schwarzblauen Forst. Urweltsbäume rauschten ewigen Sang. Aus den Höhen stürzten die Bäche herab, aus den Schluchten dampften die Nebel hervor. Über niedrige Hügel zogen sie hin, südwärts, wo das Daurische Gebirge trübweiß aufsteilte, fern, fern.

Sie gingen in gleichmäßigen Schritten. Nirgends ein Zeichen menschlicher Nähe.

Der Mond war untergegangen und die Sternbilder zeigten klarer ihre magischen Symbole. Geist getaucht in Geist schwiegen die beiden Wanderer. Schwiegen, als sich Kassiopeja schräg senkte, schwiegen, als der Frühfrost aufschauerte, schwiegen, als sich der Osten in fahler Ahnung färbte.

»Soll ich das sinnen, was nicht mehr ist?«

Sie gingen rastlos. Endlich hub Tamil an: »Krieg. Nach acht Monaten wurde ich gefangen, es war in den Karpathen. Ein Nervenfieber brachte mich dem Tode nah. In Rjäsan lag ich im Spital. Nach einem Jahr entließ man mich als geheilt. Ich nahm eine Stellung in der Kameneffschen Papierfabrik an und lernte geheime Zirkel kennen.«

»Und Akasha?«

»Maruscha Aka — ja, ich habe sie dort zum ersten Male getroffen. Schändlich, schändlich! Es war meine trübste Zeit. Ihr heißes Gift floß über in mich, ich war ihr verfallen. Und dennoch war meine Glut zu ihr heilig und groß wie der Tod. Sie jagte mich davon. Ich zog ihr nach, sie wurde die Mätresse des großen Atamans. Wie einen Nachtwandler der Mond, so zog es mich zu ihr. Da kam wieder das Nervenfieber, hier, wo sie weilte, und ehe ich sie noch sah, hatte man mich Irrenden ergriffen und in das Grab des Spitals gesperrt. Doch da bist du gekommen, legtest die Hand auf meine Stirn und das Fieber war geschwunden. Deine Nähe hat das Toben meiner Sinne beschwichtigt und mir die Ruhe wiedergegeben. Oh, und gestern, als sie mir nahe war, hat sie mich nicht einmal erkannt! Für die ich geblutet! Schon wollte ich es ihr ins Gesicht schreien, aber dein gütiger Blick hielt mich davon ab, mich an ihr in grausamer Liebe zu rächen.«

Der Lama schwieg.

»Lama, was hast du mit mir vor? Du hast mir nicht alles gesagt. Wer hat dich gesandt? Warum hast du dich gerade meiner erbarmt? Bruder du aus fernstem Geschlecht: alle meine Brüder haben mich verlassen.

Fremd wie ein Tier im fremden Land, nachtete ich in Verwirrung und Elend, verlassen auch von Gott, denn mein Herz war durch die Leidenschaft für sie tot. — Im Düster verzweifelnder Gier trank ich giftige Laster, rasend, bis mein Körper zerfiel. — Da bist du gekommen und ich war genesen. Was führt dich aus geweihtem Bezirk zu uns, in das Land der Verbrecher und Mörder? Wie kamst du ins Irrenhaus von Tschita, zu mir?«

»Bruder, du kannst noch nicht den Umkreis begreifen. Du wirst es aber erfahren. Ein Yogi fragt nicht, wenn seine Seele noch nicht bereit ist. Der Teschu Lama wird dir alles enthüllen, wenn du von Begier frei bleibst. Ich bin nur sein Sendling, nur Teil. Drum schweige ich. Nur im Ganzen ist Wissen. Ergib dich wunschlos dem Großen Atem und die oberen und unteren Reiche sind dein.«

»Du bist heilig und groß!« rief Tamil aus, begeistert und glühend zu seinen Füßen hinstürzend.

Der Lama hob ihn liebend auf und hauchte seine Augen an: »Sieh an die Berge! Die Wälder rauschen — der Atem der Erde! Fühlst du den Herzschlag Gottes in dir? Heilig ist der Stein, der Baum und das Tier, denn in ihnen schwingen Teile des Großen Atems. Der Mensch aber soll mehr sein als sie, er soll die zerstreuten Teile vereinen und zur Geistigkeit erheben.«

Da überwallte es den Europäer: »Dem Großen Atem wunschlos mich ergebend —« Erinnerungen an begeisterte Kindheit tauchten in ihm auf; er fühlte sich als Jüngling wieder mit glühenden Wangen, verzückt über die Worte eines großen Dichters in ekstatischen Träumen. »Ich bin ein Funke nur von heiligem Feuer, ich bin ein Dröhnen nur der heiligen Stimme« — Und

sein Jauchzen war mehr als Stein, Baum und Tier, denn er sammelte alles in der Natur Zerteilte in liebendem Gebet. Auf seiner Wimper brannte es heiß: Kindheit, Rausch des Geistes, Demut und erste Ergriffenheit zagender Liebe. Wunder überall.

Der Lama sprach: »Das Auge des Fo leuchtet in Feuern. Rein schwingt das Herz. Auf! Wir wollen nicht länger verweilen.«

Sie gingen den Hügel hinab. Eine Schar von Wildgänsen rauschte über ihren Häuptern vorüber. Die Sonne stach grell herab. An Quellen löschten sie ihren Durst. Haselnüsse, Beeren und fleischige Disteln mit milchigem Fruchtboden stillten den Hunger. Zur Mittagszeit ruhten beide in wohltuendem Schlaf. Dann schritten sie weiter, unermüdlich mit strebenden Füßen.

Gegen Abend zeigten sich die ersten Spuren von Menschen. Weit unten weideten zerstreute Schafe.

»Ein Burjätendorf, sieh! Die Brüder werden uns gastlich aufnehmen,« sagte der Lama.

Ehe die Sonne noch niedersank, waren sie bei den schmutzigen Lehmhütten angelangt. Ein Alter kam ihnen entgegen. Als er den gelben Riemen am Halse des Lama erblickte, verbeugte er sich ehrerbietig und führte die beiden Wanderer mit Segensworten in seine windschiefe Hütte.

Tamil, der seine Erschöpfung seit Stunden bekämpft hatte, erlag beim Beschreiten der Schwelle den Gesetzen seines Körpers. Er fiel hin und schlief auf der Stelle ein. Der Lama und der Burjät trugen den Schlafenden in die Ecke beim Herdfeuer und legten ihn auf ein Lager von Schaffellen. »Er ist es nicht gewohnt,« sagte der Lama, den Freund entschuldigend.

Der Alte hatte eine Schüssel mit Brot und Früchten aufgetragen und holte aus einem Schrank fetten Rahm und einen Krug mit Wein. Der Lama sprach ein Gebet in seiner Sprache, dessen Schluß der Burjäte wiederholte. Sie aßen. Der rote Schein des glosenden Feuers fiel schräg über die schweigenden Männer.

Draußen senkte sich dichter Nebel, die Nacht brach unheimlich rasch an. Der Lama begann mit dem Alten leise zu sprechen.

In der Jurte brüllten die Rinder, blökten die Schafe. Der alte Schamane erhob sich vor Sonnenaufgang von seiner Schilfmatte, leise, um die noch schlafenden Fremden nicht zu wecken, trat hinaus und berief die Ältesten des Dorfes zu einer Besprechung in der Jurte des Dorfschulzen. Von Haus zu Haus flog die Mär, und bald kamen sie aus den verrußten Lehmhütten hervor, mit ernsten Gesichtern und scharfem Blick. Der Alte berichtete nun, was ihm Derbek Lama in der Nacht beim Herdfeuer mitgeteilt hatte, mit heller, wohlklingender Stimme. »Zum Teschu Lama mit einem Peling (Europäer)!«

Ein tiefes Stillschweigen entstand, die meisten nickten ihm bejahend zu, die andern beschatteten die Stirn mit der linken Hand.

»Ich werde sie bis Zezen-Chava begleiten,« setzte der Schamane fort. »Übernehmt indes meine Herde und Jurte. Hütet das Schweigen und teilt nichts den Weibern mit! Er ist vom Teschu gesandt, zu dem er jetzt mit dem Fremden zurückkehrt; er steht im Schutze des Fo!«

Die Köpfe nickten abermals zustimmend.

»Kein Weißer darf den Teschu sehen«, warf einer der

Jüngsten ein. »Das Gesetz verbietet, einem Weißen zu helfen.«

»Derbek Lama übernimmt jede Verantwortung,« sprach der Schamane. »Wenn Böses daraus entsteht, will er die Schuld tragen.«

Da verstummten alle, nur der Jüngste rief: »Dann versucht der Lama den Fo! Es ist verwegen, was er tut!«

»Schweig!« schrie alles auf ihn ein. »Es ist Lästerung gegen den Boten des Teschu!«

Sie verließen die Jurte. Jeder kehrte zu seiner täglichen Beschäftigung zurück.

Als der Schamane zurückkam, standen die beiden Pilger schon gerüstet da. Der Alte steckte in seinen Ranzen, den er mit Proviant vollgestopft hatte, Streifen, die mit Segenssprüchen beschrieben waren, wie es die Sitte vorschrieb. Die drei Yogis warteten noch einen günstigen Atem ab, sogen das Prana der aufgehenden Sonne in sich und schritten dann aus.

Ehrfurchtsvoll verbeugten sich vor ihnen die Bewohner des Dorfs. Weiber steckten ihnen Papierstreifen mit Gebeten zu und summten ihr eintöniges Om mani padme hum. Die Gebetsmühlen bei jeder Hütte drehten sich schnurrend im frischen Morgenwind.

Aber statt südwärts gegen die Berge, wie der Lama gestern den Weg angegeben hatte, führte sie der Schamane westwärts in ein Tal, wo der Onon fließen mußte. Die beiden Burjäten beteten in ihrer Sprache eine endlose Litanei, Tamils Gedanken schweiften irr umher. Sein Sinn war bei der Frau, deren sengender Blick in seiner Seele brannte. Flammend lohte sein Herz in Liebe und Wollust nach ihr.

Der Schamane unterbrach sich: »Unser Gebet ist unfruchtbar, wenn der Wille eines anderen es kreuzt.«

»Weißt du, warum?« fragte ihn der Lama.

Der Alte hielt seinen Schritt an, starrte in das Blau des Himmels, reglos, sein Atem schlug sich nach innen, kein Glied zuckte. Eine Minute stand er da wie aus Stein. Dann sprach er tonlos: »Ich habe es deutlich gesehn: Akasha. Sie hat ihn mit ihrem Tattwa vergiftet.«

»Weißt du nun, weshalb er mit mir zum Teschu muß?«

»Er wird gereinigt werden oder ganz dem Bösen verfallen. Dann wehe der Welt, wenn er sein Tattwa, das sechste, erkennt und sich mit Akasha vereinigt!«

Da schrie Tamil, der weit hinter ihnen gegangen war, auf und wies mit der Hand geradeaus. Fern am Horizont waren einige Reiter aufgetaucht, ihre Bajonette blitzten in der Sonne. Sie ritten geradewegs auf die drei Pilger los.

»Kosaken des Ataman Semjonoff!!«

»Akasha hat sie ausgeschickt, um uns zu fangen. Sie gibt mich nicht frei,« war Tamils Gedanke.

Das Hügelland war nur schwach gewellt, nirgends bot sich den Augen ein sicheres Versteck. Tamil erblaßte vor Furcht und Freude. »Ihre Liebe zu mir ist wieder erwacht!« Aber dennoch siegte die Gier, ihr zu entrinnen. Nein, sie sollte ihn nicht fangen! Er wollte sie zwingen. Ach, Macht! Und sie ist in meiner Gewalt!

»Lama, wir sind verloren!« schrie er auf. Schon bebte die Erde unter den Hufschlägen der trabenden Rosse.

»Still!« sagte ruhig der Schamane, faßte ihn bei der Hand und drückte sich mit ihm sacht auf die Erde. Der Lama hatte ebenso getan.

»Verflucht! Hat sie die Erde verschlungen?« wetterte

der Anführer, der sein Roß anhielt und sich überall umsah. Er war wie mit Blindheit geschlagen, daß er die drei auf der Erde liegenden Männer nicht sah. Oder war es ein Werk des Schamanen?

Die ganze Rotte schwenkte nach links ab, der Hufschlag wurde immer ferner, in der Luft lag ein leichter Geruch von Juchten und Pferdeschweiß.

Tamil hatte sich erhoben. »Was ist geschehen? Warum haben sie uns nicht bemerkt?«

»Wer das Tattwa beherrscht, kann den Willen der anderen lenken nach seinem eigenen Willen. Frag' nicht!« sagte der Lama.

Der Schamane hatte sich in eine niedrige Mulde gekauert und verbrannte unter eintönigem Singen einige der mitgenommenen Papierstreifen.

Dann gingen sie weiter, weiter in das endlose lehmige Land. Das Gebüsch wurde immer spärlicher und gelbliches, ausgedörrtes Heidekraut übermooste den Boden die Steppe begann. Da und dort raschelte es im dürren Gras; ein Fuchs oder ein Hase jagte vorüber. Der Wind pfiff stoßweise dahin und Vögel schossen pfeilschnell über die Häupter der Pilger.

Nun senkte sich das Land in sanftem Gefäll, schon sah man fern im zerrissenen Lehm die Schluchten des Onon. Ein Regen setzte ein, prasselnd mit hagelnden Schloßen; Nebel stießen aufeinander und wirbelten in wilden Tänzen vorbei. Da erbrausten die Himmel in züngelnden Blitzen, knatternd in berstenden Feuern. Von den Schafpelzen der Männer troff es in Bächen, der Boden wurde glitschig und klebte schwer auf den Sandalen. Ost und West — wo waren die Weltgegenden? Aber der Schamane ging unbeirrt geradeaus durch die

stürzenden Wasser, ruhig und fest im Schritt. Ein Elmsfeuer brannte knisternd über seinem Scheitel in der elektrischen Luft. Zeit war geschwunden; es schien Tamil, daß er tagelang also schon ging, immer dem Schamanen nach.

Der Alte blieb plötzlich stehen. »Hier,« sagte er und rief die beiden zu sich. Undeutlich im Nebel konnte man die Kontur einer Hütte wahrnehmen. »Tügüril Kamak!« rief er und ein Hirte kam ihm entgegen, erkannte ihn und begrüßte ihn ehrerbietig. Mit einer Geste wies er auf die beiden anderen. Sie traten ein; Tamil ließ sich ermattet am offenen Herdfeuer nieder, am ganzen Leib von kalter Nässe geschüttelt. Der Hirt brachte ihm vorgewärmte Wollkleider, er kleidete sich um. Die beiden Burjäten setzten sich an die Glut und sogen die Wärme des duftenden Kiefernholzes in sich. Der Hirt brachte Käse, Milch und Brot.

Nach dem schweigsamen Mahl huben die drei gelben Männer Reden in fremder Sprache an, von denen Tamil kein Wort verstand, der vor Erschöpfung keinen wohltätigen Schlaf finden konnte. Gewiß sprachen sie von ihm und von Akasha, er spürte, wie diese fremden Worte seine Seele berührten. Auch fühlte er instinktiv, daß der Hirt nicht so tief wie die beiden anderen in die Geheimnisse des Landes eingeweiht war; aber dennoch mußte auch der einfache Mensch verstehen, daß es sich hier um Großes handle. Dessen Augen glühten vor Erregung, er konnte sich weniger beherrschen.

Da stand der Hirte auf, nahm aus dem Winkel eine Schaufel und begann, den festgestampften Boden der Hütte zu lockern. Nach einiger Zeit klirrte die Schaufel. Der junge Burjät nahm ein Kästchen aus der auf-

gewühlten Erde und schüttete es vor dem Lama aus. Goldstücke fielen heraus, große und kleine, nicht größer als Hemdknöpfe.

Tamil war näher getreten und nahm einige in seine Hand. Sie waren aus gediegenem Gold, mit geometrischen Figuren und seltsamen Schriftzeichen bedeckt. »Das Gold Tsong Kha Pas,« sagte der Lama. »Wir werden uns Pferde kaufen müssen.«

»Wie kommt dieser Schatz in die Hütte eines Hirten?« fragte Tamil, den das Gold munter gemacht hatte.

»Die ganze Wüste Schamo,« hub Derbek Lama an, »war vor vielen tausend Jahren ein blühendes Reich, mächtig wie keines je auf Erden. Aber die Bewohner sind ruchlos geworden. Da ließen die Geister die Quellen versiegen und die Wüste fraß es auf. Tsong Kha Pa hat dann das Land mit Schamanen besiedelt. Die großen Städte stehen noch mit ihren Palästen und Türmen, aber es ist den Schamanen verboten, in Städten zu leben. Das Gold, das man dort fand, gehört den Nachfolgern des großen Tsong Kha Pa, dem jeweiligen Teschu Lama. Der Boden der Wüste birgt mehr Gold, als in den Händen der Weißen ist. Einst wird es dazu dienen —«

»Genug,« unterbrach ihn der alte Schamane, »noch darf er es nicht wissen. Er könnte es den Weißen verraten. Hat er schon die Weihe des Teschu erhalten?«

»Ich bin nicht nach eurem Golde gierig,« sagte Tamil. »Erzähle mir, Vater, von den Klöstern der heiligen Mönche! Das Gold ihrer Weisheit ist es, nach dem ich lechze.«

»Auf dem Weg nach Süden wirst du sie sehen. Du bist der erste Peling (Europäer), der seinen Fuß in ihre

Hallen setzen darf. Aber denke nicht daran, daß sie dir die Schriften zeigen und erklären werden, die jahrtausendalten.«

»Wird aber nicht einmal der Tag kommen, wo der Peling die Klöster entdecken und die heiligen Schriften rauben wird?«

»Nie!« versetzte der Alte. »Dann flüchten die heiligen Lohans in die Höhlen der Erde. Südlich von Ssamyischanta ist die Erde löcherig wie ein Schwamm. Der Berufene kennt den Eingang und wahrt sein Geheimnis, heißt es in einem der Tantras. — Im Schlunde der Nacht leben die heiligen Väter. Wer dort unberufen eintritt, wird mit Wahnsinn geschlagen. Keine Macht der Erde, nicht Kanonen und Feuer, kann den Eintritt erzwingen. Dort hüten die Lohans die Geschicke der Welt.«

»Wer unberufen eindringt, wird mit Wahnsinn geschlagen?« fragte Tamil.

»Unberufen, das heißt, dessen Herz nicht frei ist von Gier nach den Schätzen Tsong Kha Pas.«

In Tamils Gehirn brüteten dunkle Gedanken. »Macht! Und Akasha ist mein!« Die ganze Nacht konnte er kein Auge schließen.

Die drei Schamanen hatten ihr Lager in der Kammer.

»Er ist nicht frei von der Gier. Sein Auge glühte rot,« sagte der Alte.

»Ich muß ihn zu Teschu führen. Denn in ihm ist das sechste, noch unbekannte Tattwa, Tamil. Er soll die Weihe vom Teschu erhalten. Dann hat er die Gewalt, Akasha, nach der er glüht, in Reinheit umzuschaffen. Sind einmal Akasha und Tamil, das erste und das sechste Tattwa, rein und positiv geworden, dann ziehen die beiden

die anderen Tattwas an sich. Vayu, Apas, Tejas und Prithivi werden durch die beiden erweckt. Sind dann die sechs Tattwas in sechs Menschen verkörpert, so muß sich auch das unerforschliche siebente einstellen, das Tattwa des neugeborenen Fo. Die Peling nennen ihn Adam Kadmon.«

»Es ist ungeheuer und verwegen, was du sinnst. Und wenn er der Gier erliegt?« fragte der Alte.

»So will ich seinen Sinn zerstören. Er soll das Gedächtnis verlieren, um nichts ausplaudern zu können, was er beim Teschu geschaut hat,« sagte der andere Lama.

»Derbek Lama, laß ab! Es ist verwegen,« warnte nochmals der Alte.

»Es muß sein! Der neugeborene Fo soll mich segnen.«

Am anderen Morgen trennte sich der alte Schamane von Tamil und Derbek Lama. Nun ritten die beiden auf stämmigen Rossen südwärts, zuerst den Onon aufwärts durch steppiges Gras- und Weideland, an vielen Jurten vorbei. Gastlich nahm man sie überall auf und bereitwillig wiesen ihnen Hirten und Pflüger den Weg.

In Zezen-Chava trafen sie einmal mit Europäern zusammen, von denen sie aber nichts zu befürchten hatten. Es waren dies vier österreichische Kriegsgefangene, die den Erpressungen der tschechischen Legionäre und der Grausamkeit des Atamans Semjonoff entwichen waren und nun quer durch die Steppe einen Weg nach Blagowjeschtschensk oder Peking suchten — ein tollkühnes Unternehmen.

Dort kaufte der Lama für das Gold Tsong Kha Pas für die bevorstehende Wüstenreise zwei Dromedare und zwei Packtiere und stellte auch die übrige Ausrüstung

zusammen. Tamil glich nun in seiner neuen Kleidung fast einem Tibetaner und bemühte sich mit Erfolg, ihre Sprache zu sprechen. Die Gesten und Bewegungen hatte er sich schon früher angeeignet. Als Diener für die Tiere wurde Hentschi, ein junger Burjäte, angeworben, der die kleine Karawane bis Zagon-Tugürik begleiten sollte.

Nach einigen Rasttagen ging es nun mit frischen Kräften quer durch die Steppe nach Süden. Der Weg wurde von Stunde zu Stunde immer unwirtlicher; am zweiten Tag hatten sie die letzte verdorrte Tamariske hinter sich gelassen und sahen sich nun allein in der furchtbaren Wüste. Tagsüber brannte noch immer heftig genug die Novembersonne, doch in der Nacht ließ die Kälte ihr Blut erstarren. Das Wasser in den Schläuchen war zu steinharten Klumpen gefroren. Mit dem Brennvorrat mußte frühzeitig gespart werden. Um den Proviant zu schonen, ging Hentschi fleißig auf die Jagd und kam oft mit reicher Beute zurück. Doch der Lama verschmähte das Fleisch. Die Maultiere sanken oft knietief in den lehmigen Sandstaub ein und so kam man nur mühsam vorwärts. Endlich wurde am achten Tag Zagon-Tugürik erreicht und Hentschi wurde mit reichen Geschenken entlohnt.

»Du hast den Diener entlassen?« fragte Tamil, »wie willst du für den weiteren Weg einen Führer finden?«

»Ich habe deshalb einen Führer genommen, weil Zagon-Tugürik noch außerhalb des Bereichs des Atems des Teschu Lamas liegt. Bis hierher reicht die Gewalt seines inneren Schauens. Schon fühlt er mich und sein Wille wird meine Schritte lenken. Wir können nicht irre gehn, denn der Große Heilige ist mit uns«, sagte der Lama.

Von nun an wanderten sie in der Nacht. Der Lama hielt vertraute Zwiegespräche mit den Gestirnen und lauschte auf die Stimmen, die aus der Nacht zu ihm sprachen. Die Jurten und Weideplätze hatten schon längst aufgehört, die Flußläufe waren versiegt, aber immer fand der Lama am Morgen eine Lagerstätte, die unter dem Sand eine Kruste Eises versteckt hielt. Die Wünschelrute seiner Nerven zuckte jedesmal in der Nähe des Wassers zusammen.

»Wir wollen heute in der Nacht schlafen und tagsüber wandern«, sagte der Lama in der zweiten Woche ihres Aufbruchs von Zagon-Tugürik. »Wir werden in kurzer Zeit zu den Ruinen von Lahagur gelangen.«

Nach einigen Stunden wurde ein wasserleeres Flußbett überquert und man gelangte, über riesige Felsblöcke kletternd, in eine salzhaltige Talmulde, einstens wahrscheinlich ein See. Wie sie über die knisternden Alaunkristalle dahinschritten, da tauchte auf einmal hinter der Krümmung des Wegs ein märchenhaftes Bild auf: eine Stadt lag vor ihnen, traumhaft zu schauen wie eine Fata Morgana, erstorben, halb versunken im gelben Sandstaub.

»Die Hauptstadt des toltekischen Reiches«, sagte der Lama. »Vor zehntausenden Jahren ist sie gestorben. An Pracht überbot sie die reichsten Städte am Ganges. Und dennoch mußte sie sterben, wegen Greuel, deren Sinn uns verloren gegangen ist. Als die Lehre des Fo, unseres Herrn Gautama Buddho, hierher kam, lag schon die Stadt so da, wie du sie jetzt siehst. Aber Lahagur wird wiedererstehen, künden die Bücher des Kahgyur, mächtiger denn zuvor, aber als Stadt der Heiligen und Büßer. Wenn dies geschieht, dann ist nahe das Ende

der Zeiten. — Rühre nichts an, Tamil, von den Schätzen der Vorzeit, denn noch lebt die Verfluchung in ihnen,« warnte der Lama.

Sie waren näher herangekommen. An der Westseite, wo ehemals der Fluß vorbeifloß, hatte der Wind einige Stadtmauern freigelegt und Tamil bewunderte die bizarre Pracht der Architektur. Fenster und Türen waren übermäßig hoch; eine Rasse von ungewöhnlich hohem Körperbau mußte hier gewohnt haben. Die Türen waren mit einem eigentümlichen blutroten Metall beschlagen, das für Tamil fremd war.

»Rühr' das Metall nicht an!« rief ihm der Lama zu.

Aber schon war es zu spät. Neugier — oder war es der Gedanke an Akasha? — hatte ihn geblendet. Wie ein elektrischer Funke war es auf ihn übergesprungen. Er hatte eine der Metallplatten in seiner Hand und betrachtete sie mit Interesse.

»Tamil, was hast du getan?« rief ihm Derbek Lama zu. »Willst du Anteil haben an der Verruchtheit Lahagurs? Du kennst nicht die magischen Kräfte dieses verruchten Metalls. Wirf es fort!«

»Nein. Reisende bringen gern Andenken mit.«

Da erzürnte der Lama. Zum erstenmal sah Tamil in dessen starren Zügen Erregung und Zorn. Schon wollte der Lama sich auf den Peling stürzen — da stockte er: seine Augen starrten über Tamil hinaus. — Er taumelte zurück: über einer Dünung waren zwei Männer in gelben Gewändern aufgetaucht und hoben die Hände gegen ihn. Derbek Lama ließ von Tamil ab und verbeugte sich vor ihnen. Tamil hatte indes die Metallplatte sicher am Busen geborgen, der in ungestümer Erregtheit sich hob.

Die beiden Gelben waren näher gekommen. Derbek redete sie an: »Ehrwürdige, ihr bewohnt den verrufenen Ort?« wagte er die Frage.

»Wir sind die ersten. Wir wissen es, was es bedeutet. Lahagur wird wiedererstehen.«

»Weiß der Teschu davon?«

»Ja. Er hat den Auftrag gegeben. Denn wisse: Fo hat sich wiedergebären lassen von einem irdischen Weib. Er ist schon in menschlicher Umhüllung.«

Im höchsten Jubel schrie der Lama auf: »Auch ihr sagt es! Er ist da, ist da! Ich werde ihn sehen! Ich will ihm die sechs erfaßbaren Tattwas zuführen, daß er durch sie wachse!«

»Wir können nichts anderes tun als ihn vorbereiten«, sagte der Größere der Gelben. »Unser Sinn kann ihn nicht ergründen.«

»Ich will sein Knecht sein,« sagte der Lama, kniete vor den Erhabenen hin und erbat sich ihren Segen. Da hauchten sie ihm ein Wort ins Ohr und durch den Körper des Lama bebte wonnige Rührung.

Sie wohnten viele Tage bei den Schamanen Lahagurs. Tamil hatte genug Muße, die tote Stadt in allen Richtungen zu erforschen und fand täglich neue Überraschungen. Schon lagen einige Häuserblocks freigelegt und in den Höfen sproßte es grün. Aus artesischen Brunnen schossen feine Wasserstrahlen, im Auffallen zu Regen zerstäubend.

Die Stadt war im Begriffe, aus jahrtausendealtem Schlummer zu neuem Leben zu erwachen. Tamil schritt durch die riesigen Tempelhallen und betrachtete mit Staunen die seltsamen Heiligtümer und Symbole. Schon ahnte er manches Geheimnis der verschütteten

Krypten, und sein Geist sog die magischen Kräfte der Vorzeit in sich. Die stummen Zeugen titanischer Zeit und die erzgetriebenen Schriftzeichen gewannen Leben in ihm und seine Stirn überflutete von grausigen Wundern.

Derbek Lama hatte sich fast immer von ihm abgesondert gehalten und schenkte ihm überhaupt keine Beachtung, weil ihn wichtige Probleme gefesselt hielten.

Einst kam Tamil zum Lama, als dieser gerade mit den Schamanen bei einer Truhe saß, die erst kürzlich ausgegraben worden war. Der eine der Yogis hielt eine metallene Platte vor sich, die überdeckt mit Schriftzeichen war, und er las die Schrift mit Ehrfurcht den andern vor. Tamil erriet vieles davon und das flüsternde Singen des Gelben weckte den Sturm in seiner Brust.

Diese Metalltafeln wurden an den Wänden des Wohnraums aufgehängt, den die Schamanen bewohnten. In den Nächten glühte bald die, bald jene Tafel geisterhaft auf, je nach dem Stand der Gestirne. Oder es sangen die Büßer langgezogene Melodien und die Tafeln leuchteten nach jedem Vers in anderer Farbe auf. Immer kamen sieben Farben hintereinander und bei der sechsten gab es Tamil einen schneidenden Schmerz durch die Brust und sein Blut fühlte den Schauer höchster Verzückung. »Die Tafeln der sieben Tattwas,« sagte einmal der Lama zu ihm.

Und die Büßer sangen vom Schicksal und von den Leiden des Gottes, von vielen Wiedergeburten, von gefährlicher Prophezeiung und von der Geburt des wiederkehrenden Lichtgotts.

Einst, als Tamil schon ruhte, sagte einer der Scha-

manen: »Der Mann mit dir wird das Geheimnis verraten. Warum führst du ihn dennoch zum Teschu?«

Derbek Lama antwortete langsam: »Ehrwürdiger, ich weiß es. Auch der Teschu Lama weiß es. Und dennoch. Denn höre: eine Akasha ist auf Erden erschienen, seit vielen Jahrhunderten wieder. Sie hat furchtbare Gewalt in sich, von der sie vorläufig noch nichts weiß. Der heilige Teschu hat keine Gewalt über sie, denn sie ist eine der weißen Rasse. Nur ein Weißer kann sie unschädlich machen oder ihr negatives Tattwa zum Guten umgestalten, nur ein Weißer, der die Tattwas beherrscht. Der Weiße mit mir soll es sein. Höre, er ist ein Mensch, der das sechste Tattwa in sich hat, Tamil. Nur durch Tamil kann Akasha aufgehoben oder gesteigert werden. Er soll es tun, er weiß bisher nur wenig davon, aber der Teschu selbst wird ihn belehren.«

»Wenn er aber die Kräfte zum Bösen benützt, sich mit Akasha vereinigt zum gemeinsamen Kampf gegen das Licht?«

Langsam erwiderte der Lama: »Dann seid ihr zu früh nach Lahagur gekommen. — Doch nein, das kann nicht sein. — Gedenke der Schriften: als unser Meister, Gotamo Buddho, der Große Fo, das letztemal geboren wurde, ist Prithivi, das fünfte Tattwa entstanden. Die Geburt des neuen Fo kündigt sich durch Tamil, das bisher noch unbekannte sechste Tattwa, an. Der Teschu hat es gefühlt und hat mich ausgeschickt. Und ich habe beide gefunden, Tamil und Akasha. Ich bin nur sein Bote. Was er weiter mit ihnen tut, ist des Teschu Werk.«

Der Yogi sprach mit furchtsamem Laut: »Ein Weißer! — Er wird das Geheimnis Lahagurs aus Gier nach dem

Golde verraten. Seit wann kam Gutes für uns aus dem Lande der Pelings?«

»Es ist der Wille des Fo,« sagte der Lama.

»Om mani padme hum.«

Die Schrifttafeln flammten bei diesen Worten alle auf einmal auf. — —

In derselben Nacht hatte Tamil die Metallplatte, die er damals beim Eintritt in die geheimnisvolle Stadt an sich genommen hatte, weggelegt und eine jener Tafeln zu sich genommen, die das Zeichen seines grauenvollen Namens trug: das Metall Tamil.

Von Lahagur zogen sie geradeaus weiter nach Süden. Seitdem er die verruchte Metalltafel auf seiner Brust trug, war die Stimmung Tamils wie verändert; seine frühere Demut und Einfalt hatte sich in Gier nach Abenteuern verwandelt. Alle seine Gedanken waren bei Maruscha Aka und seine aufgepeitschten Sinne schrien in wilder Gier nach dem Weib. Dennoch verriet kein Zucken seines Körpers seine Gedanken dem Lama, der in immer seligerer Zuversicht dahinschritt, je näher sie dem ersehnten Ziel zukamen. Des Lama Gedanken schwelgten in freudiger Gewißheit: er hatte sich des Vertrauens des heiligen Teschu würdig bewiesen und seine Aufgabe zu seiner Zufriedenheit gelöst. Befriedigung und Stolz schwellten sein Herz. —

In der vierten Woche nach dem Aufbruch von Zagon-Tugürik änderte sich das Landschaftsbild. Die Gegend war gebirgig geworden und sattes Grün wurde wieder sichtbar. Auf den Abhängen, tief versteckt im Gestrüpp, konnte Tamil einzelne Hütten und seltsam geformte Pagoden wahrnehmen. »Das sind die Hütten der Brüder

vom niedersten Grad,« sagte erklärend zu ihm der Lama. »Dort unten im Kloster wollen wir Rast halten und die Boten des Teschu erwarten.«

Tamil wurde von den Mönchen mit gemessener Zurückhaltung und verhaltener Abneigung bestaunt. Die Zelle, die ihm angewiesen wurde, war selten von Besuchern leer, die ihm ihre zeremoniösen Aufwartungen machten. Man fragte ihn über vieles aus, gab aber nur selten und ungern Antwort auf seine Fragen. Tamil empfand es peinlich: es schien ihm, als ob alle bereits von seiner Schuld wüßten. Sein Auge begann wieder nervös und unsicher zu flackern und hatte den früheren Glanz verloren.

Derbek Lama hatte sich in ein Kloster höheren Grades zurückgezogen und bereitete sich durch Gebet und Meditation auf die Begegnung mit dem heiligen Teschu vor.

Da endlich kam der Bote, der die beiden zu dem Erhabenen berief. Beiden wurden die Augen verbunden. Der Weg senkte sich nach kurzer Zeit und nach dem Hallen der Schritte konnten sie annehmen, daß sie nun in unterirdischen Höhlengängen dahinschritten. In einer wiederhallenden Höhle machten sie Halt, wo sie ein höherer Lama, der Gelupta Lama, einsegnete. Hernach wurde betäubendes Räucherwerk angezündet, das die Sinne Tamils in sanfte Betäubung hüllte. Denn mit wachen Sinnen durfte keiner, der nicht die höheren Weihen besaß, vor dem Teschu erscheinen, damit der Weg zu ihm nicht verraten werden könne.

So wurden beide in eine Sänfte gehoben und weiter durch das Labyrinth der sich kreuzenden Gänge ge-

tragen. Vier Mönche des strengsten Ordens folgten der Sänfte im Scheine der rußenden Fackeln.

Nach langer Wanderung klaffte die Erde, ein Schlund tat sich auf, fürchterlich, kalt. Ein Mönch stieg von dort empor. Die Sänfte wurde hingestellt, an Riemen geschnallt und langsam niedergelassen wie ein Sarg in das Grab.

In einer unterirdischen Tempelwölbung kamen Tamil und Derbek Lama wieder zu Bewußtsein. Vor ihnen stand, schreckenerregend, das Standbild des blutroten Schiwa. Zwei lodernde Pechfackeln warfen schaurige Schatten. Das Auge des tödlichen Gottes glühte im grünlichen Lichte. Die Stille war beklemmend. Niemand kam.

Tamils Brust wogte in Erwartung und Angst, seine Hand hielt fest das rote Metall an seine Brust gepreßt. Derbek Lama kniete in betender Stellung, die Stirn auf dem Stein.

Da erbebte in kalten Schauern die Luft, die Fackeln schossen lohauf. Tamil hob die Augen: eine hohe Gestalt in gelben Gewändern stand vor ihm. Sie neigte sich über Derbek Lama und hob ihn auf. Beide hielten sich lange umschlungen. »O du Juwel im Lotos, Meister!« sprach er den gelben Papst an.

»Bruder! Du hast viel um Unseretwillen erduldet. Dank dir. — Doch es war vergeblich. Wir vermögen nichts gegen das Gesetz.«

Derbek Lama verfärbte sich: »Wie, vergeblich, was ich tat?«

»Es wird anders kommen als Wir glaubten. Wir sind zu tieferer Erkenntnis gelangt.«

»Lotos, was hat Euch verschreckt?« fragte der Lama.

»Akasha — Tamil — Fo. Er darf es nicht hören, noch nicht.« Und er flüsterte einige Worte ihm ins Ohr. Der Lama zitterte wie eine Espe im Wind. »So will ich ihn töten!« schrie er wild auf. »Er hat das geheimste Zeichen Lahagurs geraubt!« Er ergriff einen Stein und schleuderte ihn mit aller Wucht auf Tamils Brust. Doch der Stein prallte wirkungslos von der Metalltafel ab, die blutrot wie ein Blitz aufflammte. — Grün glühte das Auge des Schiwa.

Der Teschu wies mit einer Handbewegung ab: »Auch das ist der Wille des Fo. Laß ab! — Was Wir vermögen nunmehr, ist nur, den Fremden aus Unserem Land fortzuschaffen. Sein Wirken, ob gut oder böse, können Wir nicht hemmen. Es ist Gesetz.«

In Tamil war eine wilde Veränderung vor sich gegangen. Empor zum Standbild des Schiwa war er gesprungen und seine Stimme gellte rauh: »Teschu, gib mir Akasha, nein, Maruscha zurück! Du hast sie mir durch Derbek Lama geraubt. Ich will nichts sein als Liebe! In ihr allein ist der höchste der Götter, auch in der Verhüllung des Fleisches!«

»Bruder, ja, die göttliche Liebe auch im Fleisch — der andere Weg, ebenso heilig wie der, auf dem Wir wandeln.« Und mit unsäglicher Rührung küßte er Tamils Stirn, den sanfte Ohnmacht überfiel; verglimmend im inneren Feuer sank er zusammen. Mit Rührung ruhte der Blick des Erhabenen auf dem, der wie tot dalag.

»Wir müssen ihm die Tafel Tamil entreißen, ihn töten. Wir können unsägliches Unheil verhindern, das er der Welt bringen wird,« eiferte Derbek Lama in frommer Erregung.

Sanft wies ihn der Erhabene zurück: »Es wäre vorlaut von Uns, das Rad des Gesetzes zu drehn nach Unserem Wunsch. Auch Wir müssen dem höheren Willen gehorchen. Tamil glüht in heiliger Liebe. Noch toben die Flammen in ihm. Bis sie das Fleisch verzehrt haben, ist er zur höchsten Reinheit umgeboren. Der sechste Sinn, das sechste Tattwa, o Lama, ist die Liebe jenseits des Fleisches. — Dich trifft keine Schuld: Furchtbares wird auf unserem Planeten erstehen und Wir werden es nicht verhindern können. Nur der neugeborene Fo wird uns allen den Frieden wiederbringen. — Denn sieh, das Auge Schiwas begann vor einiger Zeit zu funkeln. Bevor es nicht erlischt, wird Tod und Wahnsinn die Welt verheeren. Schiwa regiert. Aber aus seinem Wahnsinn wird das Juwel im Lotos aufschimmern. In Tierheit wird die Menschheit entfesselt rasen. Weltteile werden aufbrennen. Gefesselte Dämonen werden die Ketten sprengen. —

Wir werden Zeuge sein, o Bruder, und nicht imstande sein, zu helfen. — Voreilig wie ein Kind haben Wir gehandelt, als Wir dir befahlen, Akasha und Tamil zu Uns zu führen. Wir haben uns schwer an dem unerforschlichen Willen der Gottheit vergangen. O Bruder, das Leid der kommenden Jahre wird schwer auf Unserer Brust lasten.«

»O Heiliger, wäre es nicht notwendig, ihm die Tafel zu entreißen?« wandte der Lama nochmals ein.

»Nein. Daß er sie in seiner Unwissenheit an sich nahm, ist geheimes Gesetz. Fo hat es gewollt und der Manu, der ihn es hieß.«

»Doch er wird uns allen schaden!«

»Wenn er auch die Tattwas beherrscht, o Chela, wenn er Akasha zum Tönen bringt und im Tamil-Feuer der noch nicht reinen Liebe brennt, hat er wohl Gewalt, große Unordnung zu schaffen. Aber er wird den schlechten Weg erkennen, denn er hat sich als Liebe erkannt.«

»So will ich seine Erinnerung blenden, daß er weniger Schaden anrichte,« sagte der Lama.

»Es sei,« nickte der Teschu. Sein leuchtendes Antlitz verblaßte, er trat in das Dunkel zurück. — Höhnisch glänzte das Auge des furchtbaren Gottes.

Tamil und der Lama wurden wieder, durch Räucherwerk betäubt, in die Sänfte gehoben und auf langen, verschlungenen Wegen wieder ins Freie geführt. Beide erwachten wieder zum Licht.

»Bruder, gib mir die Tafel zurück. Sie ist verflucht. Ich will sie nach Lahagur zurücktragen,« flehte der Lama.

»Nein. Durch sie habe ich die Gewißheit, daß ich Akasha wiedererlange.«

»Furchtbare Gewalten der Vorzeit schlummern in dem Metall.«

»Gleichwohl. Ich liebe Akasha!«

»Bruder, gedenke der Monate, die wir in Frieden miteinander verbrachten!«

»Ich gedenke der unsäglich Geliebten.«

Da hauchte ihn der Lama an und sprach ein magisches Wort, ihm mit der Hand über die Stirn streichend.

»Bruder, ich bin an dich gekettet mit geheimen Banden. Wenn du mich rufst, bin ich dir nah,« umarmte ihn in Rührung der Lama. »Verzeih, daß ich nach deinem Leben getrachtet.«

Tamil rang mit sich: »Bruder, es muß sein. Verzeihe du mir, daß ich deine Hoffnungen betrog. Aber Akasha ist stärker als alles.«

»O Bruder, ich beuge mich vor dir, denn du hast das, was mir fehlt. Denn ich bin nur jenseits. Du aber bist stark durch die Liebe hier und dort.«

Sie schieden in Rührung voneinander.

Für Tamil wurde am nächsten Tag eine Karawane ausgerüstet. Die früher so sprechsamen Mönche wichen ihm aus wie einem Gezeichneten. Man trug Eile zur Schau, den Unwürdigen so rasch als möglich aus dem Bereich der heiligen Büßer zu entfernen. Tamil erhielt an den Füßen schwere Ketten, damit ihm eine Flucht unmöglich gemacht werden sollte. Sechs bewaffnete Mönche zogen mit ihm zu seiner Bewachung.

In scharfen Ritten ging es östlich durch die Wüste, an Ruinenstädten und vertrockneten Seen vorbei, über Gebirge mit schwer zugänglichen Pässen. Mit Tamil wurde kein Wort gewechselt. Als man in die Nähe der nomadischen Schamanen kam, wurde er mit Flüchen empfangen und die Begleitmannschaft hatte alle Mühe, ihn vor Mißhandlungen zu bewahren. Die Jurten und Hütten, in denen er übernachtete, wurden als verunreinigt angezündet und in die Flammen warfen die Mönche Papierstreifen, die ein Entkommen der Dämonen verhindern sollten.

Aber Tamil hatte allen Sinn für die Geheimnisse des Landes verloren. Sein Herz schwelgte in Vorfreuden seiner zukünftigen Größe. Die Metalltafel war sein. Er wußte, daß Derbek Lama den Mönchen verboten hatte, sie ihm zu rauben. Wie ein Sagenheld der Vorzeit zog er aus, um die Geliebte in gefährlichen Abenteuern zu

erringen. Sein Antlitz gewann das straffe Rot heroischen Muts, sein Auge glühte Kampf und verwegenes Träumen. Elementar brach in seinem Blut aus, was er seit Monaten gewaltsam in sich unterdrückt hatte.

Vor Blagowjeschtschensk wurden ihm die Ketten abgenommen. Der Anführer der Eskorte händigte ihm eine größere Summe Geldes ein und Tamil sprengte tatendurstig in die Stadt. Tollkühnheit blähte ihn auf, im Blut schrie es wild. — War alles ein Traum? Oder war er von einer Geisteskrankheit genesen?

Er griff in die Tasche. Ja, da klingelten die Goldstücke. Er griff an die Brust: die metallene Tafel war da. Irrenhaus, das Yoga und der Lama waren verschwunden, nur Maruscha lebte in ihm.

Strahlend wie ein Held, die Brust entblößt, auf der die Schriftzeichen des Metalls in der Sonne glänzten, sprengte er stolz durch die Straßen der Stadt.

ZWEITES KAPITEL

TAMIL saß in der Hall von Sheepers Hotel in einem Korbsessel und sog an einer strohgelben Manila. Die Hall war leer, denn die meisten Gäste waren ins Theater oder Varieté gefahren. Eintönig plätscherte der Wasserstrahl inmitten der Palmen. Eine affektierte Kokotte ging an Tamil vorbei und warf auf ihn einen schmachtenden Blick. Ihr Gang wippte gemein. Tamil sah gelangweilt auf die Uhr. Ein Groom brachte die Abendblätter. Tamil nahm von ihm die »Evening News« in die Hand und begann den Kurszettel zu überfliegen. Die Kabel aus London standen noch nicht drinnen. Nachlässig ließ er das Blatt sinken und warf die Zigarette fort.

Da kam prustend Steeplebury, sein Bankier, auf ihn zugeflogen. »Dreihundertsechzehn!« rief er ihm freudestrahlend zu und fuchtelte mit einem Telegramm in der Luft. Tamil nahm die Depesche zu sich und schmunzelte vergnügt. »Mann! Kolossives Geschäft,« jappte Steeplebury. »Tadellos gefingert. Woher haben Sie übrigens den Tip?«

»Tja,« spuckte Tamil, »meine Sache. Sie sind also zufrieden, was? Wir wollen also Halbpart machen.«

»Es wird mir eine große Ehre sein,« dienerte der Geldmensch.

»Also hören Sie, Steeplebury. Ich brauche Geld, so gegen zwanzig Millionen. Wie lange kann es dauern?« fragte Tamil.

»Wenn es immer so geht wie heute —«

»Seien Sie unbesorgt. Ich bin meiner Sache gewiß.«

»So etwa zwei bis drei Monate.«

»Schön. Die Firma heißt also Tamil & Steeplebury. Nach einem Jahr machen wir eine Aktiengesellschaft daraus.«

»Ja, aber was für Zwecke wird die Gesellschaft verfolgen? Wir müssen doch irgendeinen Grund oder einen Handel im Gewerberegister eintragen lassen. Wir können doch nicht sagen, daß Sie die sonderbare Gabe haben, jede Kursvariation mehrere Tage zuvor zu wissen.«

»Das lassen Sie nur ruhig meine Sorge sein,« sagte er herrisch. »Wir wollen vor allem in jeder Stadt der Vereinigten Staaten einen Baugrund erwerben. Möglichst bald. Am besten auf einer Anhöhe gelegen.«

»Wird geschehn. Aber was dann damit?«

Tamil überhörte die Frage. »Da sind meine Ordres für den nächsten Kassatag,« und er reichte ihm ein Papier.

Steeplebury überflog die Kolonnen. »Mister Tamil, tun Sie doch das nicht! Alle Achtung vor Ihren bisherigen Erfolgen, aber das ist ja heller Wahnsinn! Alle unsere Kentucky Wood verkaufen, wo sie doch so hoch stehen! Und dafür die faulen Ironmongery? — Nein, Mann, da tu ich nicht mit!« eiferte er, sich den Schweiß von der Stirn abtupfend.

»Wie Sie wünschen,« sagte Tamil nonchalant. »Also mache ich das Geschäft allein. Führen Sie es für mein

Konto aus.« Steeplebury stand ratlos da. »Wünschen Sie sonst noch etwas?« fuhr ihn Tamil an.

»Nein!«

»Also guten Abend!« Tamil ging in sein Zimmer. Steeplebury blickte ihm kopfschüttelnd nach und wandte sich zum Gehen. In der Tür stieß er mit seinem früheren Geschäftsfreund Gardener zusammen.

»Holla, alter Junge, weshalb so grienig?« schlug ihn Gardener auf die Schulter. »Flaue Börse, was?«

»Im Gegenteil, heute siebzehn Mille gewonnen!«

»Donnerwetter mal, mit Kleinigkeiten gibst du dich nicht ab, muß ich schon sagen. Mußt mir erzählen. Auf einen Cocktail! Komm!«

Er unterfaßte ihn und sie gingen in die Bar. Eine Nische war noch frei. Weiche Streichmusik drang wie gedämpftes Licht durch den Raum. »Zwei Cocks, dann zwei Cobbler,« bestellte Gardener, der eine Nelke aus der Vase nahm und in sein Knopfloch steckte.

»Nun, so schieß mal los, alter Laubfrosch!« brannte er vor Ungeduld und Neugier.

»Schwere Sache das, es genau zu erzählen. Hört sich an wie ein Roman. — Also kommt da vor einigen Wochen ein Mann in mein Kontor, spricht elend englisch. Will Geld wechseln und legt mir große Goldcoins auf den Tisch, wahre Prachtstücke. Arabisch oder indisch oder so etwas. Hat sie wohl geklaut, denk' ich mir. Tut nichts — schon eingeschmolzen. Lege ihm, Menschenfreund, der ich nun einmal bin, 6000 Doll. dafür hin. Übrigens unter Brüdern das Dreifache wert, Feingold. Der Mann hatte wahrscheinlich keine Ahnung von dem wahren Wert. War froh, die sechs großen Lappen zu haben.«

»Natürlich geklaut,« grinste neidisch Gardener.

»Well. Aber höre weiter. Steckt ein Mill ein und sagt: »Für die fünf Tausend kaufen sie Vapory Clayton!« — »Well, wird gemacht,« sag' ich und schreibe den Schein. Order wird effektuiert. Und was geschieht? Vapory gestern in London 104 und morgen 149! Gardener, was soll man dazu sagen?« — »Wie heißt der Mann?«

»Nennt sich Tamil. Sicher falscher Name.«

»Woher hat der Mann den Tip? — So ein faules Papier und auf einmal —«

»Ja, ich ahne so was, will es aber nicht sagen. Der Mann kommt mir verrückt vor. Hat mir soeben Order gegeben, die Kentucky Wood zu verkaufen und Ironmongery zu nehmen.«

»Ist toll! — Aber du spielst mit?« forschte Gardener.

»Ist mir zu gewagt.«

»Ich gehe mit. Danke für den Tip!« Gardener ließ sich ein Blankett bringen und gab Order nach New York. Der Boy trug die Depesche auf das Office. »Teufel noch einmal, es ist doch zu verrückt!« bekam er Reue. »Aber nein. Es wird ausgehen.« Gardener bestellte einen zweiten Cobbler. Da kam ein Kellner hereingestürzt und avisierte das Kommen der Polizei. Blitzschnell verschwand aller Alkohol und vor jeden Gast wurde Soda mit Himbeer gestellt. Die Hüter des Gesetzes erschienen. »Hm, es stimmt alles,« brummelte der Sergeant und verließ die Bar. Draußen stand der Besitzer, der sie diskret in den Keller führte, wo schon ein Kellner mit einigen Pullen auf sie wartete.

Soda mit Himbeer verschwand schnell und Steeplebury erhielt seinen zweiten Cobbler. »Woher er nur

seinen Tip hat, möchte ich wissen,« hub Gardener wieder an.

»Weißt du was? Frag ihn einmal selbst! Den Mann müssen wir uns warm halten. Nicht?«

Gardener stocherte in den Zähnen. Die Musik begann einen Ragtime zu spielen. Die Weiber kreischten.

Tamil hatte in seinem Zimmer die Heißluftleitung aufgedreht, die Rouleaux herabgelassen, sich entkleidet auf das Sopha gelegt und begann seine magische Meditation. Raja- und Hatha Yoga, das ihn der Lama in Tschita gelehrt hatte, benützte er jetzt zu verruchtem Eigennutz. Er hatte es dazu gebracht, seine Hellsichtigkeit durch andauernde Übung so zu steigern, daß er alles, was sich in den nächsten drei Tagen ereignen mußte, zuvor schauen konnte. Er hatte sich zuerst an kleineren Objekten geübt, dann, sicher des Erfolgs, hatte er einen Plan, sich durch Börsenspekulationen Reichtum zu verschaffen, ausgearbeitet. Alles glückte herrlich. Hatte er einmal genügend Geld, so war er des Besitzes Maruschas sicher. Sie war wie jedes Weib durch Gold zu betören. Mit mathematischer Sicherheit war er seines Triumphes gewiß.

Aber der Reichtum hatte ihn niedrig und gemein gemacht. Wenn er seinen Körper in magnetischen Tiefschlaf versetzt hatte, schweifte seine Seele nach wilder Verruchtheit aus. Sie tauchte nieder in die Laster der Großstadt, schlürfte den Hauch der Opiumhöhlen, fraß sich in das Blut trunkener Mörder, hetzte Knaben in Wollust und Tod.

Maßlos war seine Habgier gewachsen. In verbotenen Spielhöllen, beim feudalen Hasard, im durchschwitzten

Börsensaal fand er den Taumel, nach dem er gierte. Jubel der Gewinner und die Verzweiflung Rettungsloser hetzten ihn immer tiefer ins Laster hinein.

Je nach der Laune half er verwegenen Spielern oder er richtete solche, die ihres Sieges ganz sicher waren, mit einem unvermuteten Coup zugrunde.

Wochenlang hatte er zur Übung dieses herzlose Spiel getrieben, jetzt raffte er für sich zusammen. In dem ahnungslosen Steeplebury hatte er einen willigen Helfer gefunden. Schlag sollte jetzt auf Schlag erfolgen. Ihm war nicht bange.

Gegen Mitternacht kehrte die ausschweifende Seele in das Gehäuse des Körpers gehorsam zurück. Tamil stand auf, zog sich ein abgetragenes Arbeiterkleid an und verließ still das Hotel.

In den Hauptstraßen schaukelten die stechend weißen Bogenlampen, Autos rasten noch immer. Er ging in die stilleren Nebengassen und geriet immer mehr in die Nähe des Hafens. In den Gassen roch es tranig und feucht, aus Spelunken quoll öliges Gegröhle hervor. Die Beleuchtung wurde immer spärlicher, doch er konnte sich zurechtfinden. Die Gasse lief in den Lagerplatz am Hafen aus. Vor dem Haus mit der letzten Laterne blieb er stehen. »Es stimmt.« Er las eine Aufschrift mit roh gemalten Buchstaben: »At rising Sun.« Seine Hand zog eine Klingel, ein schwammig aufgequollener Neger kam. Tamil sagte das Kennwort und wurde eingelassen. An den Türen schritt er vorbei und stieg in den Keller. Dort hatte man ihn schon seit einer Stunde erwartet. Die vier Japaner waren aufgesprungen und drückten ihm freundschaftlich die Hand.

»Neue Nachricht?« fragte er sie,

»Ja,« antwortete Komaru. »Das erste Schiff ist avisiert und dürfte bereits morgen kommen.«

»Wieder Waffen?« fragte Tamil.

»Nein, schwangere Weiber.« Tamil schaute ihn fragend an.

»Ja, Gebärende. Wer auf amerikanischem Boden geboren ist, ist amerikanischer Staatsbürger. Da Japaner nach einjährigem Aufenthalt ausgewiesen werden, ist es unmöglich, hier Boden zu fassen. Wir müssen hier Kinder in die Welt setzen. Unser Komité kauft in Japan alle schwangeren Weiber auf, zahlt ihnen die Überfahrt und Lohn für ein Jahr. Sie kommen ans Land in unsere Häuser, gebären, und die Kinder erhalten den amerikanischen Geburtsschein. Nachher fahren sie zurück. Aber in zwanzig Jahren werden sie wiederkommen. Kein Gesetz kann sie dann vertreiben. Teiroku bansai! Tod den Weißen!«

Tamil hatte sprachlos zugehört. Der Plan war großartig. Mit ihnen mußte er sich verbünden! »Wer hat diesen Plan ersonnen?« fragte er Komaru.

»Yashiga ist der Obmann unseres Komités,« erwiderte Komaru. Yashiga? Wo hatte er nur diesen Namen schon gehört? Halbdunkel tauchte in ihm Erinnerung auf. — Ja, er hatte es! In Tschita war es, er stand in irgendeinem Zusammenhang mit Maruscha, er mußte von ihr wissen, nur durch ihn konnte er sie erlangen. »Ich werde euren Plan finanzieren. Wieviel braucht ihr vorläufig? Ich gebe es gern, doch ich muß so bald als möglich Yashiga sehen und sprechen.«

»Sie, Tamil, ein Weißer? Wirklich?« staunte Komarus Frage.

»Ja. Wo ist jetzt Yashiga?«

»Er kommt morgen mit dem ersten Schiff.«

Tamil schrie in Jubel auf: »Maruscha! Mein, mein! Gesegnet sei die Tafel von Lahagur!« Er stürzte fliegend davon.

»Was hat er?« fragte einer der Japaner.

»Ein Narr,« sagte Komaru. »Aber er hat viel Geld und wird uns helfen. Sein Haß gegen die Weißen ist gleich unserem Haß.«

»Und wenn er ein Verräter ist?« bemerkte ein anderer.

»Unbesorgt, Toyotomi. Der Neger der Aufgehenden Sonne ist in unseren Plan eingeweiht. Ist Putzer in Sheepers Hotel. Hat einen Nachschlüssel von Tamils Zimmer. Ein Wort von uns und Tamil ist ein kalter Mann.«

»Doch warum tut er es? Weißer Mann!« bestand Toyotomi noch immer auf seiner Frage.

»Yashiga weiß es. Hat mir gesagt, daß Tamil hier in Frisko ist, kennt ihn von früher her. Werden ihn fragen.«

»Stimmt. Yashiga kennt ihn von früher her,« nickte der vierte.

In den oberen Zimmern gröhlten betrunkene Matrosen, Fensterscheiben klirrten, eine Weiberstimme plärrte aufgeregt.

»Weiße Schweine. Abstechen, so!« Komaru bohrte sein Messer voll Wut in die Tischplatte, daß es zerbrach. Wir werden es vollbringen. Erst muß Frisko gelb werden. Dann immer weiter nach Osten wie ein Heuschreckenschwarm oder ein reißender Gießbach. Kinder zeugen und bessere Kanonen gießen, so werden wir sie unterkriegen.« Er nahm hastig einen Schluck.

»Wenn man die Weißen unfruchtbar machen könnte!« meinte ein anderer, dessen Pupille grünlich schimmerte.

»Syphilis, Opium und Kokain wirken zu langsam und zu schwach. Etwas, was sofort zerstörend wirkt!«

»Magie der Vorzeit!« rief Komaru aus. »Die verborgenen Kräfte der Nacht sollen uns dienen! Das Gehirn der Weißen muß durch dämonische Kräfte zerstört werden, durch die Gewalt der Tattwas. Wer es verstände!«

»Hat nicht Yashiga große Wissenheit darin erlangt? War er nicht bei den schwarzen Lohans im Tien Schan?« fragte der zweite.

»Ja,« versetzte Komaru, »Yashiga weiß viel.«

»Ich glaube nicht daran,« versetzte der dritte. »Für jede Kanone, die Amerika gießt, müssen wir drei neue gießen, für jedes Flugzeug zehn, für jedes Schiff zwanzig bauen!« — Eine Pause entstand.

»Das Antialkoholgesetz arbeitet für uns,« fuhr Komaru aus seinem Brüten hervor. »Seitdem es in Kraft ist, trinken die Amerikaner heimlich, hastig und schlechten Schnaps. Wir müssen den Schmuggel mit Alkohol besser organisieren. Über Norden, Kanada. Mit opiumhältigem Schnaps die Nerven zersetzen — als Vorbereitung für kräftigere Mittel.«

»Geschieht bereits. Yashiga setzt es ins Werk,« sagte der dritte. »Yashiga arbeitet daran. Zwei Schiffe fahren über das Behringsmeer, mit Pässen als Walfischjäger. Unsere Regierung zahlt auf jeden Hektoliter acht Yen darauf. Drinnen ist Atropin. Wirkt langsam, aber unheilbar.«

»In zwanzig Jahren! Teiroku bansai!« schrien alle.

»Hoch lebe Yashiga! Und Tamil!«

»Keinen Lärm. Wir wollen arbeiten. Da die Weisungen für morgen.« Komaru verteilte kleine Zettel. »Noch

heute den Kreisobmännern einhändigen!« – Der Diener räumte ab und brachte den Tee. Zahlen schwirrten, Berichte wurden registriert, Angaben verglichen und überprüft, alles nüchtern, klar, ernst, ohne Pathos. — So wurde es Morgen.

Um fünf Uhr lärmte es wieder draußen. Der Hausknecht warf die letzten Matrosen zur Tür hinaus und streckte sich gähnend auf sein Bett. Die vier Japaner verließen das Haus und gingen zu den Kreisobmännern mit ausgearbeiteten Plänen.

Dem Hafen von San Francisco gegenüber liegt Angel Island. Die starken Befestigungen aus dem neunzehnten Jahrhundert waren seit einigen Jahren aufgehoben und das Terrain war für die Besiedelung freigegeben worden. Eine anonyme Gesellschaft hatte die ganze Insel käuflich erworben und dort eine langgestreckte Kolonie von Einfamilienhäusern errichtet. Eine Anzahl gutgeschulter Pflegeschwestern und Ärzte waren angeworben; alles Material zur Geburtshilfe lag bereit.

Das erwartete Schiff war in Sicht, der Dampfer der Yeddo-Company »Thou-Fu«. Komaru stand mit seinen Leuten in Erwartung da. Der Dampfer drehte langsam bei, stoppte. Der Regierungskommissär fuhr auf einer Barkasse hin, um die Papiere zu prüfen. Komaru sah ihn über den Heckbord klettern. Stunden konnten indes noch vergehn, da bei dieser Gelegenheit auch die Ladung untersucht wurde.

Die Japaner setzten sich auf die hohe Kaimauer und ließen die Füße herabbaumeln. Komaru entfaltete den Frisko-Herald und begann sich in den politischen Ar-

tikel zu vertiefen. Die andern sahen mit Feldstechern nach Angel Island oder beobachteten das Treiben auf dem angekommenen Dampfer. Ein Orangenhändler kam vorüber. Sie kauften von den Früchten und spuckten die Kerne in das schwarze Wasser, das eine fettige Schichte bedeckte, die in allen Regenbogenfarben spielte.

Gardener kam hinzu, tupfte Komaru auf die Schulter und sprach: »Lieber Mister Komaru, haben Sie nicht unsern Tamil gesehn?«

Komaru blickte auf seine Uhr. »Elf Uhr. — Ist er nicht in seinem Hotel?«

»Nein. War dort; ist nicht zu Hause. Ich komme mit sehr wichtigen Neuigkeiten. Ein Telegramm.«

»So. — Hat er sein Geld verspielt?« fragte Komaru.

»Er und verspielen! Alles, was der Mann anrührt, wird zu blanken Dollars. Hol mich der Teufel, wenn's nicht wahr ist!« spuckte er erregt. »Woher der Mann nur seine Tips hat? Verdammt will ich sein, wenn ich nicht hinter die Sache komme.«

»Also wieder gewonnen?«

»Und wie! Ironmongery sprunghaft um 19 Punkte höher! Kentucky Wood ist in dieser Nacht abgebrannt. Woher konnte das der Mann zwölf Stunden früher wissen? — Hat gegen achtzig Tausend im Handumdrehen verdient. — Na, wenn der einmal größere Abschlüsse macht! Da wird die Börse was erleben!«

Da raste ein Automobil heran, Steeplebury stürzte heraus. »Wo ist Mister Tamil?« prustete er asthmatisch aufgeregt.

»Hat versprochen, bei Ankunft des »Thou Fu« hier zu sein, um einen Freund zu erwarten.«

»Also hier? Kommt er sicher?«

»Sicher,« nickte Komaru.

»Ich will neue Ordres von ihm,« jappte Steeplebury. »Der Mann verdient fabelhaft.«

Tamil nahte. Er war aus der elektrischen Straßenbahn gestiegen. Die beiden Dollarmenschen liefen ihm entgegen, freudig mit den Armen fuchtelnd, und verkündigten ihm, einander überschreiend, sein Glück mit der letzten Spekulation. Tamil lächelte in sich hinein. »Nun, Mister Steeplebury, bin ich also ganz verrückt in meinen Aufträgen? Wollen Sie weiterhin mit mir Geschäfte machen?«

»Nur mit mir!« drängte sich Gardener vor.

»Sachte!« wehrte Tamil ab. »Ich benötige Sie alle zwei, um meine weiteren Aufträge zu verschleiern. Wir wollen die Sache künftighin so machen.« — Er zog die beiden auf die Seite und besprach sich mit ihnen. Komaru, der hinüberhorchte, konnte kein Wort verstehn.

Da schrillte die Schiffspfeife, die Barkasse mit dem Kommissär fuhr zurück und der große Dampfer zeigte seine Breitseite. Jetzt kam Leben in den Hafen. Jollen und kleine Kutter schossen herbei und legten an Backbord an. Die Landungstreppe fiel rasselnd nieder und als erster stieg ein elegant gekleideter Japaner ans Land. Komaru und seine Freunde drückten ihm mit kurzem Gruß die Rechte. Ihr Blick sprach: alles stimmt.

Da trat Tamil an ihn heran, sah ihm kurz, aber tief in die Augen und fragte: »Sie kennen mich doch?«

Yashiga stutzte. Seine Erinnerung suchte eifrig nach einem Bild — sein Auge flammte nach innen — vergebens. »Ich muß Sie ganz bestimmt schon irgendwo getroffen haben. In einer ganz merkwürdigen Situation. Helfen Sie mir mit einem Wort und ich weiß alles.«

»Akasha.«

Über Yashigas Stirn zuckte ein Blitz: er sah wiederum die Szene, wie sich Maruscha an Tamil festgesogen hatte; das übelriechende Spitalzimmer, den Lama, den stumpfsinnigen Pfleger Labrin. Im Augenblick hatte er die Bedeutung dieses Zusammentreffens erkannt. »Wo ist der Lama?« war Yashigas erste Frage.

»In der Wüste Schamo bei seinen Brüdern. — Und Maruscha?« stieß Tamil hastig hervor.

»Kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen alles erzählen.« Sie stiegen in das Auto Steepleburys und fuhren in das Hotel. — Beiden schwirrte der Kopf vor Erregung, beide fühlten, daß es sich um Entscheidendes handle. Entweder füreinander oder gegeneinander. Yashiga, von einem seltsamen Grauen gepackt, hatte Tamils Hand ergriffen und zählte dessen Puls, sah ihm forschend in die Augen und sagte langsam: »Tamil. Das sechste Tattwa.«

»Maruscha, Akasha, wo ist sie?« stieß Tamil wieder hervor.

»Sie wissen es nicht?« holte Yashiga aus. »Wo waren Sie denn im letzten Jahr? Wie kommen Sie eigentlich nach Frisko? Und in die Gesellschaft Komarus?«

Tamil erzählte nun von seiner Pilgerfahrt zum gelben Papst, von seinem Abfall und von seinen Plänen, wie er Akasha erringen wolle. Yashiga erschauerte zum zweitenmal; den Mut hätte er nicht aufgebracht, gegen den heiligen Teschu aufzutreten. Er mußte Tamil für sich gewinnen, Tamil sollte dem Zerstörungswerk der Japaner dienen. Maruscha soll das Lockmittel sein, ihn fest an sich zu fesseln. »Und nun erzählen Sie von Akasha!«

Yashiga begann: »Der Ataman hat sie einmal in seiner Trunkenheit blutig geschlagen: sie beschimpfte ihn dafür öffentlich und wurde dafür von ihm aus dem Haus gejagt. Ich half ihr dann bei der Flucht, die auch meine Flucht war. Die Sinnlichkeit dieses Weibes ist grauenhaft. In Charbin entlief sie mir; ich traf sie als Geliebte eines turkmenischen Großhändlers wieder. Dann tauchte sie in Wladiwostok auf, wo sie in hysterische Krämpfe ausbrach. Die Ärzte nannten es Nymphomanie. Als sie aus dem Spital entlassen wurde, verfiel sie ins andere Extrem und wollte in ein Kloster gehen. Ich führte sie mit Gewalt mit mir nach Yokohama. Dort kam sie mit einem französischen Satanisten zusammen, der mit ihr einen geheimen Zirkel eröffnete. Ich verlor sie dort aus den Augen, doch mein Freund erzählte mir, daß er sie einmal in Yoshiwara gesehen hätte, in der Stadt der feilen Liebe. Sie wollte dort die Religion des Satan einführen und hatte eine große Schar von Anhängern gewonnen. Aber sie darf nicht meiner Rasse schaden, deshalb habe ich sie bewogen, mir nach Frisko zu folgen, wo sie in unserem Dienst arbeiten will: die Weißen durch den Wahnsinn des Teufelsdienstes zu entkräften, zu zermürben, daß sie bei unserem ersten Schlag wehrlos zusammenstürzen.«

Tamil hatte mit Grauen zugehört, seine Rechte hielt krampfhaft die Tafel aus dem roten Metall umschlungen, die er immer mit sich auf der Brust trug. Das also war Akasha, die Dämonin der Zerstörung, das Weib in vernichtender Wut! Und dennoch glühten seine Sinne nach ihr! Seine Pulse hämmerten. — Und dann sah er wieder den gütigen Teschu Lama vor sich, steinern in der Ruhe der Beherrschung, einen Gott — und

hinter ihm glühten giftgrün die Augen des tödlichen Schiwa. Noch fühlte er den Hauch der Gnade um sich, sah seines Freundes, des Derbek Lama, friedvolles Gesicht und atmete noch immer um sich den Weihrauch gottergebenen Gefühls. Yashiga fühlte, daß in Tamil Fo mit dem Drachen kämpfe; er mußte Tamil für sich gewinnen. »Maruscha ist betörend schön geworden,« zischelte er ihm aufreizend ins Ohr. »Ihr Auge versengt die Seele mit Ekstasen der Lust! Akasha brennt in verzehrender Glut nach Tamil. Sie hat es mir oftmals gestanden.«

»Ist es wahr, ist es wahr? Sie liebt mich?« stieß er heiser hervor und seine Hände preßten Yashiga.

»Wahnsinn und Tod ist ihre Liebe. Ihr Blut brennt nach Tamil. Umsonst hat sie Kühlung in den Armen anderer gesucht.«

Tamil preßte seine Finger an der Tafel wund. Und schwieg, wenn auch seine Seele brauste. Akasha! — —

Sie waren angelangt. Komaru, der vorausgefahren war, kam ihnen entgegen. »Oberst, die Tabellen und Dispositionen,« und er reichte ihm die Papiere.

»Wir wollen drin darüber unterhandeln,« winkte er ab.

»Kommen Sie in meine Appartements,« lud Tamil beide ein. Sie stiegen die breite Treppe empor und traten ein. Tamil fiel müde in einen Klubsessel und preßte seine Handballen fest an die Schläfen, um seine Freude über das baldige Wiederfinden der Geliebten nicht herauszuschrein. Yashiga machte sich's auf dem Sofa bequem und Komaru begann seinen Bericht: »Dreihundert Frauen werden auf Angel Island untergebracht, vierhundert in West Barkley, zweihundertfünfzig in Oakland, fünfzig in der eigentlichen Stadt.

Etwa fünfzig Frauen dürften mit Zwillingen niederkommen. Rechnet man ebensoviel Totgeburten, so dürften tausend neue Staatsbürger übrigbleiben.«

Komaru erwartete ein Lächeln der Befriedigung und Anerkennung. Yashiga aber schwieg, in Gedanken versunken. Das Zusammentreffen mit Tamil ließ andere, weit ergiebigere Pläne in ihm auftauchen. Was bedeuten die tausend Menschen, die erst in zwanzig Jahren für seine Pläne wirken können, gegen die furchtbarere Gewalt Tamils und Akashas, wenn beide schon jetzt seinen Zwecken dienten! Seine Augen starrten reglos ins Leere. Komaru redete weiter, nannte Zahlen und Beträge, sprach von den Waffenlagern, vom Schnapsschmuggel und von den neu errichteten Opiumhöhlen. Yashiga nickte mit der Hand, er solle fortfahren, doch sein Ohr hörte nicht die Worte. Seine Seele rauschte in Rhythmen feuertrunkener Vernichtung.

Sein Blick erhob sich und er sah Tamil vor sich, wie sich seine Züge in schmerzvoller Brunst verkrampften. Tamils Kleidung hatte sich verschoben und Yashiga bemerkte, wie auf dessen Brust dämonisch das blutrote Metall erglänzte. Der Japaner zuckte auf und befahl leise Komaru, sich zu entfernen. Dann setzte er sich vor Tamil nieder, in derselben Yogastellung wie damals, als Maruscha mit ihm das Spital von Tschita besuchte. Damals, als sich Akashas Liebe an Tamil festgesogen hatte.

Yashigas magnetischer Blick setzte Tamil in Schlaf und flößte ihm verruchte Gedanken ein. Willenlos empfing Tamil die Ausdünstungen der Hölle. Er war Werkzeug geworden.

Nach einer Stunde stand Yashiga triumphierend auf. Er hatte alle Fäden in seiner Hand.

Tamil hatte nach dem schweren Nervenfieber Sheepers Hotel verlassen und war in eine Villa eingezogen, die er im Golden-Gate-Viertel angekauft hatte. Die unteren Räume waren als Office eingerichtet. Dort hatte die Tamil-Gesellschaft ihre Bureaux. Steeplebury und Gardener waren als ihre Direktoren eingetragen. Es handelte sich bei der neuen Aktiengesellschaft vor allem — wie aus den veröffentlichten Protokollen hervorging — um den Ankauf von Grundstücken in der Nähe aller größeren Städte der Vereinigten Staaten.

Das Unternehmen prosperierte großartig. Als bekannt wurde, daß der sonst unbekannte Mister Tamil Schrittmacher für die dunklen Pläne der Japaner war, fielen zwar viele Aktionäre ab; aber Yashiga hatte schon Bauplätze in den wichtigsten Städten in Händen, so zum Beispiel in San Louis, Baltimore, Chicago, New-York und Philadelphia.

Mehr als durch dieses ein wenig anrüchige Unternehmen machte sich der ominöse Mister Tamil dadurch bemerkbar, daß seine geradezu wahnwitzig zu nennenden Experimente an der Börse wider alles Erwarten im letzten Augenblick für ihn günstig ausfielen und ihm unermessene Reichtümer eintrugen. In kurzer Zeit wurde Tamil an allen Börsen der Alten und Neuen Welt als verwegener Hasardeur bekannt. Da ihm aber auch bei den unsinnigsten Abschlüssen das Glück hold war und sich seine Tresors mit Scheinen füllten, konnte es bald nicht fehlen, daß sich alle Arten von Abenteurern an ihn drängten, um auch einige Brocken zu erhaschen, wenn Tamil seine Netze auswarf. Weil aber, durch Schaden gewitzigt, die Börsenausschüsse gegen Tamil auftraten und jeder Auftrag aus Frisko sofort

einen Run auf das betreffende Papier zur Folge hatte, mußten sich Steeplebury und Gardener einer Schar verläßlicher Mittelsmänner bedienen, um die Aufträge geschickt zu verschleiern.

Tamil fatierte in diesem Jahr ein Vermögen von elf Millionen. Komaru schwelgte im Glück.

Tamil lag im seidenen Pyjama auf dem Sopha und sog das Prana in sich. Sein Körper hatte das Bewußtsein verloren. Yashiga trat ein und hauchte ihn ins Leben zurück. »Nachricht?« fragte er den Japaner. Dieser zuckte mit den Achseln.

»Mir unbegreiflich. Sie sollte mit dem ‚Thou Fu' fahren, wie du weißt, aber sie ist einen Tag vor Abgang des Schiffes verschwunden. Die Polizei sucht in meinem Auftrag nach ihr. Ihre Villa in Yoshiwara steht leer. Ihre zwei Dienerinnen wissen von nichts. Das einzige, was man aus ihnen herausbekommen hat, ist, daß man sie einen Tag zuvor mit einem Franzosen, anscheinend einem Abbé, gesehn hat. Es ist mir völlig rätselhaft, wohin sie verschwunden sein mag.«

»Man muß sie finden! Kann ihr ein Unglück zugestoßen sein?« forschte besorgt Tamil.

»Glaube nicht. Die Polizei bewacht Yoshiwara sehr genau und hat keine Kenntnis von Akasha.«

»Was weiß man von dem Franzosen?«

»Aus einigen Aufzeichnungen Maruschas geht hervor, daß er wahrscheinlich Dudécourt heißt. — Nach Europa können beide auch nicht gefahren sein, denn meine Detektive haben alle Schiffslisten durchgesehen.«

»Also hierher, nach Amerika?«

»Möglich, sogar wahrscheinlich,« nickte der Japaner.

»Ich habe einige Anhaltspunkte.« Er holte ein Papier hervor. »Da, der Bericht des Mannes an der Schiffskasse. Das Signalement paßt vortrefflich auf unser Paar. Sie sind mit dem »Sungai-Lo« durch den Panamakanal nach New York gefahren.« Tamil war vor Erregung aufgesprungen und starrte auf das Papier. Das Band, an dem die blutrote Tafel auf seiner Brust befestigt war, mußte sich gelockert haben und das Metall war auf den Boden gefallen.

»Ich will ihr nach. Du mußt mit!« glühte er auf.

Yashiga zögerte mit Absicht. »Und was geschieht hier indessen, wenn ich nicht da bin? — Ein neues Schiff mit Gebärenden kommt dieser Tage an. Die Bewohner von Oakland weigern sich, Gelbe in ihrer Mitte aufzunehmen. Die Baracken auf Barkley sind noch nicht fertiggestellt. Und was für dumme Streiche würden diese zwei Flachköpfe Steeplebury und Gardener machen, wenn du nicht da bist!«

Aber alle diese Einwände überzeugten Tamil nicht, sondern reizten ihn noch mehr, sich in das Abenteuer zu stürzen. Akasha! In ihm zitterte die Lust nach Kampf mit ihr und nach Sieg. Der Gedanke an sie überwallte ihn heiß. Ihr Atem flog feurig über ihn und seine Pupillen starrten nach ihr ins Leere. Yashiga war noch dunkler geworden und ließ seine Worte mit Nachdruck tönen: »Akasha verzehrt dich. Dein Sehnen saugt dir die beste Kraft aus den Lenden. Eigentlich sollte ich dich vor ihr hüten. Hast du nicht schon damals beim Lama erkannt, daß sie an dir zehrt wie ein Vampir? Du mußt sie besiegen, über sie hinauswachsen, um stark zu werden. Immer ist unfruchtbare Sehnsucht nach dem Weib der Tod des Mannes. Sie soll dein

Weib werden. Durch sie sollst du der Dalai Lama des Geldes werden!« zischelte er ihm zu.

Tamil fuhr ihn stechend an, dessen teuflische Pläne durchschauend: »Zu deinem Sklaven willst du mich also machen? Für so gemein hältst du mich? Wer einmal ins Auge des Teschu geschaut hat, kann niemals dem Bösen völlig verfallen. Du hast mich in allem, was ich bisher tat, durchaus mißverstanden. Nicht gemeine Brunst treibt mich zu Akasha, sondern Liebe und ein Geheimnis, das ich in mir verschließe. Durch Akasha wird sich meine Tattwa-Kraft — o, ich fühl' es! — ins Unermeßliche steigern. Fort dann mit dir und dem Geld! Du bist mir nur Mittel, Akasha wiederzugewinnen. Solange sie selbst noch verworfen handelt, muß ich mich des Bösen bedienen, um sie nicht von mir zu verscheuchen. Ist sie dann mein, so will ich durch die Tamil- und Akasha-Kraft meine Brüder, die Weißen, von innen heraus erneuern. Durch die Erleuchtung des Teschu!«

Yashiga biß sich stumm die Lippen. Er hatte Tamil doch unterschätzt. »Doch nein,« dachte er weiter, »er kann dennoch nicht meinen Klauen entrinnen! — Pah, ein Schwärmer, sicherlich ein Deutscher, ein Phantast! Ich kenne Akasha besser. Das Weib wird ihn vernichten. Gut so! Solange Tamil die blutrote Tafel auf seiner Brust trägt, ist er dem Dämon der Gier verschrieben. Possen — diese Erlöserpose! Das liegt allen den Boches im Blut. — Ist nichts als verkappter Trieb zur Macht. Das Weib kenne ich ja zum Glück. Sie wird ihm diese verstiegenen Marotten schon austreiben!«

In einem Bruchteil einer Sekunde waren ihm all diese Gedanken durch den Kopf gegangen. Blitzschnell

hatte er sich wieder gefaßt: »Ich fahre mit dir. Komaru wird von mir Generalvollmacht bekommen. Auf ihn ist sicherer Verlaß.«

»Wir können mit dem nächsten Expreß fahren.«

Yashiga schlug das Kursbuch auf: »Neunzehn, dreißig Minuten. Jetzt ist siebzehn, also reichlich Zeit. Ich hole dich ab.« Yashiga ging.

Tamil schritt erregt auf und ab, seine Gedanken glühten in feurigen Bränden. — — Er wird es tun! Den Teufel durch Beelzebub austreiben, das Kapital durch das Kapital. Ohne Geld werden die Menschen besser werden. Die Städte werden verschwinden, der gut gewordene Mensch wird willig und gern die Erde bebauen. Fort mit der Maschine! — Akasha wird mir helfen! Durch ihre Hilfe wird es mir gelingen! Dann trete ich hin vor den Teschu Lama und will fragen: wer hat für die Heiligung der Menschheit mehr getan? Du durch Gebet oder ich durch die Tat? Und dennoch will ich vor ihm in Andacht niederfallen, denn von ihm und seinem Boten, dem Derbek Lama, habe ich die Glut, in der ich brenne. — — —

In schwärmerischer Ergriffenheit flutete seine Seele über die Zeiten dahin und seine Augen sahen träumend durch das Fenster. Wie ist die Welt doch so schön, wenn man an sie und an sich glaubt! Seit langer Zeit war er wieder in friedliche Ruhe getaucht und in seligen Rhythmen wogte sein Blut.

Über dem Inselmeer flammten rötliche Schiffsfeuer auf und das violenfarbene Meer saugte an sich den dämmernden Tag. Möven tauchten schwerlos in den erzitternden Äther des Abends, Schwalben schwirrten vorüber mit zuckender, jauchzender Kehle. Die Kinder

im Garten unten gingen heim, das Spielzeug in den lässigen Händen. Zwischen den Laubkronen leuchteten schon die Gasflammen auf; der Salzgeruch des Hafens drang mit erfrischender Kühle von unten empor.

Ergriffen stand Tamil da. Wieder hatte ihn Erdennähe berührt, zum erstenmal, seitdem er den Lama verlassen hatte. Ein Gebet, ein frommer Abendsegen, kam über seine Lippen.

Da riß es ihn aus den seligen Träumen. Yashiga war gekommen und schalt mit ihm: »Noch nicht fertig? Rasch!« Die energische Stimme rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Hastig kleidete er sich um. Schon wollten sie gehen. »Du hast die blutrote Tafel vergessen!« Yashiga hob das Amulett auf und gab es kaltlächelnd Tamil. »Bestie!« schrie ihn dieser an und verwahrte die Platte an seiner Brust.

Tamil schloß die Türe ab, sie stürmten die Treppe herunter ins Automobil.

Sie kamen noch rechtzeitig vor Abfahrt des Pacific Express an.

In New York zogen die beiden vor allem Erkundigungen bei allen Reedereien ein. Der »Sungai Lo« war richtig zur angegebenen Zeit eingetroffen. Die Personenliste wurde genau durchmustert, aber nirgends war der Name Dudécourt oder Maruscha Aka verzeichnet. Der Sungai Lo war inzwischen wieder in See gestochen und zwar nach Pernambuko. Sollte sich das gesuchte Paar dorthin begeben haben? In drei Tagen sollte ein Schnelldampfer dorthin abgehen, der den schwerfälligen Sungai Lo bestimmt einholen mußte. Also wurde beschlossen, den beiden dorthin nachzufahren.

Inzwischen wollte man die Zeit hier nicht untätig verstreichen lassen und auf gut Glück versuchen, ob man nicht hier einen Anhaltspunkt gewinnen könnte. Dudécourt und Akasha mußten doch hier von irgendwem bemerkt worden sein. Wieder wurde die Personenliste des Sungai Lo herausgesucht und nachgeforscht, wer von den Mitreisenden damals in New York geblieben sei. Vielleicht konnte man von diesen eine Nachricht erhalten. — —

Sechs Reisende hatten damals das Schiff verlassen: drei Frauen und drei Männer. Einer von ihnen war Stewart; der Mann mußte sich doch in der Nähe des Hafens aufhalten, wahrscheinlich, um eine neue Stellung zu suchen. Er hieß Rigged Blow. »Der wird wohl leicht zu erfragen sein,« meinte Yashiga.

Sofort ließ er in allen Zeitungen eine auffallende Anzeige erscheinen, in der dieser Rigged Blow aufgefordert wurde, sich bei Tamil zu melden. Plakate des gleichen Inhalts wurden in allen Schenken von Hoboken, New Jersey und Long Island affichiert.

Tamil und Yashiga durchwanderten alle Stellenvermittlungsbureaux und suchten alle Lokalitäten auf, in denen Stewarts und bessere Matrosen zu verkehren pflegten, doch alle Bemühungen blieben umsonst. Schon gaben sie alle Hoffnungen auf und Yashiga hatte schon die Schiffskarten für Pernambuko gelöst, da beschlossen sie, noch einmal das Hafenviertel zu durchstreifen. — Mit schreiender Reklame lockte ein Kino. Yashiga schlug vor, dort einzutreten. Man gab ein mondänes Gesellschaftsstück, einer der Darsteller hieß Fenimore Blow. »Sieh da!« machte Yashiga seinen Freund aufmerksam.

»Lieber wäre mir Rigged Blow,« knurrte Tamil.

Einer der Umstehenden mußte diese Worte gehört haben. »Was wollen Sie von ihm?« fragte er.

»Kennen Sie ihn? Einen Steward, gekommen mit dem Sungai Lo am sechzehnten,« sprach Tamil.

»Ist ein guter Freund von mir,» antwortete der Fremde.

»Ah! — Hier in der Stadt?«

»Wohl.«

»Bitte, führen Sie uns sogleich zu ihm. Ich ersetze Ihnen den verlorenen Abend«, drängte Tamil.

»Gut,« — und sie traten aus dem Gedränge. Dann stellte der Fremde die Frage: »Was für ein Interesse haben Sie an dem guten Rigged? Haben Sie vielleicht auch die Plakate da drucken lassen?«

»Ja. Warum hat er sich nicht gemeldet? Tausend Dollars!«

»Wird wohl seine guten Gründe haben. Bevor ich Sie zu ihm führe, muß ich Sie nach Waffen durchsuchen.«

»Bitte. Wir sind keine verkleideten Policemen.« Yashiga händigte ihm seinen Browning aus. Tamils Taschen enthielten kein Schießzeug, wie sich der Fremde überzeugt hatte. »Blow hat wohl einige Unzen Butter auf dem Kopf. Was?« fuhr Yashiga fort.

»Kann schon sein,« sagte vielsagend der andere.

»Mann, seien Sie ganz unbesorgt,« redete ihm Tamil zu. »Benötigen Ihren hochgeschätzten Freund nur wegen einer Auskunft betreffs eines Mitreisenden.«

Der Mann forschte: »Also Deteks! — Na, der Mitreisende hat wohl viel mitreisen lassen. Gut gestohlen?«

»Es handelt sich nicht um Geld — —«

»Dann sicher um ein Weib. Hab' ich nicht recht?«

Sie waren in ein Boarding House gekommen, der Fremde ging die Treppe voran. Er klopfte an eine Tür im dritten Stock und die drei Männer traten in ein kleineres Zimmer ein, in dem ein Mann an einem Schreibtisch saß und schrieb. Als er die Fremden eintreten sah, hatte er sofort den bereitliegenden Browning ergriffen.

»Mister Rigged Blow?« fragte höflich Yashiga.

»Was wollen Sie?« Er sprang auf.

»Seien Sie unbesorgt, Mann,« sagte der Japaner. »Ihre Privatangelegenheiten gehn uns gar nichts an. Wir wollen Sie nur um Nachricht bitten betreffs eines mitreisenden Paares vom Sungai Lo.«

»Hyde, hast du die Gentlemen nach Waffen untersucht?« fragte er seinen Freund.

»Sei unbesorgt! Haben nichts,« erwiderte dieser, zog aber zur Sicherheit auch seinen Browning hervor.

»Keine Aufregung,« beruhigte Tamil die beiden, »es handelt sich wirklich um nichts anderes.«

Blow ließ die Waffe sinken und sagte ruhiger: »Haben mir teuflische Angst gemacht, Gentlemen, mit Ihren verfluchten Plakaten.« Er atmete erleichtert auf. »Bitte, nehmen Sie Platz!«

Sie setzten sich und Yashiga erzählte nun alles und beschrieb Maruscha, so genau er nur konnte.

»Natürlich war sie an Bord. Mit einem Franzosen.«

»Sind sie hier ausgestiegen oder weitergefahren?«

»Hier ausgestiegen. Haben oft übers Varieté gesprochen. Die Lady will irgendwo auftreten.«

»Als was?«

»In einem Sketch, den der Franzose geschrieben hat.

Als Vampir oder so etwas. Hatten verrückte Späne im Kopf.«

»Wissen Sie, wie sich die beiden nannten?« fragte Tamil.

»Wenn ich mich erinnern könnte! — Haben Sie vielleicht die Personenliste vom Sungai Lo?«

»Da!« Tamil las vor: »Tom Homkins und Gemahlin, Gerty Frogg, Maud Fery, Elihu Fohat und Frau.«

»Diese sind's!« sagte Blow.

»Fohat! Welch eine neue Blasphemie!« rief Tamil erschrocken aus.

»Gut, wir werden sie finden.« Yashiga legte einen Hundert-Dollarschein auf den Tisch und sie gingen.

»Die Welt ist trächtig an neuen Greueln. Weißt du, was der angenommene Name Dudécourts bedeutet?« fragte Tamil.

»Dudécourt ist Satanist.«

»Ungeheuerliches hat er mit ihr vor. Was sollen wir tun, um ihn möglichst bald zu fassen?«

»Beide werden in dem untersten Schlamm zu treffen sein. In einigen Tagen werden wir Akasha finden.«

»Noch heute wollen wir mit dem Suchen beginnen,« drängte Tamil seinen Freund.

»Gut. Wir wollen in das Viertel gehen, wo die Franzosen ihre Stammlokale haben. Dort werden sie vielleicht zu erfragen sein.« Sie riefen ein Auto an und fuhren in das Stadtviertel, das der Creek genannt wird. Die Straßen und Gassen wurden immer stiller, die ganze Gegend bekam ein solideres Aussehen; aber gerade hier wüteten die verderblichsten Laster. Da sich aber seit längster Zeit niemals ein Verbrechen hier ereignet hatte, hatte die Polizei keine Handhabe, in den

Sündenpfuhl der hier wuchernden geheimen Zirkel vorzudringen.

Sie entlohnten den Chauffeur und begannen auf gut Glück ihre Wanderung. Gestalten huschten an ihnen vorüber, den Hut tief im Gesicht, den Kragen des Mantels hoch aufgeschlagen. An den meisten Fenstern waren die Vorhänge herabgelassen, nirgends war eine Spalte frei, durch die man hineinblicken konnte; an manchen Haustüren standen stumme Wächter. Hier war es unmöglich, ungerufen einzudringen.

An der nächsten Straßenecke leuchtete eine Bar. Vielleicht war hier etwas zu erfahren. Sie traten ein. In den Nischen saßen einzelne Paare. Ein Klavierspieler spielte den Mephisto-Walzer. Die elektrischen Birnen waren mit dunkelroter Seide umhüllt; es roch schwer nach fremden Essenzen.

Sie setzten sich ziemlich nahe zu den Männern, die sich im Flüsterton unterhielten. Es war Französisch. Tamil begann mit Yashiga in derselben Sprache zu reden und lenkte das Gespräch auf einen Roman von Huysmans. Die am Nebentisch horchten auf, taten aber so, als ob sie die Neuangekommenen gar nicht bemerkt hätten. Tamil mußte den Zugang zu ihnen durch seine Tattwakräfte gewinnen. Jetzt sollten sie zum erstenmal Akasha dienen, nicht mehr dem gefräßigen Mammon! Er preßte mit der Rechten die Metalltafel auf seiner Brust, schaltete sich ab und tauchte in die Gedanken der Franzosen unter. Das Experiment war geglückt: er wußte jetzt das Losungswort und tauchte in die Wirklichkeit zurück.

Tamil stand auf, ging an den Tisch der Franzosen und sprach: »Habe ich die Ehre, mit Herrn Carhaix

zu sprechen?« Der Angesprochene drückte ihm die Hand. »Bruder, woher?«

»Ich bin aus San Francisco.«

»Wie steht es dort?«

»Nur ein kleiner Orden, meist Japaner. Mein Freund ist eingeweiht. Man braucht vor ihm keine Geheimnisse zu haben.« Er stellte Yashiga vor und sie setzten sich an den Tisch. —

Bald hatte Tamil heraus, was er wissen wollte. Dudécourt hatte Aufnahme bei einer Millionärin gefunden, die ihm in Hoboken eine Villa zum Zwecke der schwarzen Messe zur Verfügung gestellt hatte. Übermorgen, zur Feier des Neumonds, sollte ein Hochamt dort zelebriert werden. Der Eintritt war nur gegen Revers und persönliche Einladung gestattet. Tamil äußerte den Wunsch, dem Amt beizuwohnen, und ohne Bedenken hatte einer der Herren ihm zwei Karten eingehändigt, die Tamil und Yashiga mit falschen Namen unterzeichneten.

Dann bestellte man Absinth und Yashiga hatte Mühe, die feurige Flüssigkeit hinunterzustürzen. Das schwere Getränk steigerte die Erregtheit der Franzosen und Tamil benützte die Gelegenheit, sich ganz ihres Vertrauens zu bemächtigen und sie über Geheimnisse auszufragen. Weil Tamil das Losungswort gewußt hatte, trug man keine Bedenken, ihm alles zu erzählen.

Das Gespräch kam auf die Magie des Mittelalters und eine Orgie verruchter Bilder brodelte in ihren Hirnen auf. Die Franzosen waren in allen Lüsten erfahren, vergiftet an Seele und Leib und keine Verruchtheit war stark genug, ihre stumpfen Sinne in gewalttätige Ekstasen und Berauschungen zu versetzen. Ein

schwüler Dampf legte sich wie ein Nebel schwer über ihre Sinne.

Yashiga lächelte befriedigt zu ihren Exhibitionen. So wie die wünschte er sich alle Weiße. — Teiroku bansai!

Das Dampfboot trug Tamil und Yashiga über die Upperbay nach Middletown. Herbstfrische Dünung pritschte über die Flanken des hurtigen Steamers, zischend schäumte das Kielwasser empor. Motorboote jagten knatternd vorüber, Jollen und Segler zogen luveinwärts dahin. Tamils Herz schlug in seliger Hast, seine Sinne spähten wie ein Falke im Blau. Ihm schwollen im Brausen des Herzens Wunder und Gesichte, seine Nerven bebten wie ein Streitroß dem Ziele zu. Mit atmender Lunge witterte er Akasha entgegen. Dort drüben ist sie! Jauchze, mein Herz!

Yashiga, wie immer, schaute in sich hinein.

Im Hause der reichen Miss Harraden war ein Rout zur Rettung verwahrloster Mädchen angesagt. Die Gäste, die tönendsten Namen der Hochfinanz, waren schon in den oberen Sälen versammelt. Alles erstrahlte in Luxus und Glanz. Reichgewordene Schweinezüchter räkelten sich auf den Brokatsesseln Louis XIII., ältliche Patronatsdamen verkauften Traktätchen und Old Madeira zugunsten gefallener Mädchen. Plötzlich verstummte das Geschwirr der Stimmen: der erste Tenor der Metropolitain Opera trat auf das Podium und sang für 10000 Dollars Honorar die Stretta aus dem Troubadour. — »Es ist göttlich!« seufzte die kleine Alice Pines und ihr Blick hing verzückt schmachtend an dem berühmten Sänger.

Tamil spähte durch das langweilige Pack nach Dudécourt und Akasha aus. Wie sollten sie in diese Gesellschaft kommen? — Ein Irrtum. — Auch die vier Franzosen waren nirgends zu erblicken. Unmöglich. Es mußte ein Mißverständnis obwalten. Hat man ihm im Absinthdampf unrechte Karten gegeben? — In dem Kreise dieser glotzäugigen Bürger sollte die schwarze Messe zelebriert werden? — Nirgends war ein Mensch zu sehen, dessen intelligentes, lasterhaftes Gesicht dunkle Geheimnisse vermuten ließ. »Man hat uns angeführt,« raunte Yashiga, »was sollen wir tun?«

»Ich will Miss Harraden sprechen.«

Tamil war es nach großer Mühe gelungen, der Hausfrau vorgestellt zu werden. »Gnädigste Frau, würden Sie die große Liebenswürdigkeit haben, mich Monsieur Dudécourt vorzustellen?« und er verbeugte sich galant. Sie ließ mit großer Routine ein schmales Papier in seine Westentasche gleiten und flüsterte ihm mit fast unbewegten Lippen zu: »Linke Treppe, Tür acht« — keiner hatte es bemerkt. Dann laut mit dem konventionellen Lächeln einer Weltdame: »Es freut mich, Vicomte, daß Sie mir wieder einmal nach langer Zeit die Ehre Ihres Besuches geben! Was Neues zu Hause? Was ist in Paris jetzt Sensation? — Nicht wahr, es sind jetzt schon fast drei Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben?«

Sie stellte ihn als Vicomte de la Roche ihren Freundinnen vor. Tamil, durch das perfekte Spiel dieser Dame zuerst ein wenig außer Fassung gebracht, fand sich allmählich in seiner Rolle zurecht, plauderte mit den Damen über die Pariser Mode, die Oper und ließ überall den Weltmann spielen. So gut, daß er sich selbst faszinierte.

Immer neue Gäste kamen, es schwirrte um ihn herum wie das Summen der Bienen. Endlich hatte er eine Gelegenheit zu entwischen gefunden und kam wieder mit Yashiga zusammen, dem er alles erzählte. Sie suchten die linke Treppe. Gerade wurde es stiller, eine Dame der Gesellschaft spielte Chopin. Sie fanden die Treppe, eilten hinab. Es war halbfinster. Ein Diener trat ihnen entgegen: »Schein?« Tamil zog das längliche Papier heraus, das ihm Miss Harraden zugesteckt hatte. Der Bediente schob eine Portière zurück und die beiden huschten nach vorn. Sie kamen zu zwei Türen, Nr. 6 und 8. Die Tür 8 war geschlossen, sie läuteten. Es wurde geöffnet. Wieder wurde die Einladung geprüft. Dann traten sie in die Halle ein. Schon im Vorraum trafen sie einen der Franzosen. »Endlich, daß ich Sie finde!« redete ihn Tamil an. »Warum haben Sie mir den Trick der Harraden nicht zuvor erzählt? Ich dachte schon, daß ich Schwindlern aufgesessen bin.«

»Wir müssen hierzulande äußerst vorsichtig sein. Die Polizei war uns schon einigemal auf der Spur. Aber Miss Harraden hat das heute großartig arrangiert. Ich bewundere diese Frau! Oben in der Maske christlicher Wohltätelei und unten die schwarze Messe!«

»Miss Harraden ist bei der Messe nicht anwesend?« fragte Yashiga.

»Sie wird Ermüdung vorschützen, so gegen halb zwölf. Dann kommt sie zu uns. — Oben löst sich die Sottise von selbst gegen Mitternacht auf. Was sagen Sie dazu? Haben wir die Polizei nicht fein hineingelegt? — Aber wir müssen noch eine Stunde hier warten, bis die Messe beginnt.«

»Könnte ich nicht indes Herrn Dudécourt sprechen?« fragte Tamil.

»Erst nach der Messe,« ward ihm zur Antwort.

Es wurden Apéritifs und Sandwiches gereicht. Tamil und Yashiga sahen sich um. Der Raum glich der Krypta eines gotischen Domes und strahlte in orangerotem Licht. — Es waren meist nur Männer versammelt, die wenigen Frauen, grell geschminkt und mit lasterhaften Blicken, saßen in einer Ecke beisammen. Aus einer Räucherpfanne dampfte Weihrauch und Ambra in leichten Nebeln empor und erfüllte die Luft mit seltsamen Räuschen. Im Hintergrund stand ein Altar auf einer Erhöhung mit einem riesigen Kruzifix, das aber umgekehrt stand, die Füße nach oben. Vor dem Altar lag ein Ruhebett, mit weißen Linnen überzogen.

Tamil hatte schon alle Anwesenden gemustert und angesprochen, aber keiner wußte etwas von Maruscha Aka. Dudécourt wurde hier Erzpriester Fohat genannt.

Tamils Sinne zitterten in banger Erregung. Stumpfe Ermattung des süßlichen Weihrauchgeruchs machte ihn aber bald apathisch wie die andern, die leise flüsternd umhersaßen. Yashiga bemerkte zu ihm: »Damit beginnt es. Die Nerven müssen ausgeruht und gleichzeitig in fieberhafter Erregung sein, lüstern nach dem Verruchten. Dazu noch die mystische Weihe, die Krypta, das umgestürzte Kruzifix. In der Räucherpfanne glimmt mit dem Weihrauch auch Sadurga.«

»Sadurga? Was ist das?« fragte Tamil.

»Chemisch gesprochen ein Derivat von Phenacetyloxalat; wird aus der Wurzel des Sadurgastrauches gewonnen, wirkt stärker als Opium. Sadurga wurde bei allen magischen Operationen der Vorzeit angewendet.

Sadurga zu rauchen müßte man den Europäern beibringen. Jede Sadurgazigarette ist ein Sargnagel. Ich werde nächstes Jahr in Paris Propaganda für Sadurga machen lassen. — Außerdem kann man fabelhaft viel Geld damit verdienen. — Im nächsten Jahr wird Schlag auf Schlag von mir erfolgen.« — Yashiga sann wieder in sich hinein.

Tamil erschrak, ohne sich aber zu verraten. Er dachte: »Dieser Mann besitzt ungeheure Energien in sich. Es gilt, vor ihm auf der Hut zu sein. Aber wenn einmal Akasha dem satanischen Dudécourt entrissen ist, ist auch Yashigas Macht zu Ende. Dann kommt das Gesetz des lichtvollen Tamil, das Reich des Teschu Lama!«

Yashiga tauchte aus seinen Träumen empor. »Zuerst die schwarze Messe überall verbreiten, dann Sadurga, zuletzt der große Krieg! In dreißig Jahren weht das Sternenbanner nicht mehr!«

Ein altes Schlagwerk schlug die mitternächtliche Stunde. Ein Schauer wehte über alle dahin, plötzlich wurde es totenstill. Man hörte, wie draußen die Autos angekurbelt wurden und ratternd davonfuhren.

Da öffnete sich die Tür und Miss Harraden kam. Endlich! »Danke, daß Sie auf mich gewartet haben! Ist Fohat bereit?« Einer der Franzosen flüsterte ihr etwas zu, sie nickte und setzte sich. Die Lichter wurden abgedreht und nur die rote Glut der Räucherpfanne gab ungewissen Schein. Irgendwo wurde Harmonium gespielt. Am Altar zündete ein Mesnerknabe die schwarzen Wachskerzen an. Das Harmonium schwieg, ein Zügenglöcklein schrillte. Da trat hinter dem Altar der Erzpriester Fohat hervor, Dudécourt, im blutroten Meßgewand, in den Händen ein Ziborium tragend. Er

stieg zum Altar empor, stellte den Kelch hin und zog einen Vorhang beiseite. Ein funkelndes Tabernakel, gut zwei Meter hoch, wurde sichtbar. Er begann die Messe ganz nach dem Ritus der katholischen Kirche. — »Introibo ad altare Dei.«

»Ad Deum qui laetificat juventutem meam,« respondierte der Mesnerknabe. — Die Messe ging weiter. Tamil stutzte. Ein Hochamt war angesagt — und diese Messe wurde still gelesen. Und wozu diente das Ruhebett?

Nach dem Offertorium öffnete Dudécourt den Tabernakel. Aber keine Monstranz stand drinnen, sondern ein Weib, nackt, mit geschlossenen Augen.

»Akasha!«

Tamil gellte in höchstem Schrecken auf, stürzte nach vorn, riß Akasha zu sich herunter, stieß den Priester zurück. »Komm!« rief er ihr zu und stürzte mit ihr durch die Menge zum Ausgang. Schrecken hatte alle gepackt, auch den Priester; in einer Sekunde, so unvermutet, so schrecklich war es, was geschehn.

Schon war Tamil mit der Frau auf der Treppe, da erst begriffen die drinnen, was geschehen. Yashiga stand schon oben an der Tür, die hinter Tamil krachend ins Schloß fiel. Gerade spritzte ein Revolverschuß ihnen nach in das Holz. Yashiga verrammelte die Tür mit der Plüschbank und den Palmenkübeln des Treppenhauses. Tamil hatte aus der Garderobe nebenan, wo ein Diener schlief, einen Abendmantel ergriffen, hüllte Akasha damit ein, eilte mit ihr ins Freie, stürzte in ein Auto. Auf den Fersen folgte ihm Yashiga, der rasch ankurbelte, und sie fuhren wie der Blitz davon. Keiner kannte die Gegend. Immer geradeaus mit höchster Ge-

schwindigkeit nach Norden auf der breiten Straße über donnernde Brücken und Viadukte. Yashiga lenkte. Niemand folgte ihnen nach. In einer Viertelstunde waren sie in der Stadt. Ein anderes Auto wurde genommen und der entführte Wagen zurückgeschickt.

Mechanisch stieg Akasha in Tamils Wohnung. Noch hatte sie kein Wort gesprochen, apathisch ließ sie alles mit sich geschehen.

»Akasha! Du mir seit ewig verheißene Braut!« Tamil umschlang sie in himmlischer Liebe. Da schlug sie erst die Augen auf. »Du? — Ich dachte, es wäre der Lama,« sagte sie traurig.

»So rede, rede, Maruscha!« drang er in sie.

»Es ist so viel und noch nicht das Ende. Du mußt mich zum Lama führen.«

»Was ist mit dir geschehen, wie bist du mit Dudécourt zusammengekommen?«

Sie stand auf: »Was willst du von mir? Wer hat ein Recht, sich in mein Schicksal einzumengen?«

»Maruscha, dein Atem — damals, erinnerst du dich? — hat mich erweckt. Der Lama hat dich mir verheißen als die, durch die ich viel Gutes wirken kann. Ich will dir alle meine Geheimnisse mitteilen.«

Sie blickte ihm in die Augen. Spürte sie Gnade, Liebe? Ihr Antlitz hellte sich auf, als ob etwas Unnennbares sie angerührt hätte: »Dann will ich um des Lama willen dir glauben.«

»Lassen Sie den Lama aus dem Spiel!« mischte sich Yashiga ein. »Er ist für unsere Welt tot. Sie müssen bei uns bleiben, Maruscha! Oder wollen Sie zu Dudécourt zurück?«

»Ich bleibe bei dem, der mit dem Lama ist. Ich bin dem Priester nur gefolgt, um die Stimme des Gewissens

durch neue Greuel zu überschreien. Und du — Sie —«
sie wandte sich stockend an Tamil.

»Der Lama hat mir den Namen Tamil gegeben.«

Maruscha erzitterte: »Tamil? Dann muß es sein. Ich weiß, was der Name bedeutet — Tamil, um deinetwillen habe ich viel erlitten.«

»Jeder für sich ist Unrast und Böses; aber vereint können wir Ruhe gewinnen und Gutes schaffen. Akasha, mein Plan reicht weiter, als du ahnst. In Liebe zu dir bin ich über den Lama hinaus. Heute frage weiter nicht. Noch sind wir durch das soeben Erlebte zu sehr mit Schlamm besudelt. Die neue Sonne wird uns reinigen.«

Der Japaner wandte sich verärgert ab: »Tamil, geh schlafen! Du bist albern wie ein Pfaffe geworden.« Er ging.

Jetzt erst brandete Tamils Blut siedendheiß auf. Alles vorher war nur Scham vor dem Fremden gewesen, die sanfte Wehmut und der wonnige Schmerz. Seine Sinne brannten wie zischende Fackeln.

Yashiga, der vor der Tür lauernd lauschte, hörte den Schrei der Wollust beider. »Kein Lama wird euch helfen! Mir werdet ihr dienen, Sklaven, nicht ihm!«

Tamil hatte eine geräumige Wohnung mit Akasha bezogen, im ruhigsten Viertel von New Jersey. Noch waren beide in Besorgnis, ob sie nicht Verfolgungen von seiten der Satanisten zu befürchten hätten, aber weder Dudécourt noch Miss Harraden wagten, etwas gegen ihn zu unternehmen. Yashiga reiste nach San Francisco zurück, wo er jetzt notwendiger war. Er begann immer deutlicher eine Abneigung gegen Tamil zu empfinden, die er ihm nicht mehr verhehlte.

Seitdem er abgereist war, fühlte sich Tamil frei und selig. Akashas Nähe hatte ihn zur Güte umgeboren. Ihr vertraute er alle seine Pläne an und er erleichterte seine Brust von der Last des Gewissens, die seit der Trennung vom Lama auf ihm drückte. Auch das letzte Geheimnis vertraute er ihr, seine Hellsichtigkeit, die er der Beherrschung der Tattwas und dem Metall aus Lahagur zuschrieb. In ihren Augen blitzte wieder die Sünde: »Tamil, und wenn du mich verkannt hast? Wenn ich nichts anderes als nur Verbrechen bin? Wenn ich nach dem Triumph über dich gierte?«

»Der Lama hat dich erkannt. Was du sagst, ist unmöglich. Noch bist du negativ, — so sagte er — aber durch Tamil muß Akasha positiv werden. Das ist das Gesetz des Prana.«

»Wenn ich durch den Priester Fohat so tief gefallen bin, daß kein Gott, kein Lama mich wieder erheben kann?«

»Ich frage nicht, die Liebe hat alle meine Schmerzen geheilt. Nichts Höheres konnte ich gewinnen als dich.«

»Tamil, ich warne dich! Alles, was ich bisher getan, war Zerstörung und Vernichtung. In Tschita — weißt du es nicht? — habe ich nach deiner Flucht den Ataman gezüchtigt, bin mit Yashiga geflohen, der mir versprach, mich zum Lama (zu dir!) zu führen. Statt dessen verkaufte er mich nach Yoshiwara, dann dem verruchten Elihu Fohat, der mich wie seine Sklavin hielt. Er hatte meine Nerven durch fortgesetzten Genuß von Sadurga derart abgestumpft, daß ich unfähig geworden bin, irgendeinen Widerstand zu wagen. Noch brennt verworfene Glut in mir, Tamil. — Aber was soll es bedeuten, daß Yashiga mich dir zugeführt hat? Kann Gutes von ihm kommen? Was bezweckt er damit?«

Tamil zögerte, sie in Yashigas teuflische Pläne einzuweihen, für den er selbst Handlangerdienste geleistet hatte. »Wir beide, Akasha, du und ich, wir sind wahrscheinlich nur Werkzeuge in der Hand eines Höheren. Ich selbst bin unwissend und schwach, ich will nur Vorbereiter für den sein, der nach mir kommen soll. Dazu ward mir die Beherrschung der Tattwas vom Lama gelehrt. Nun ich dich gefunden, will ich nichts sein als Liebe und Glück für alle.«

»Wie könnte ich dir helfen? Was hat über mich der Lama gesagt?«

»In dir ist Akasha-Tattwa, ich bin Tamil-Tattwa, beide vereinigt, wandeln die Welt zu Höherem um. — So hat der Lama gesagt. Schon fühle ich, wie wahr es ist. Aber bevor ich aufbaue, muß ich niederreißen; dazu benötige ich deine bösen Kräfte. Und durch dich gewinne ich auch das Vermögen, mich neu aufzubauen. Dein negatives und positives Akasha gibt mir alle Vollendung.«

»Tamil, du überschätzt mich! Ich, die Hure eines Satanisten —«

»Geliebte, stille! Höre! Was ist die alte Welt? Geld, der Mammon! Diesen Götzen muß ich zuerst stürzen. Durch die Beherrschung der Tattwas ist mir alle Macht auf dem Geldmarkt gegeben. In einigen Jahren ist der ganze Reichtum der Erde in meiner Hand. Durch die Armut sollen die Menschen wieder demütig werden, denn nur ein demütiger Mensch ist reif für die Wiedergeburt im Geiste.«

»Und wie willst du dann aufbauen? Wird dich der Reichtum nicht verblenden?« fragte die Frau.

»Akasha, ich habe das Gefühl, daß ich diesen Ge-

danken nicht aussprechen darf. Es gibt in der geistigen Welt ein Gesetz, welches unbedingtes Schweigen dem auferlegt —«

»Gut, du hast ein Geheimnis vor mir.«

»Akasha, habe Erbarmen mit mir! Ich darf es nicht sagen.«

Ihr Auge flammte. Er erschrak. War der Einfluß Dudécourts in ihr immer noch so stark?

»Wann wirst du mit der Verwirklichung deines Planes beginnen?« fragte sie ihn.

»In San Francisco habe ich vor einigen Monaten angefangen. Man nennt meinen Namen mit Schrecken auf jeder Börse.«

»Weiß Yashiga davon?« fragte sie weiter.

»Ja, er arbeitet vorläufig für mich, da er mich für seine eigenen Pläne mißbrauchen will. Sein Plan geht dahin, die Weißen zu vertilgen, durch Satanismus, Sadurga und durch einen Krieg, den er planmäßig vorbereitet. Seine Energie ist furchtbar. Aber ich werde ihn von mir abschütteln. Ich mußte ihn deshalb in meiner Nähe dulden, weil er der einzige Mensch war, durch den ich hoffen konnte, dich, Geliebte, wiederzusehen.«

»Tamil, hüte dich vor Yashiga! Er ist tief in viele Geheimnisse eingedrungen, er ist ein Meister der höllischen Künste!«

Tamil spürte in sich Eifersucht. War nicht Akasha in Japan Yashigas Geliebte gewesen? Er stand auf und ging erregt auf und ab. Er ging zum Fenster, sah hinaus und erblickte einen Flieger, der immer näher kam. Eine unerklärliche Angst befiel ihn, er fühlte kalten Schweiß auf seiner Stirn. Rasch ergriff er seine Frau an der Hand und riß sie davon. »Komm! Schnell!«

»Was ist? Wohin?«

»Frag' nicht! Komm!« Er riß sie mit sich, eilte die Treppe hinab, schloß den Keller auf und barg sich ins Dunkle.

Plötzlich ertönte ein ohrenbetäubender Knall, die Erde heulte auf, die Mauern wankten wie Schilf im Sturm. Akasha bebte vor Entsetzen am ganzen Leib.

»Der Flieger hat eine Bombe auf unser Haus geworfen. — Dudécourt! Wir waren zu unvorsichtig. — Er weiß alles. Wir müssen seine Nähe fliehen.«

Akasha hatte erst jetzt die ganze Größe der Gefahr erkannt. In namenloser Angst hielt die Frau den Mann umschlungen und sie war in ein konvulsivisches Schluchzen ausgebrochen. In hysterischem Ausbruch der Dankbarkeit stammelte sie Worte der Liebe und Ergebung. Tamil fühlte, daß erst jetzt die Frau wirklich sein eigen geworden war. Wie einem Kind liebkoste er ihre Wangen.

Stille trat ein. Man hörte dumpf durch das Erdreich, wie die Feuerwehr rasselnd vorfuhr. Der Kellereingang war verschüttet und Tamil hämmerte mit einem Ziegelstein gegen die Türe, um sich bemerkbar zu machen. Man hatte ihn gehört und der Zugang ward freigelegt. Die Geretteten traten heraus in das glitzernde Licht der Sonne. Arm verschlungen in Arm, jubelnd begrüßten sie den Tag!

Die Verwüstung war furchtbar. Die Villa war in einen Schutthaufen verwandelt worden, auch die Nachbarhäuser hatten schwer gelitten. Eines von ihnen brannte lichterloh.

Die Bombe hatte das Dach durchschlagen und war an der Stelle geplatzt, wo Tamil kurz vorher gestanden

war. Der Frau schwanden die Sinne, man mußte sie auf eine Rettungsbahre legen.

Von Tamils Stirne tropfte es feucht. Als ihn der Revierbeamte ausfragte, konnte er nur Unzusammenhängendes stammeln. So mußte ohne ihn das Protokoll aufgenommen werden, in dem einwandfrei festgestellt wurde, daß ein Flieger die Bombe geworfen hatte.

New York hatte eine große Sensation. Die Polizei setzte eine große Summe für die Ergreifung des rätselhaften Fliegers aus. Natürlich blieben alle Nachforschungen ohne Erfolg.

Tamil und Akasha hatten sich nach einer Woche von dem schweren Nervenschok erholt und trafen alle Vorbereitungen zu ihrer Abreise. Gardener, um das Geschäft besorgt, war sofort herbeigeeilt und tat sehr besorgt und wichtig. Tamil nannte ihm zwar einmal seinen Verdacht, aber seine Erzählung von der schwarzen Messe im Haus der als bigott weithin bekannten Miß Harraden wurde von Gardener als leere Phantasterei bezeichnet. — Oder sollte es Yashiga sein? Unmöglich, der wollte ja erst mit Tamil das große Geschäft machen. Ein Priester Dudécourt oder Elihu Fohat blieb unauffindbar, ebenso die vier Franzosen. Hatte er genug Macht, um gegen Miss Harraden vorzugehen?

Tamil fühlte, daß er die Schlacht verloren hatte, und zog es vor, in aller Stille nach San Francisco zurückzukehren. Er traf alle Vorsichtsmaßregeln, um einem etwaigen Attentat während der Reise zu entgehen, und reiste unauffällig und unerkannt nach San Francisco zurück. Es war eine Flucht vor sich selbst. In seiner Seele rangen Akasha und der Lama.

Um gegen ähnliche Angriffe fürderhin gesichert zu sein, ließ sich Tamil im Golden Gate-Viertel eine Villa nach seinen Plänen bauen. Das Dach war mittels Beton und Panzerplatten gegen jeden Flugangriff gefeit. Tamil ging unter im Taumel der Zahlen und Hast. Stoßweise begann sein früher so ruhiger Atem durch die fliegende Lunge zu hetzen. Yashiga ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, geschäftig schaffend am Werk der Zerstörung. Tamils Reichtum wuchs ins Ungeheuere an.

Manchmal kam es ihm vor, daß sein Gedächtnis in wichtigen Angelegenheiten zu versagen begann. Auf einmal war alles wie weggeblasen.

Es begann Tamil zu grauen. — — —

Einmal lag er um Mitternacht im tiefen Schlaf, seine Sinne waren erstorben, nur der Geist (o nimmer ermüdender Manas!) wachte noch. Da fand das Gebet des fernen Lama Eintritt in seine umnachtete Seele und erfüllte ihn mit dem Lichte gottnaher Verzückung. Es war ihm, als ob er eine Stimme hörte, die dreimal anschwellend seinen Namen nannte. Eine Hand legte sich gütig auf seine zerklüftete Stirn: Tamil stand auf, gehorsam dem Gebot. Derbek Lamas Gedanken flossen in ihn wie irdische Laute: »Bruder, was hast du mit dem Schatz getan, den ich dir anvertraut habe? In Elend stöhnen Tausende und verfluchen dich. Daß du Gnade spendest Unseligen, deshalb wardst du erweckt, deshalb habe ich dich das Fluten des Prana gelehrt, habe ich dir den Weg zur Vollendung gezeigt und gebahnt: Akasha! — Mit ihr vereint, bist du stark, die Ankunft des wiedergeborenen Fo vorzubereiten.

Tamil, was hast du getan? — Verwirrung hast du in den oberen Reichen unselig hervorgerufen!« —

Tamil wollte erwidern, aber das Wort erstarb eisig in seiner Kehle.

Wieder drang es an ihn: »Tamil, in Nächte bist du getaucht und das Wort des Lebens hast du vergessen. Irrtum ist es, zu glauben: zuerst will ich ausroden, ehe ich pflanze. Die Saat des Geistes keimt, wo auch immer ein Korn in die Seele hinfällt. Die Saat, die du aussäest, das sind die Herzen Verzweifelter, Steinen vergleichbar, denen nimmermehr sich Leben entringt.

Tamil, Rechenschaft wirst du geben müssen über das, was du getan! Denn Hochmut treibt dich, nicht Liebe zum göttlichen Menschen. Durch das Schwert, das du wider andere gezückt hast, wirst du umkommen, wenn du nicht Einkehr hältst in den Geist.

Daß du dich selber findest, deshalb ward dir Akasha gegeben. — Noch ist es Zeit, halt ein im verblendeten Tun! Kehre zurück zu uns, der Teschu Lama wird dir alle Sünden vergeben.« —

Das flimmernde Astrale des Lama verschwand. Tamil fand sich auf seinem zerwühlten Lager. Stöhnte auf. Zitterte an allen Gliedern. Sein Herz schrie, doch es fand nicht das erlösende Wort, das alles vernichtet und alles aufbaut.

Blau, unwirklich fast, schrägte die Flutung des Vollmonds durch die Gardinen. Schrecken und höchste Not griff mit höhnischen Spinnenarmen an seine Kehle. Es zitterte in ihm: »Wer bin ich, wo bin ich? — Wer ist das Weib, das dort ruhig schläft? Wie kam ich hierher in dieses Zimmer? — O Gott, was ist mit mir geschehen? Wie kann ich mich retten?« —

Seine Fiebersinne rasten in die Vergangenheit zurück — Mutter, Jugend, Schule, Krieg — dann Tschita, Tibet,

Meer, Akasha! Das also war er! Tamil! — Der Name spie ihm schreckhafte Greuel ins Gesicht. — Warum er im Tamil-Tattwa? Warum er mit dem Fluche des Wissens? Mit dem Fluche der Gier! — »O, ich bin verflucht! Glücklich der Lama! O noch einmal das verlorene Paradies Tibet! Nie wieder selig schweben in der Ruhe des Herzens! Ewig allein mit der Qual!« —

Angst trieb Ströme kalten Schweißes aus seinen Gliedern, seine Kiefer klapperten wie die eines Verfluchten beim Jüngsten Gericht.

»Wo ist der Gott, der das Toben beschwichtigt? — Und wenn er ist, wie kann ich ihn fassen? Ewig entgleitet er dem liebenden Arm. Nur seine Kräfte sind sichtbar, sein Zeichen lebt! Herr, das Zeichen, das Zeichen!« — Er sah auf. Der Mond fiel auf das bleiche Antlitz der schlafenden Frau, ihr rotblondes Haar flammte in kalten, magischen Feuern.

Er erhob sich vom Lager, noch immer mit schlotterndem Gebein, und trat ganz nahe zu ihr. Sah ihr starr ins Antlitz, sah den sich langsam hebenden Busen. – Mensch, Fremder, Unheimlicher! – »Wie wenig weiß ich von dir, ewige Fremdheit noch liegt zwischen dir und mir und doch sind wir bestimmt, uns in Einheit zu lösen!«

Aber schon überwallte ihn Rührung. Rührung über sich selbst, über die Frau, über das Schicksal, das sie aneinandergekettet hatte.

In ihrer Schönheit sah er den Abglanz der Wonne, der ihn in seligen Stunden ergriffen, wenn er sich ganz an die Gottheit verlor. »Wahrlich, in der Frau ist das Nie-Erreichbare, Nie-Faßbare; sie ist Mysterium, Urlicht und Stern. Geheimnis, wie der Geist (o Manas!) des Mannes!« —

Wie ein Blitz kam ihm die Erleuchtung: »Deshalb hat dich der Lama die Wunder der oberen und unteren Reiche gelehrt: durch den Geist des Mannes die Seele — Schönheit — des Weibes zu neuem Leben zu erwecken. Mich und sie, geläutert in zwiefachem Feuer! Das hat der Lama gemeint! Und ich Tor, ich Tor! Ich träumte von irdischer Macht!« — Lange starrte er so. Das Unten verschmolz mit dem herrlichen Oben und alles bisher Erlebte war nur ein Gleichnis des von nun an zu Lebenden. —

Da schlug Akasha die Augen auf: »Du starrst mich im Mondlicht an? — Ich habe es im Schlafe gespürt. Was sinnst du, Tamil?«

Er fiel vor ihr nieder, ihre Hand mit Tränen benetzend. »Maruscha, verzeih! — Alles war ein Irrtum. Ich gehe zum Ursprung zurück, der mich gebunden hat, er allein kann mich lösen. Er kann mich nicht verwerfen: ich fühle die Gnade.«

Sie fuhr auf: »Ah, und dein Werk? — Der Schamane fällt dir in den Arm? — Doch nein, es kann dein Ernst nicht sein!«

»Beim lebendigen Gott!«

Sie überlegte. — Eine Wolke hatte sich vor die klare Mondscheibe geschoben. Tamil hatte das Gefühl, als ob Dudécourts Atem schwarz das Zimmer durchwehe. Sie sprach: »Gib mir die Tafel, die du auf der Brust trägst!« Sie streckte die Hand aus. — Er wich entsetzt zurück.

»Wenn du zum Lama zurückkehrst, brauchst du nicht mehr das Tamil-Tattwa.«

»Bei Gottes Gericht! — Du kennst die Bedeutung des roten Metalls! Das — hat dir Yashiga verraten!«

»Tamil, das könntest du glauben? — Nein, ich will mit dir zum Lama zurückkehren. — Dich will ich lösen. Du sollst rein sein, ich will deine Verrufung tragen — für dich!« —

»Weib, Weib!« Er erkannte in ihr einen anderen Aspekt der Liebe. Rasch löste er die Tafel von seiner Brust und hängte sie ihr um. Sie unterdrückte einen leisen Schrei — es war das negative Akasha in ihr, das immer noch lebte. Er atmete tief auf, wie von einem schweren Alpdruck befreit, das Zittern seiner Glieder war verschwunden. Sie streckte sehnsüchtig die Arme nach ihm aus. Wieder sah er in ihrem Leib die Schönheit, die nur Gottes sein kann. Jauchzend im Schrei fiel er in ihre Arme, erlöst.

Der kuppelnde Mond lachte im höhnischen Trug. — Hatte er nicht die kalte Fratze Yashigas?

Von dieser Stunde an wandelte sich Tamils Weg nach innen. Was um ihn herum geschah, rührte nicht an seinen Geist. Sein bisheriges Leben hatte sich wie ein wahnwitziger Film abgespielt, fern seinem eigentlichen Leben. Jetzt widerte ihn die Leere jedes Erlebnisses schal an. Reue ätzte ihn scharf. — Schon einmal war er sich selbst nahe gewesen, damals im Kampf mit dem heiligen Teschu, aber er war gefallen, verblendet von Gier, in Luzifers Schlund.

Jetzt erst spürte er, daß es Gnade von oben war, dennoch weiter zu leben. Er tauchte tief ein in das Geheimnis der ihm zuteil gewordenen Offenbarung und oft rührte der Schatten des Lama sein zerklüftetes Haupt.

Gleich am Morgen nach der Nacht, in der sich Tamil gewandelt, war Akasha zu Yashiga geeilt. Ihre Augen strahlten Triumph. Sieg jauchzte ihr herrlicher Gang. So mußte Dalila geleuchtet haben, als sie dem starken Simson das Haupthaar geschoren hatte.

»Ich habe es!« rief sie ihm zu, die rote Metalltafel hoch haltend. »Die Überlistung ist geglückt.«

»Akasha!« Er umschlang sie wild. »Hat er es freiwillig hergegeben? Wenn es geraubt wurde, verliert es seine Kraft.« Sie nickte. »Wie, er gab es her? —« forschte er ungläubig. »Freiwillig?«

»Ja. Freiwillig. — Habe ich nicht gut meine Rolle gespielt, zwei Monate die büßende Magdalena! Wer macht mir das nach?«

»Du hast tausend Teufel in dir! Er ist ganz gewiß ein Deutscher! Nur durch Sentimentalität war er zu fangen. Ich habe richtig spekuliert!« — Der sonst sicher und ruhig sich beherrschende Japaner tanzte in Freudensprüngen durch das Zimmer. »Mein ist er, mein ist jetzt alles! Geld, Macht! Jetzt hab' ich euch alle! — Der Narr, der Narr! — Es ist doch gut, daß es Boches auf der Welt gibt! Tamil hatte keine Idee, was das Metall eigentlich bedeutet! Es ist mehr wert als aller Reichtum der Welt! Es hat geheime Kräfte in sich, die ich mir dienstbar machen werde. Komaru, ich werde groß sein wie keiner meines Landes. Nicht Sadurga, nicht der Wahnsinn der schwarzen Messe — durch Tamil-Tattwa will ich euch treffen!« Seine Worte übersprudelten sich in seinem Mund.

»Wenn du das alles gewußt hast, was dieses Metall bedeutet, warum bist du nicht selbst ausgezogen, um diesen Schatz zu gewinnen?« fragte Akasha.

»Mir hätte der Lama nimmermehr den Weg gezeigt, denn ich habe den Plan des Schamanen schon in Tschita durchschaut gehabt. Darum habe ich dich jetzt mit ihm zusammengeführt. Freiwillig gegeben, mein! Denn hätte er es widerwillig hergegeben, so wäre sein Wille noch lebendig in dem Metall. Jetzt kann ich damit schalten, wie ich will! — Am besten wäre es, ihn jetzt —« und er machte eine Geste.

»Ihn töten? — Das tu nicht!«

»Ah, du liebst ihn gar? Meinetwegen,« kaute Yashiga.

»Er wird dir nicht in den Weg treten, er ist ein Träumer geworden. Übrigens vergiß nicht, daß sein Leben von Detektiven bewacht ist.«

»Das ist wahr. Was also?« fragte Yashiga.

»Das lasse meine Sorge sein. Ich will bei ihm bleiben, ihn in Sicherheit wiegen, indessen du die Geschäfte besorgst.«

»Gib acht, daß er dein Spiel nicht durchschaut! Und wenn er das Metall zurückverlangt?«

»Damit es nicht geschehe, muß ich bei ihm bleiben.«

»Gut,« stimmte Yashiga zu. »Aber das gibt mir nicht die Ruhe, daß er wirklich unschädlich ist.« — Eine drückende Pause entstand. »Ich hab' es,« rief er dann aus: »Wahnsinn. Ich will ihn mit Wahnsinn schlagen! Das Tamil-Tattwa, das jetzt mir dient, soll sein Gehirn zerstören. Dudécourt wird mir helfen.«

Wieder strahlten die Sterne gütig wie in der Wüste Schamo über Tamils nächtlichem Haupt. Er war zu den Tieren des Waldes geflüchtet und atmete den Odem der Erde. Sein Herz blutete vom Verrat des

Weibes und die Umnachtung tat wohl seiner fiebernden Stirn.

Im Gebirge hatte er sich ein Blockhaus errichtet und er lebte bescheiden als Landmann von den Früchten des Feldes. Der Tau des Himmels legte sich kühl um seine Stirn und er fühlte den jauchzenden Gott im Atemholen der Berge.

Ein Reh hatte sich zu ihm geflüchtet und fraß aus seiner Hand, zutraulich mit dem runden Blicke der Augen. Die Stürme brausten ihm die Allmacht Gottes und die Riesentannen seines Forstes senkten tief ihre Wurzeln in sein Herz.

Die ungewohnte Arbeit hatte ihn mutig gemacht. Sein von Gewissensqualen zermürbter Sinn beruhigte sich im gleichen Ebenmaß werktätiger Stunden. Sein zerbröckelndes Gesicht hellte sich jugendlich auf, wenn er während des Holzfällens, Einrast haltend, Atem schöpfte und sich breitspurig auf die schwere Axt stützte.

So war die Erde schön und gut. Selig!

Abends lag er einmal hinter dem Blockhaus lang ausgestreckt im Rasen und starrte auf die weißen hinflutenden Wolken. Über den hohen Fichtenwipfeln zogen sie hin in der unendlichen Bläue; eine späte Hummel summte vorbei, irgendwo hackte ein Specht die rissige Borke. Auf den weithin ausgestreckten Händen kribbelten Ameisen, zuweilen kam ein müder Duft von Heu und Stallgeruch zu ihm. Leise, fern klang der dumpfe Orgelgesang des Waldes und die Gipfel neigten sich leicht. Es wurde Abend.

Blyth und Mac Onnor kamen von der Arbeit heim. Tamil hatte ihre Schritte gehört, blieb aber liegen. »Er ist noch nicht zu Hause,« sagte Blyth.

»Wo er nur heute steckt? Der Mann hat kein gutes Gewissen.«

»Meinst du?«

»Möchte nicht in seiner Haut stecken. Was er wohl angestellt hat, daß er in den Wald geflohen ist? — Und kann ein ehrlicher Mann überhaupt Tamil heißen? Das ist nicht englisch, nicht französisch oder sonst aus einer bekannten Sprache. Kurz, Tamil, ohne Vornamen. — Hat wohl Ursache, seinen wirklichen Namen zu verbergen.«

Tamil war bei diesen Worten aufgesprungen, im Schreck wie damals, als der Lama in der entscheidenden Stunde zu ihm getreten war. Der Name! Der Name! Welches war sein Name, bevor er mit dem Lama in Tschita zusammengetroffen war? — Sonderbar — so sehr er sich auch anstrengte, seine Erinnerung reichte nur bis Tschita zurück. Wie war er dorthin gekommen? — Wo war er früher gewesen? — »Der Name, den ich zuvor hatte!!«

Erregung fiel über ihn wie feuriger Regen, er stürzte hinauf, verfemt, geächtet, und verlor sich im Gestrüpp verworrener Gedanken. Der Kopf brannte ihm vor Widerstand gegen das Absurde, daß ein Mensch seinen eigenen Namen vergessen konnte. Er hörte es in den Ohren gellen: »Kann wohl ein ehrlicher Mensch Tamil heißen? Kurz, Tamil, ohne Vornamen? Er hat wohl Ursache, seinen wirklichen Namen zu verbergen.« —

Winselnd im Schmerz trieb es ihn immer höher empor, von den Menschen fort. Die Augen waren starr auf den Boden gerichtet, als ob der verlorene Name ein Ding wäre, das man im Busch finden könnte. Sein Kopf prallte an einen Baumstamm und zwang ihn zur Einkehr und Ruhe. Wie ein Kind weinend umfaßte er den gütigen Stamm und gut tat ihm die Inbrunst der Träne.

Im fahlen Verdämmern des Tages tauchte kristallen der Mond hinter den erzenen Wolkenbänken hervor und silbern fahlte die Lichtung des Waldes. Der Westwind ließ ihn wohlig erschauern und durchwehte ihn mit der Kühle der Nacht. Wie ein Kind die Mutter, so umschlang er den Baum, und das ruhige Atmen der Berge ließ seine Seele in ruhiger Schwingung ertönen.

Er sann besänftigter nach: »Ich muß den Bildern in mir nachforschen und allen Tatsachen, die mir Schlüsse auf mein früheres Leben ermöglichen. Ich spreche jetzt englisch, aber schlecht, meine Muttersprache kann es nicht sein. Französisch oder russisch kann es gleichfalls nicht sein. Deutsch? — Ja! Ich fühle, wie der Rhythmus der deutschen Sprache in mir schwingt, aber die Worte – vergessen! Ist Sprache möglich ohne das Wort? Ist das Wort in mir noch nicht Fleisch geworden?

Nein, nein, so nicht! Ruhig! Ich bin also ein Deutscher. Aber wie kam ich nach Tschita?« — Er sah wieder das Zimmer vor sich, wo er mit dem Lama zusammen lebte. Der Tisch, die Fenster, drei rechts, zwei links. Der Ofen, die russische Bibel. Über dem Bett die Tafeln – das mußte sein! — Er las: »X. Y. vojenni pleni« — Kriegsgefangener! — Es mußte also Krieg zwischen Deutschland und Rußland gegeben haben, er war als Kriegsgefangener nach Tschita gebracht worden! — Und vor Tschita! — Wie war er gefangen worden? Und was war vordem und vordem und vordem? — Es hellte sich etwas auf: in einem anderen Spital sah er sich wieder — es war in Kasan! — Was war dort zugeschehn? — War er dort nicht mit Maruscha zusammengekommen? Und weiter, weiter? —.

Nichts. — Wie dunkler Nebel wogte es um ihn.

Und früher, und früher? Er sah sich auf einer Tragbahre. — — Weiter, weiter!! Ein dumpfer Knall — er fühlte ihn wie damals — Lehm und Erde schossen wie eine Springfontäne empor. Er hatte einen Riß, einen weißen Blitz im Gehirn gespürt.

Und früher und früher? Er fühlte erregt, wenn er jetzt den Faden der Erinnerung findet, daß er dann aus dem Labyrinth seiner Verwirrung herauskann, dann liegt seine Jugend, sein Name vor ihm!

Nichts. — Wer hatte seine Seele, sein Gehirn entzweigeschnitten, daß er die frühere Hälfte nicht mehr finden konnte?

Yashiga und der Lama tauchten vor ihm auf, aber er wußte nicht das Gesicht zu deuten. Sie verloschen. Er bohrte weiter in sich hinein. — Ganz sicher wußte er, daß ihm in Tschita noch häufig Erinnerungen an die frühere Zeit gekommen waren; aber die magischen Übungen mit dem Lama — so meinte er — hätten seinem Gedächtnis die Wurzeln abgeschnitten. Die physische Wirkung der Explosion damals im Krieg konnte nur der Anfang gewesen sein: der Lama hatte ihm die Erinnerung aus dem Gehirn wie einen Fremdkörper entfernt. — Was bezweckte er nur damit? Weshalb mußte ihm das Gedächtnis schwinden? — Oder war es Rache des Lama dafür, daß er das Tamil-Metall für Böses verwendete, es dem verruchten Japaner kampflos überlassen hatte?

»Oder hat mir Yashiga den Wahnsinn geschickt und er benützt das Metall gegen mich? Er will mich vernichten, damit er allein, ohne von mir gehemmt zu werden, das Werk der Zerstörung verrichten kann! O Narr! Ich selbst schuf mir verblendet die Not!«

Aus allen Poren seines Leibs drang das ekle Gewürm der Umnachtung. Irrsinn in allem, was er bisher getan! Sein Leben in Tschita, in Kasan — war er damals nicht im Spital der Geisteskranken gewesen? War denn das alles überhaupt wahr? Nicht bloß ein Traum, eine Ausgeburt seines kranken Gehirns? Akasha, Yashiga, das Metall von Lahagur, der Lama und dann in Francisco der Reichtum? War es nicht vielmehr ein früher irgendwo gelesener Roman? Wie war er überhaupt hierher nach Kalifornien gekommen? Ist denn das überhaupt Kalifornien, Blyth und Mac Onnor — wo sind sie? Ist es nicht vielmehr der Wald von Tschita oder ein Wald seiner Heimat? Oder doch Tschita? Schimmerte nicht von rechts, ein weißer Würfel, die Irrenanstalt? Gleich werden Wächter kommen, die ihn in die Zwangsjacke stecken werden!

Er schlug mit den Fäusten um sich, als ob er die Wächter von sich abwehren wollte, und schrie in Tönen, daß die Vögel des Waldes in Schrecken aufkreischten. Eiskalte Angst befiel ihn dann plötzlich im Schüttelfrost, er schloß die Augen und fiel schlotternd in sich zusammen. War auch dieses nur Traum? Oder Wirklichkeit? Eines war so grauenhaft wie das andere. Namenloses Schauern vor sich selbst kroch ihm schleimig durch das Rückenmark, sträubte sein Haar und trieb den Schweiß in Bächen aus seinen Poren. Er duckte sich sklavisch, daß ihn die Wirklichkeit nicht in die Zwangsjacke stecke, und wagte nicht mehr zu sein. Aber der Schrecken wuchs in jeder Minute, schwoll ihm in der Kehle zum Brechreiz und zwang ihn wieder zum röhrenden Schrei. Er schnellte auf mit der verzweifelten Hast eines Selbstmörders, um rasch ein Ende

zu machen. — Sah um sich — kein Haus, keine Irrenanstalt in der Nähe!

Erlöst von dem einen Alp, nur noch vom anderen Schreck besessen, schoß er in panischer Angst herab, durch Strauchwerk, das ihm die Hände zerriß, Gesicht und Füße blutig striemte.

O Jubel! da sah er das Blockhaus im Mondlicht; blauer Rauch kräuselte aus dem Rauchfang zum Himmel. Wie von einer Sehne geschnellt, flog er ins Haus, stürzte auf Blyth, der gerade im Begriff war, sich auszuziehen, ihn mit der Inbrunst eines Liebenden umklammernd. Gerettet!

»Blyth, lieber Blyth!« mehr konnte er vor Freude nicht hervorbringen. In namenloser Entzückung fühlte er den Bruder, den Menschen. — »Aber, was ist?« hörte er noch.

Dann fiel er schwer wie ein Baumstamm nieder.

DRITTES KAPITEL

TAMIL erwachte und war genesen. Er forschte nicht mehr weiter über sich nach, sicher seiner Rückkehr zu Gott. Der Wahnsinn, den ihm Yashiga geschickt hatte, lag gebändigt, ein zahmes Tier vor seiner Hütte. Tamil rodete wieder, säte und pflügte und holte im Sommer die goldenen Garben in sein Haus. Mac Onnor und Blyth waren nicht mehr seine Knechte, er hatte seinen Besitz mit ihnen geteilt. Blyth hatte sich seine Hütte weiter oben gebaut, der Schotte am Abhang. Sie halfen einander wie Bruder dem Bruder. Onnor heiratete im zweiten Jahr und Blyth ging auf Brautschau. Er kam viel im Gebirge herum und vermittelte auch den Verkehr mit der Stadt. Einkauf, Pacht und Verkauf waren ihm übertragen worden.

Einmal blieb er besonders lang aus. Er war mit einem Wagen Hafer in die Stadt gefahren und sollte Sattelzeug, Fensterglas und Tabak für Mac Onnor mitbringen. Ein so langes Ausbleiben war unverzeihlich von ihm, denn er wußte, daß Onkel Onnor nicht ein Quentchen Tabak mehr hatte. Das war schon der vierte Tag!

Schon wollte sich der Schotte fluchend auf seinen Schimmel setzen und zum nächsten Bauer, der etwa

acht Meilen ostwärts wohnte, um einige Unzen Virginischen reiten, da kam er an, Blyth, aber ohne Wagen. Wie schaut der Mensch aus! Und an der Hand führte er ein Mädchen, das nur langsam Schritt vor Schritt setzte. Man sah beim Näherkommen, daß sie einen Arm in der Schlinge trug, aus der es blutig tropfte. Onnor sprang vom Pferd und ging den beiden entgegen. »Nun, Junge, was ist denn geschehn? Wie siehst du aus?«

Blyths Kleidung hing in Fetzen um seinen Leib, auf der Stirne brannte eine glutrote Beule. Ohne ihm zu antworten, sagte er dem Mädchen: »Da bin ich nun zu Hause. Da herauf kommt uns keiner nach.« — Sich dann an Onnor wendend: »Sie heißt Mary.«

Onnors Frau Kate war herbeigekommen: »Jesus, sie blutet! Ist der Wagen umgestürzt, sind die Pferde scheu geworden?« Mit Hingabe und Liebe bemühte sie sich um das Mädchen.

»Da ist der Tabak für dich,« sagte Blyth, als er sah, daß Onnor seine Pfeife kalt rauchte. »Ja, war eine böse Sache! — Aber gebt uns zuvor etwas zu essen. Seit gestern haben wir nichts zwischen den Zähnen gehabt.«

Man setzte sich ins Freie zu Tisch und Kate trug Milch, Käse und Brot auf. Onnor wartete neugierig ab, denn er schämte sich, als erster die Frage zu stellen, die allen auf der Zunge brannte, und paffte wie wild darauf los. Um seine Ungeduld zu verbergen, sagte er: »Man solle Tamil verständigen, daß er zurückgekommen ist,« und stapfte davon. Mary aß wenig, sie mußte wohl große Schmerzen erdulden, denn sie zuckte oft plötzlich zusammen, ihre Lippen preßten sich qualvoll aufeinander. Als die fragenden Blicke

auf ihr ruhten, sagte sie: »Es war ein Schuß. Aber nur ins Fleisch. Heilt in einigen Wochen aus.« Kate holte frische Leinwand, um die Wunde zu verbinden. — Man sprach wenig.

Da kam Onnor mit Tamil. »So rede endlich!« fuhr ihn Onnor an. Auch Tamil schien verstört. Sollten Akasha und Yashiga —? Nein, nichts mehr davon wissen! Es kann nicht sein! Niemand sollte ihm den Frieden der Einsamkeit rauben! »So rede doch!« fuhr ihn der Schotte wiederum an.

Blyth trank noch einen Schluck aus dem Milchtopf, wischte sich den Mund am Ärmel ab und hub an: »Diese verfluchten Japs sind an allem schuld. Hat da einer dieser gelben Kerle die Absicht gehabt, schwangere japanische Weiber nach Frisko en gros zu importieren, wo die jungen Teufel dann geboren werden sollten. Dann sind die Geborenen rechtlich Amerikaner und können nicht mehr als Ausländer abgeschoben werden. Fein eingefädelt, was? Hat nun das Geschäft etwa zwanzigmal schon gemacht, was natürlich den Städtern sehr wider den Strich ging. Taten sich auf eigene Faust einige stramme Burschen zusammen, um ihnen die Suppe gehörig zu versalzen. — Wie nun wieder ein Schiff mit Weibern ankommt, geht zufällig ein Schuß im Fort Atkins los, reißt die Spanten des Steamers auf und die ganze Gesellschaft ersäuft. Gleichzeitig fängt das Japanerviertel in West-Barkeley zu brennen an und ein paar von den Japsen wurden erschlagen. —

Doch nun hört die Unverschämtheit! Was tun die Japs? — Kommen mit zwei Maschinengewehren und drei Flammenwerfern in die Washington-Street und richten unter der harmlosen Bevölkerung ein Gemetzel

an. Die Schufte waren darauf gut vorbereitet, denn woher hätten sie auf einmal die Waffen!

Ich sage, es war grauenvoll! — Hatte am selben Tag den Hafer bei Lammerick and Bros um 61,25 verkauft, einen feinen Tabak für dich, Onnor, im Schubsack und wollte gerade zu Pelham um das Sattelzeug fahren — da bin ich auf einmal mitten drin im ärgsten Gedränge. Die Kugeln pfeifen um mich, die Pferde werden wild; ich springe rechtzeitig ab und sie rasen wie besessen davon, mitten in den dichtesten Menschenknäuel, wo sie sich gerade mit Messern bearbeiteten. — Na, dachte ich mir, das ist nichts für dich, Fred, und ich flüchtete mit höchster Beschleunigung in ein Haustor, das gerade das nächste war. Dabei stolperte ich über was, sah aber gar nicht zu Boden. Ich sage euch, draußen knallte es wie verrückt — ein feines Gefühl, Onnor! — und ich hatte gar keine Waffe bei mir und in der Hand hielt ich noch immer den Peitschenstiel. – Dumm kann der Mensch bei Gelegenheit sein, ich sage euch! Wie ich mich ein wenig gefaßt hatte — denn ich schäme mich gar nicht zu sagen, daß es mir verteufelt wirbelig zumute war — sehe ich mich im Hausflur um und da bemerke ich ein Mädchen, die da, Mary.

Sie hatte eins am Arm abbekommen und lag ohnmächtig am Boden. Über sie war ich auch gestolpert, als ich Hals über Kopf in das Vorhaus stürzte. Ich weckte sie auf und sie bat mich um Schutz.

Jetzt hieß es also, mit ihr klug zu entwischen! Draußen krachte es immer noch, auf die Straße zu gehn, war unmöglich. Also schlich ich mit ihr hinten durch den Hof, durch den Garten, fand dort angelehnt eine Leiter und kletterte drüber.

In der Gasse war es auffallenderweise ruhig, da und dort lagen Leichen von Weißen und Gelben. Ich nehme einem Toten das Gewehr ab und gelange nach rechts in eine stillere Gegend. Aber zuvor, bei Durhams Hotel, stürzen zwei Kerle auf mich und einer haut mir eins mit dem Kolben über die Stirn. — Zur Stunde sind beide kalte Männer. — Jetzt sind wir gerettet und Mary dankt dem lieben Gott.

Bei Roberts Hill wende ich mich um: die halbe Stadt brennt und die Flammenwerfer spritzen ihr Feuer und erstickenden Qualm. Mary war sehr schwach und wir kamen nur langsam vorwärts, immer in Angst, ob uns nicht die Gesellen verfolgten. — Möchte so etwas nicht gern nochmals mitmachen. Dazu noch mit einer Frau.« Er schwieg und warf einen warmen Blick auf Mary.

Tamil fragte: »Weiß man, wer der Anführer der Gelben ist?«

»Jaschiko oder so. Ein Gelehrter angeblich. Ein sehr reicher Mann. Der Teufel soll ihn holen!«

»Lebt er?«

»Weiß nicht,« versetzte Blyth. »Ein Schnaps wäre gut.«

In Tamil wütete es. — War es Akashas Werk? Ist sie noch immer im Bund mit Yashiga, ist Dudécourt dabei im Spiel?

Mac Onnor fragte: »Sind die Regierungstruppen schon gekommen? Die werden ihnen schon einheizen!«

»Weiß nicht. — Mary, wie geht es dir?«

»Gut. Ruhe tut wohl,« sagte das Weib.

Blyth holte aus: »Sie ist Verkäuferin bei Perrin gewesen, hat sie mir gesagt. Eine Waise. — Wir werden heiraten.«

Kate war aufgestanden und umarmte sie schwesterlich. »Ich bin Euch so dankbar,« sagte sie und eine Röte überflog ihre blassen Wangen. »Ihr seid gute Menschen, daß Ihr Mitleid mit mir habt,« und ihr warmer Blick fiel auf alle.

»Ihr habt wahrscheinlich die ganze Nacht nicht geschlafen, euch tut Ruhe not,« sagte Kate und ergriff Marys Hand. Überwallt von dankbarer Liebe, wollte sie Kates Hand küssen — rasch zog diese sie zurück. »Du Liebe!« und die Frauen umarmten sich abermals.

»Schlafen, ja,« sagte Mary, »ich bin so müde.« Kate führte sie in die gute Stube. »Sie hat recht,« sagte Blyth, »will mich auch aufs Ohr hauen«, und gähnte.

Es duftete in der Stube nach Behaglichkeit und Stille. Kate schloß die Fensterladen, so daß schläfriges Helldunkel jegliche Kontur verwischte, nahm aus dem Eichenschrank kühles, duftiges Linnen, überzog das Bett und half der übermatten Mary beim Auskleiden, die ihr unter den Händen in tiefen Schlaf fiel.

Blyth bekämpfte brummelnd und priemend seine Schlafsucht, fiel aber beim Stiefelausziehen um und kam bald in ein gleichförmiges Schnarchen. Kate hatte sich auf den Fußspitzen lautlos entfernt.

Draußen saßen noch ihr Mann und Tamil. Das Gespräch wurde bei ihrem Nahen kurz abgebrochen und Kate hatte das Gefühl, daß man ihr etwas verheimliche. »Sie sollen bis zum Abend schlafen,« sagte Onnor. »Geh zum Vieh, ich komme gleich nach.« — Sie ging.

»Kann dir nur entschieden abraten,« führte Onnor das unterbrochene Gespräch fort. »Bevor nicht Regierungstruppen gekommen sind und Ordnung gemacht haben, bist du deines Lebens nicht sicher. Warte noch drei,

vier Tage ab! — Kann sich übrigens zu einer großen Affäre auswachsen, wenn einmal die Diplomaten damit anfangen. — — Bleib' lieber noch da! Den Japsen ist entschieden nicht zu trauen, bevor nicht das Bundesheer da ist. — Was meinst du, wenn ein Krieg daraus wird?«

Tamil fühlte den Fluch der Frage, die ihm die Kehle zuschnürte. Sprachlos ins Leere starrend, saß er da und seine Seele suchte den Lama. Onnor paffte resolut aus seiner Pfeife, spuckte aus und sagte nach einer nachdenklichen Pause: »Weißt du was? Ich will 'runter in die Stadt gehn und schaun, was an der Geschichte Wahres ist. Kommt mir verdächtig vor. Blyth ist zurück, soll sich heute gründlich ausschlafen und morgen kann er schon an die Arbeit.« — Tamil schwieg. »Was sagst du übrigens zu dem Mädchen?« fuhr der Schotte fort. Tamil hörte ihn nicht. — »Gut gebaut, stark, eine tüchtige Hausfrau — wird bald Kinder kriegen.« Tamil hörte nicht. »Kinder brauchen wir hier zu Lande, Arbeit ist genug und Ackerboden ist noch für viele da. Solltest dich auch nach einem Weib umschaun, Tamil, würdest nicht so viel spintisieren. Weißt du, eine gesunde, feste. —« Da erschrack er, als er Tamils Geistesabwesenheit bemerkte. Oft war es ihm schon vorgekommen, daß Tamil mitten im Gespräch, wie er es nannte, »eingeschlafen« war — und dann schlich er sich immer, von unerklärlichem Grauen gepackt, lautlos davon.

Diesmal aber, als er sah, wie Tamils Lippen blutleer zitterten, packte er ihn in höchster Angst bei der Schulter, schüttelte ihn und schrie ihn ängstlich an: »Erschreck' mich doch nicht so! Was machst du für Augen? Du blickst, als ob du leibhaftige Gespenster sehen würdest! Was hast du?«

Da kam wieder Leben in Tamils Blut, Farbe schoß jäh in sein Gesicht, er faßte sich an die Stirn. »Verzeih mir, Onnor, wenn es dich geängstigt hat. Es ist von früher her. Manchmal kommt es noch über mich.« Er drückte ihm mit abgewandtem Gesicht die Hand und ging seitwärts davon. — »Der Mann muß Schreckliches erlebt haben. Er tut mir leid. Sonst so ein tüchtiger Mann,« waren Mac Onnors Gedanken. Er klopfte die Pfeife aus, nahm seine Axt und stieg in den Wald. —

Tamil hatte viele Versuchungen abzuwehren. Vor seiner Hütte stand er nun da, die Handballen gegen die Schläfen gepreßt. Seine Augen spähten gegen Westen, wo, fern am Horizont, ein leichtes Rauchwölkchen schwebte. Die brennende Stadt! Sein Werk!

Gewissensbisse fielen ihn wie hungrige Wölfe an. Warum hatte er damals Akasha bei Yashiga zurückgelassen! Eigennutz und Feigheit waren die Ursachen seiner Flucht gewesen. Statt mit Yashiga um das Weib zu kämpfen, hatte er feig die Waffen gestreckt. Das rote Metall aus Lahagur, das Tamil-Tattwa, galt ihm nichts mehr im Ringen der Seele um den Geist. Akasha konnte keinen Mißbrauch mit der blutroten Tafel treiben, denn sie wußte nichts von ihrer geheimen, seit Jahrtausenden aufgespeicherten magischen Kraft. Aber Yashiga? Was ihm die Ahnung bisher zugeflüstert hatte, jetzt wurde es ihm Gewißheit: »In eine Falle bin ich geraten. Das Weib war der Köder, die Tafel die Beute. Sie hat mir damals eine Rolle vorgespielt! Ich Narr, ich bin selbst daran schuld! Was wußte ich denn von ihr? Liebe zu ihr und Wollust hat mich blind gemacht! Yashiga ist ihr Spießgeselle von Tschita her. Ich Narr! Ihre Wildheit damals in Tschita und dann die abgefeimte

Bußfertigkeit, um mich in Sicherheit zu wiegen! Betrug meiner hingebenden Liebe! — Bestie! Weib! — Oh, warum hat mich der Lama nicht besser vor ihr gewarnt! Oder wie soll ich es verstehen, daß mir der Lama aufgetragen hat, Akasha zu suchen? Sollten wir nicht einer den andern befrein? —

Ach, ich bin für ewig verflucht! Das Unheil hat damals begonnen, als ich die rote Tafel zu mir nahm. Fromm war ich vordem. Erst damals begannen die Gedanken nach Macht zu schielen und damals wandelte sich meine Liebe zu ihr in giftige Brunst. —

O der gütige Lama! Er wußte alles, aber er schwieg und hoffte, daß im Angesicht des hochheiligen Teschu alle irdische Gier in mir hinschwinden werde wie der Schnee in der wärmenden Sonne. O der durchdringende, dennoch verzeihende Blick des erhabenen Meisters! Wehe nun mir! Schon reifen die Früchte meiner Verstocktheit. Eine ganze Stadt brennt! Und ich habe den Brand in Häuser und Kirchen geschleudert. —

Wie kann ich diesen Frevel tilgen, wie mein Unsterbliches retten vor der Hölle, die sich vor mir auftut? Aus dem soeben erst gefundenen Frieden reißt es mich wieder hinaus in die Schlacht der Verzweiflung und Greuel. —

Unseliger ich! Wer bin ich, daß ich es wagte, in die Geschicke der Welt mit verwegener Hand zu greifen?

Vergebens ist meine Seele ruhig und gut geworden: die böse Tat von früher her reißt mich gewaltsam heraus aus der Umfriedung des Herzens. Wahrlich, ich bin verflucht!« — —

Lange also rang er in blutigen Gesichten, zermartert im Hirn, zuckend aus brennender Wunde. Das Saiten-

spiel seiner Nerven war zerrissen und seine Seele krümmte und kräuselte sich wie ein Pergament in der Kohlenglut.

Von den unteren Mächten war er wieder verheert, von der Gier, vom unersättlichen Trieb: jetzt Gebieter zu sein, die rote Tafel von Yashiga zurückzugewinnen, das Chaos mit herrischer Gewalt zu übertoben. — Ach, und von oben, vom Firn der Wolken rieselten kühle Schauer auf ihn, Verheißung der Gnade und das Licht des Heiligen Geistes.

Lange rang er also mit dunklen und mit seraphischen Gesichten. Erst der Tau des Abends gab ihm die Klarheit der Stirn.

Siehe, in Frieden lächelnd der Abendstern!

Aus den Tälern dampfte lichter Harzgeruch, und Tamils gemarterte Brust atmete breit. Eine Kuh blökte im Stall auf. Onnors Hund schnupperte an ihm herum. O Erde!

Er ging in die untere Hütte, wo Blyth und sein junges Weib auf der Bank vor dem Haus saßen. Der Mann strich ihr behutsam über den verwundeten Arm und sein Auge ruhte zärtlich auf ihr. O dieses zufriedene Glück! Auf Tamils Wangen brannte es heiß.

»Onnor ist in die Stadt gegangen,« sagte Blyth und machte ihm auf der Bank Platz. Mary bot ihm bescheiden den Abendgruß. Da sah ihr Tamil das erste Mal ins Angesicht und freudiger Jubel ließ ihn erbeben: er sah über Kasan hinaus. Eine Erinnerung aus seiner Jugendzeit tauchte in ihm auf. Wo hatte er nur diese gütigen, leidenden Augen schon gesehen? War es nicht in seinem Studierzimmerchen, war es nicht ein Bild, das über seinem Bett hing, zu dem er als Knabe oft inbrünstig gebetet? — War es nicht das gütige Auge seiner Mutter? Madonna?

»Maria!« jubelte er auf und er sank ehrfürchtig vor dem Weib in die Knie und er streckte die Arme hilfeflehend nach ihr aus. »Mutter!«

Er hatte zu viel auf einmal geschaut. Samtschwarze Betäubung löste ihn sanft.

In der Nacht riß es ihn wieder empor. Wer war es, der wieder nach ihm rief? An sein Herz brandete Angst aus vielen Fernen und schrie in vielen Tönen. Hastende Stimmen übertaumelten sich, schrien Verschiedenes, aber meinten dasselbe. Die Töne schossen in Kristallen zu Bildern an: aus verqualmten Städten stiegen abgehärmte Antlitze auf mit rot geränderten Augen und glotzten ihn schemenhaft an. Sehnenlose Arme, entrenkt aus beuligen Gelenken, griffen nach ihm, grüne Pupillen glosten nach ihm aus eingefallenen Höhlen. In allen Gesichtern das giftig grüne Auge des Schiwa!

Immer schwerer wurde sein Körper von der Wucht der auf ihm lastenden Flüche.

Und wieder zuckte er qualvoll zusammen: »Was habe ich getan, daß mich der Lama berufen hat, mich, den Unfähigsten? Warum ich? Wenn ich nur den Namen wüßte, den ich hatte, bevor ich nach Kasan gekommen! Ein einziges Wort wäre der Schlüssel für alles. Das Wort, das Wort! Warum habe ich nicht den Lama um das Wort gefragt? Ich Narr, ich Narr!

Wer hat mein Gehirn zerstört, daß er mir dreißig Jahre meines Lebens rauben konnte? Oder bin ich wirklich nur drei Jahre alt? Drei Jahre sind vergangen, seitdem mich die Granate in den Karpathen verschüttet hat. Wer hat mir die frühere Zeit gestohlen? Oder

lebte ich vordem auf einem anderen Stern? Was hat mich mit Vergessen getrübt?«

Mit aller Kraft seines Willens stieß er gegen die schwarze Mauer, die ihn von der früheren Zeit trennte. Mit Gewalt wollte er sie zerbrechen. Doch sie stand, stand fest, dämonisch aus Erz. Vergebens rannte er sich an ihr den Kopf wund.

In Schwachheit des Verzagens sank er zurück, stumm in blutender Klage und im Schmerz. Laue Nacht umhüllte ihn gütig und barg ihn in schwerlosen Traum. Halbschlafend tränte sein Auge und in sanfte Konturen lösten sich die Bilder des Tages. Er sah sich wieder oben auf dem Berg, hadernd im Trotz wider Schicksal und Gott, doch er fühlte, daß dieser Mensch ein anderer als er selbst war. Das vor einigen Stunden war letzten Endes doch nur eine Rolle und Maske. Wo nur fand er sich selbst? Nicht da, nicht dort.

Und dann sah er Akasha vor sich (aber eine andere Akasha als die, die er kannte) hingekauert am Boden und das Leid der ganzen Erde fieberte aus ihren Augen. Ihr Mund sprach im Schweigen todmüde Angst, ihre Hände hielten einen Holzstamm umklammert, wie er damals den Baumstamm umklammert hielt. — Etwas zwang ihn, den Blick zu erheben — da hing auf dem Holz ein nackter Mann, die Hände auf ein Querholz genagelt, tot.

Unsägliche Schauer schneiten auf Tamil herab, in flimmernden Flocken rieselte es nieder. Er fühlte: ein Gott ist es, der da vor ihm am Kreuz hing. Aber der Gott war nicht tot! — Seine Lippen bebten unhörbar in einem Wort, das Tamil nicht verstand.

Da schlug der Gott die Augen auf und ein Blick un-

säglicher Güte und Liebe traf Tamils Auge, daß sein Herz in loher Glut aufflammte.

Aufschrie Tamil — die Vision war verschwunden, nur das Antlitz des Weibes war noch sichtbar: Mary trat zu ihm und sagte: »Du leidest. Wie kann ich dir helfen?«

Tamil drückte ihr in Ergriffenheit sprachlos die unverwundete Hand. Da bemerkte er auf ihrem Hals an einem Kettlein ein Kreuz aus schwarzem Ebenholz. Er griff hastig danach und führte es ehrfürchtig an seinen Mund. Sie sagte: »Das Kreuz hat mich in den schrecklichen Tagen gerettet.«

»Mary, schenke mir das Kreuz!« bat er.

»Nimm es. Ich besitze sonst nichts als das Neue Testament. Mehr konnte ich nicht retten. Und daß ich die Bibel habe, ist reiner Zufall, denn ich hatte sie an diesem Tag, einige Stunden vorher, einem alten Bettler abgekauft, der damit hausieren ging.«

»Was ist das, eine Bibel?«

»Wie, du kennst nicht die heilige Schrift? Da ist sie.« Sie zog aus der Tasche ein kleines, noch nicht aufgeschnittenes Büchlein. Tamil griff danach. War es eine Botschaft vom Lama? Sollte darin das Wort stehen, das die erzene Mauer zerbricht, das Wort, das der leidende Gott am Kreuz unhörbar ausgesprochen hatte? Er schlug es auf gut Glück auf und las:

> Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott selbst war das Wort.
>
> Dasselbe war im Anfang bei Gott.
>
> Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht und ohne es ist nichts erschaffen, was erschaffen ist.
>
> In ihm war das Leben und das Leben war das

Licht des Menschen.

Und das Licht scheinet in der Finsternis und die in Finsternis haben es nicht begriffen.

Es ward ein Mensch von Gott gesandt, des Name war Johannes.

Da schrie Tamil: Johannes! Das war sein Name!

Für einen Augenblick hatte sich die Mauer entzweigeteilt! Er erkannte die Gnade: die Rückkehr war ihm verheißen. Noch war er nicht vollends verstoßen.

Johannes Tamil suchte weiter die Rückkehr zu sich selbst. Der Weg mußte ihn wieder zurück nach San Francisco führen. Er hatte den Plan, sein Leben zurückzuverfolgen an alle Stätten, an denen er im Verlaufe der letzten drei Jahre verweilt hatte. Von Francisco übers Meer nach Wladiwostok, dann zurück in die Wüste Schamo, zum Lama, nach Tschita, nach Kasan an die erzene Mauer, die er dort zerbrechen mußte, wo sie in seinem Gehirn entstanden war. Sie war ihm mehr als ein Gleichnis . . . Er wollte sein Leben zurückspulen, zum Ursprung hin, über den Ursprung hinaus. Denn wer den Ursprung in sich fühlt, kennt die Formel seiner Seele und die der Dinge. Es war ein Gang dahin, wo Tag und Nacht nicht mehr sind. Über den Ursprung hinaus!

Flüchtende kamen ihm entgegen, Frauen und Kinder, wenig Männer. Von Schrecken und Hunger verwildert, stürzten sie sich auf die Dörfer und zerstreuten Weiler, in brutaler Gewalt brandschatzend und plündernd. Das Tier war in den Gehetzten erwacht.

Flüchtende Fabriksmädchen erzählten ihm Grauenhaftes. Einer Mutter wurden ihre drei Kinder von den

entmenschten Gelben vor ihren eigenen Augen abgeschlachtet, ihr selbst der Leib aufgeschnitten. Die Gedärme in den Händen tragend, sei sie wahnsinnig durch die brennenden Straßen gelaufen. Allen Gefangenen wären die Augen ausgestochen worden.

Ein kleiner Rotkopf brüstete sich vor ihm, daß er einem verwundeten Japaner die Haut lebend vom Rücken gezogen hätte! —

Mit Entsetzen wandte sich Johannes von den Entmenschten ab. In ihm brannte jeglicher Schmerz der sinnlosen Menschen, denn er war es, der alle diese Leiden verschuldet hatte. Er schlug entlegene Seitenpfade ein, der Anblick der Verzweifelten zerriß ihm das Herz und wühlte heftige Anklagen aus seiner Brust.

Die Natur wußte nichts von all dem Wahnsinn der Menschen. Die Riesentannen rauschten den Urweltsgesang und die Harfe des Winds erklang im Astwerk der Eiche. Der Bach floß im sanften Gefäll seiner Neigung und die Blumen hauchten den Duft von Tag und von Nacht.

Ein Kohlenmeiler rauchte. Tamil trat in die borkengedeckte Waldhütte. »Marsch, fort! Gesindel!« schrie ihn der Köhler an, die Hand am Revolver.

»Ich komme nicht aus der Stadt. Vergönnt mir nur Rast am Herd. Ich gehe gleich weiter,« sagte Johannes.

»Habt ihr Geld?«

»Da, einen Dollar!« Sofort war der schwarze Mann besänftigt und hieß ihn eintreten. In der Ecke lag ein wimmerndes Kind, etwa fünf Jahr alt, das eine Puppe am Fuß hielt. »Es hat sich verlaufen,« sagte der Köhler mit menschlicher Stimme.

Wie sonderbar sind doch die Menschen, dachte Tamil,

ihr Kern ist gut, nur das Geld hat sie schlecht gemacht. »Ein Kind mitten im finsteren Wald, Mann, das ist wie ein Märchen!« sagte Tamil.

»Hörte gestern draußen ein Schreien, dachte, ein verlaufener Hund. Sah nach, und da stand es mutterseelenallein mit der zerbrochenen Puppe in der Hand. Hat wohl die Mutter verloren.«

»Die Welt ist voller Gleichnisse,« brütete Tamil.

Der Mann: »Unsinn! Die Mutter, das nachlässige Mensch, hätte besser achtgeben sollen! — Wollt ihr einen steifen Grog?«

»Danke. Was soll nun mit dem Kinde geschehen?«

»Meinetwegen soll es dableiben. Bis Jane kommt, meine Tochter. Die soll's aufziehn. Hätte später ganz gern ein Junges bei mir im Wald.«

Tamil drückte ihm anerkennend die Hand und gab ihm Geld. Der Mann erschrak über die große Summe: »Das, das — Herr, was fällt Euch ein? Damit könnte man ja eine Prinzessin erziehen!«

Johannes lächelte vor sich: »Mann, wir sind eben im Märchen. Vielleicht ist sie wirklich eine Prinzessin und ich bin ein verzauberter Prinz. Gebt Euch alle Mühe, die Mutter zu finden. Ich weiß, wie bitter es ist, wenn man allen Zusammenhang mit dem Ursprung verloren hat. — Und nun lebt wohl!« Er drückte ihm kräftig die schwielige Hand und schritt hinaus in die kühle, klare Nacht.

Der Köhler blickte ihm nach: »Der ist wohl nicht ganz —« und er tupfte bezeichnend auf seine Stirn. »Und da soll einer glauben, daß es so etwas nicht gibt! Hat wohl die Scheine bei der Plünderung eingesteckt; möchte sie los werden, drücken ihm das Gewissen ab,

und so tut er eben ein gutes Werk. Soll mir recht sein. Werden schauen, ob wir die Mutter finden. — Na, kleines Äffchen, weine nicht. Geschieht dir ja nichts, bin kein Menschenfresser. Wollen jetzt das Abendbrot essen.«

Und er nahm den Topf mit der Grütze vom Herd, gab einige Löffel davon auf einen Teller, stellte ihn vor das Kind und begann schmatzend zu essen. Das Kind bekam durch den Duft der Speise Kurage und Appetit, hieb wie ein Drescher ein und in kurzem war der Teller leer. »Noch einmal,« sagte es und das waren seine ersten Worte, seitdem es beim Köhler war. — »So ist's recht,« schmunzelte der Alte, kniff ihm zutraulich in die Wange und klatschte in die Hände. »So ist's recht! Und die Puppe bekommt auch etwas.« Mit seinen ungefügen Händen setzte er die Puppe auf den Tisch, schöpfte nochmals aus dem Grützetopf und summte dabei den Blackwood Doodle.

In West Barkeley sah es allerdings recht schlimm aus. Die Häuser rauchten noch, der Regen hatte die Blutspuren noch nicht verwaschen. An allen Häusern waren Spuren von Gewehrschüssen zu sehen, die Stadt schien leer von Bewohnern. Auf den Plätzen kampierten die Regierungstruppen, die am dritten Tag der Zerstörung endlich angekommen waren und gründlich Ordnung gemacht hatten. Ambulanzen des Roten Kreuzes hatten ihre Zelte in den breiten Straßen aufgeschlagen, Pioniere arbeiteten an der Herstellung der Brücken. Im Hafen kreuzten Schlachtschiffe mit rauchenden Schloten. Immer noch gab es im Geschäftsviertel Plünderer. Wer auf frischer Tat ertappt wurde, wurde ohne Gericht un-

verzüglich erschossen. Der Bahnhof war militärisch bewacht, um ein Entweichen der Plünderer mit ihrer Beute zu verhindern. So konnte man hoffen, daß eine eiserne Disziplin das Wiederaufflammen der Leidenschaft verhindern werde.

Der Stadtteil beim Theater und das Golden Gate-Viertel mit dem Franciscusberg waren so gut wie verschont geblieben, aber der Lagerplatz und die Docks schienen durch die Feuersbrunst fast vollständig zerstört. Hier roch es nach verbranntem Mehl und Getreide, glimmenden Häuten und erstickter Wolle. Auch das Chinesenviertel stand unversehrt da. Hier war die Bevölkerung geblieben, die Geschäftsladen hatten offen. Es schien, als wäre nichts geschehen.

Tamil trat in die Schenke »Zur aufgehenden Sonne.« Der Wirt erkannte ihn und wies stumm auf das hintere Gemach.

Zwei ihm fremde Japaner saßen beim Reis. »Wann kommt Komaru?« fragte er sie. Sie vermuteten in ihm einen Polizeispitzel und schwiegen. »Der Herr weiß alles, ist ein guter Freund des Doktor Yashiga,« sagte der Wirt, der neugierig nachgekommen war.

»Schieb' den Riegel vor! Sicher ist sicher,« sagte der eine und musterte Tamil argwöhnisch.

»Komaru ist tot. Yashiga — ja waren Sie nicht bei ihm, wie es losging?«

»Ich bin eben in die Stadt gekommen, ich habe über ein Jahr draußen im Wald gelebt und die ganze Zeit keine Nachricht bekommen.«

»Hm, sonderbar! Und Sie sind angeblich Yashigas Freund und er hat Sie die ganze Zeit ohne Nachricht gelassen? — Wie ist Ihr Name?«

»Johannes — Tamil.«

Da sprang der Japaner freudig auf und wurde devot: »Welche Freude! Herr Yashiga hat Sie sehr vermißt. Meinte, Sie wären nach Europa gereist.«

»Und seine —?« Er brachte das Wort nicht über die Lippen. »Die Frau — Sie wissen, Frau Akasha.«

»Die Russin? — Ja, das ist eine sonderbere Sache, in der ich mich nicht auskenne. — Möchte nicht darüber reden. — Ich rate Ihnen, doch selbst zu Yashiga zu gehen.«

»Sie ist also hier? Und die Polizei tut ihr nichts?«

Der Japaner nickte. — »Komaru hat alle Schuld auf sich genommen, damit Yashiga und Akasha am Leben bleiben. Ein Held!«

»So will ich zu ihm!« Tamil ging hastig ab.

Er kaufte sich in einem Laden neue Kleider und ließ sich das langgewordene Haupthaar und den Bart schneiden. So trat er in Yashigas Villa ein.

Im Vestibül standen Polizisten, den Revolver in der Hand. Niemand wurde vorgelassen, der nicht zuvor einer gründlichen Untersuchung unterzogen wurde. Yashigas Diener standen in banger Erwartung umher, denn es galt ihr Brot, wenn ihr Herr verhaftet wurde. Der Groom, ein Ire, betete den Rosenkranz.

Neben Tamil warteten zwei andere Männer darauf, vorgelassen zu werden, die miteinander vom Geschäft sprachen. Als es ihnen nach einer Stunde zu lang wurde, ihre kostbare Zeit unnütz zu verlieren, gingen sie davon.

Aber bald nach ihrem Fortgehen kam der Polizeichef die Treppe herab und sagte zum Regierungskommissär: »Nichts, der Mann ist unschuldig. Nicht

er, sondern Komaru hatte alle Fäden in seiner Hand. Es war leere Angeberei, vermutlich ein Racheakt.« Die Polizeileute gingen und die Diener atmeten erleichtert auf. Tamil wurde ohne weiteres vorgelassen.

Yashiga saß in einem Korbstuhl und lachte aus vollem Hals, daß es Tamil schon vor der Tür hörte. Als er den Eintretenden erblickte, brach sein Lachen jäh ab. »Tamil, Sie? Wo steckten Sie denn die lange Zeit?«

»Wo ist Akasha?« brach es aus Tamil.

Yashiga steckte gelassen seine Hände in die Taschen des Pyjamas und überlegte, was da zu tun sei. — Liebt der Narr vielleicht noch immer das Weib? — »Sie meinen meine Frau?« Es sollte ein Trumpf sein.

Tamil nahm es ruhig auf: »Gut — Ihre Frau.«

»Aber bester Freund, setzen Sie sich doch! — An Ihnen ist zuerst die Reihe, zu erzählen. Was hat Sie denn fortgetrieben? Wie konnten Sie so plötzlich bei Nacht und Nebel verschwinden, ohne mir Abschied zu sagen?«

»Yashiga, warum spielen Sie mir eine Rolle vor? Ich weiß alles, mir brauchen Sie nichts zu verheimlichen. Ich sollte Ihr Feind sein, bin es aber nicht, weil ich die Stadt verlasse, sobald ich mit Akasha gesprochen habe. Ich will zu Schiff nach Wladiwostok zurück.«

War das Wahrheit — oder ist Tamil wirklich wahnsinnig geworden? Beherrschte er also wirklich das Tamil-Tattwa? — Er kannte sich nicht in ihm aus. Was hatte Tamil vor? — »Sie wissen also wirklich nicht? Und Sie wollen uns verlassen?«

»Ja. Zum Lama zurück. Den Weg zurück, bis zum Ursprung. Zuvor aber muß ich mit Akasha sprechen.«

Der Mann ist wirklich geistesgestört, daß er mir seine Pläne rundweg heraussagt, dachte Yashiga. — Aber es muß etwas Tieferes dahinter stecken. Er sagte dann laut: »Indessen sind Sie mein Gast, lieber Freund. — Sie sollten sich zuvor unseren jetzigen Betrieb anschaun. Wenn es Ihnen genehm ist, nehme ich Sie gern als Kompagnon auf, umsomehr, als Sie alle unsere Pläne kennen und wir Ihrer Mithilfe so viel verdanken.« (Und dachte sich dabei: »Ich muß ihn in der Nähe haben, um ihn bei Gelegenheit sofort unschädlich zu machen.«)

»Mein Plan steht fest,« antwortete Tamil.

»Hören Sie zuvor. Die Hellsichtigkeit ist auf Frau Akasha übergegangen. Sie schreibt es der roten Metalltafel zu, die Sie ihr geschenkt haben.«

Tamil sprach ernst: »Es hängt nicht von den äußeren Dingen ab. Sehen Sie nicht tiefer?«

»Gleichviel! Sie hat die Gabe, die Kraft, die Ihrem Einfluß jetzt entzogen ist. Mir dient jetzt das Tamil-Tattwa, Sie haben keinen Einfluß mehr darauf. — Tamil, wissen Sie, was Sie getan haben, als Sie das Metall weggeschenkt haben? — Die Herrschaft über alles Gold der Erde haben Sie weggeschenkt. Jetzt sind Sie ein Bettler! Fordern Sie es immer zurück. Ihr Wille hat keine Kraft mehr, es zu zerstören. — Doch hören Sie weiter. Ich habe in langwierigen Experimenten die Kräfte des Metalls untersucht, die geradezu ungeheuerliche sind. In ihm sind okkulte Kräfte aus mythischer Sagenzeit akkumuliert, die mir jetzt dienen.

Aber auch einfach als Metall betrachtet, ist die Tafel ein Wunder zu nennen. Es ist ein neuentdecktes Element, Ihnen zu Ehren von mir Tamil genannt, und

gehört in die Gruppe der radioaktiven Elemente. Es entwickelt unter gewissen Bedingungen Strahlen von einer geradezu unheimlichen Wirkung auf die Keimzellen der Menschen — doch davon einmal später. Im Keller habe ich mein Laboratorium und ich werde Ihnen einmal die Wirkung der Tamil-Strahlen vorführen. — Keine leere Flunkerei von mir, die Universitäten von Paris und das Institut der Madame Curie haben meine Untersuchungen nachgeprüft und bestätigt. Das Diplom als Ehrendoktor von Oxford ist auf dem Wege. — — Ja, ja, lieber Freund, schauen Sie mich nur ungläubig an! So ist es.«

Tamil erstarrte in Schweigen. Yashiga fuhr fort: »Ich sehe Ihren Augen an, daß Sie vor Ungeduld danach brennen, etwas Genaueres über die Tamil-Strahlen zu erfahren. — Sie sollen sehen, daß Sie mein Freund sind, ich will Ihnen alles mitteilen.« Yashiga ging während seines Vortrags auf und ab. »Ja, die Tamil-Strahlen werden die Welt revolutionieren. Denken Sie nicht an Explosion und Gewalt, nein, feiner, subtiler! Keiner weiß bisher davon. Auch Madame Curie ist nicht darauf gekommen. Die in Europa messen nur die Virulenz und Schwingungsstärke der Strahlen, nicht aber —. Übrigens ist an dieser Sache für mich nichts Magisches, alles ist reine, meßbare Physik. Das Okkulte gehört in ein anderes Kapitel. — Und alles bekannte Tamil ist in meinem Besitz! 293 Gramm! — Das allein macht mich zum Krösus! — Ein halbes Gramm habe ich Morgan für sein Museum um fünfzig Millionen verkauft. — Tamil, Sie müssen bei mir bleiben, Sie werden staunen! In der Einsamkeit spintisieren Sie zuviel, das wird Ihrer ohnehin angegriffenen Gesundheit

schaden. Bleiben Sie bei mir, Sie werden es nicht bereuen!«

Tamil schwieg.

»Denken Sie an den unermessenen Reichtum!«

»Und an das vergossene Blut!«

»Ach was, daran ist Komaru schuld! Es war ein ganz überflüssiger, unüberlegter Streich. Ein Phantast! Ich konnte ihn nicht zurückhalten. Jetzt hat er es! — Wenn ich einmal losschlage, werde ich mich ganz anderer Mittel bedienen!«

Tamil schwieg. Er fühlte, daß er von hier nicht fort durfte, daß er das kommende Unheil, dessen Ursache er war, aufhalten mußte. — Wiederum Kampf! Nie wieder das Ruhen in Gott! Wer nur ein einzigesmal das Böse wissentlich getan hat, kommt nicht mehr los davon. Ererbte Sünde und Fluch, lawinengleich anwachsend! Für ewig blieb ihm das Paradies versagt. Der Lama hat ihn verlassen. Wieder Lüge und Gemeinheit zu täglichen Genossen!

»Ich bleibe, Yashiga,« sprach er zu ihm.

»Topp, das freut mich! — Übrigens haben wir uns nicht einmal ‚du' gesagt?«

»Ja. Und wo ist denn Frau Maruscha? —«

»Das wird uns doch nicht entzweien! Ich stehe übrigens gar nicht an —«

Tamil unterbrach ihn: »Ich weiß, was du sagen willst. Doch ich muß noch heute mit ihr sprechen.«

»Gut.« — Ein Telephon klingelte. Yashiga nahm das Hörrohr: »Ja, ich selbst bin beim Apparat — Guten Tag, Bolk. Nun, was Neues? — bei mir auch — ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Kind — was, gut geleimt —. Natürlich, das wäre das beste — kommen

Sie mal auf einen Sprung zu mir herauf. Halloh, eine Neuigkeit! — Mein Freund Tamil soeben bei mir eingetroffen. Was sagen Sie dazu? — Also gut.«

Er kippte das Hörrohr auf. Dann zu Tamil gewandt: »Bolk ist der Generalchef meiner finanziellen Operationen, ein tüchtiger Mann. Hat sich damals in der Geschichte mit Devachan eine nette Summe gemacht. Alle Achtung. — Gardener und Steeplebury habe ich zum Teufel gejagt. Krämer alle beide, nichts Großzügiges. Bolk, ja, das ist etwas Feines! Verschleiert musterhaft alle Manöver, stellt Netze aus, die keiner bemerkt — dann ein Ruck und alle sind gefangen, auf die er es abgesehen hatte.«

»Du hältst noch immer den Plan aufrecht, alles Geld der Erde zusammenzuraffen?« fragte Tamil.

»Eigentlich nicht, das geht so nebenher,« kam es langsam zurück. »Mein eigentlicher Coup kommt erst in etwa drei Jahren, bis alle Vorbereitungen fertig sind. All das kostet ein Riesengeld, das ich irgendwie auftreiben muß.«

»So sag' mir doch endlich, wo Akasha ist!« drängte Tamil. Nach einiger Zeit trat Bolk herein, klein, fett, jeder Zoll Bewußtsein seiner Macht.

»Ah, Herr Tamil, große Ehre! Famos! Der berühmte Entdecker!« dienerte Bolk.

Yashiga packte ihn gleich beim Westenknopf: »Was ist mit Cotton Clive? Ein etwas schleierhaftes Papier.«

»Ist gut. — Sechse, achzig! Aber fragen Sie morgen weiter!« Tamil wollte sich entfernen. Yashiga sagte zu ihm: »Deine Zimmer sind so, wie du sie verlassen hast. Nichts hat sich drinnen geändert. Wir wußten, daß du doch einmal zurückkommen wirst.« Tamil spürte den Spott und ging beschämt ab. — —

»Also, das ist der Mann!« sagte Bolk. »Sieht mir ein wenig verdächtig aus. Ich rate, auf ihn gut achtzugeben.«

»Pah, ein Phantast! Es ist gut, daß er gekommen ist. Könnte mir doch schädlich werden.«

»Bin recht neugierig. Versteht er was vom Geschäft?«

»Keine Idee hat er davon, das heißt, er hat einmal gestümpert. Aber ich meine etwas anderes. Denken Sie, Bolk, dieser Mann hat das Metall gefunden, er weiß von dessen Kraft, die er für eine magische hält. — Kann übrigens ganz gut möglich sein. Ihnen gesagt. Jedenfalls ist sicher, daß die Tamil-Strahlen das Nervensystem ganz eigentümlich beeinflussen. Das sollen einmal die Ärzte untersuchen. Davon weiß er, gut, aber nichts von der Modifikation der Strahlen, die ich gefunden habe. Das ist meine Erfindung. — Fürchten Sie sich nicht, Bolk, hat mit Magie nichts zu tun. Ich kenne Ihre Aversion gegen solche Dinge. — Das ist nun mein Coup. — Was, da machen Sie lange Ohren! Vorläufig kann ich noch nichts verraten. Aber in drei Jahren, da werden Sie sehen, wie ich die Welt wie einen Handschuh umstülpen werde. Von Grund aus, vom Urgrund aus werde — —. Das wird dann mein Geschäft sein! Erschrecken Sie nicht! Nichts Gewaltsames, alles schön langsam, heimlich und sicher.«

»Aber wie sollte Ihnen Mister Tamil schädlich werden?«

»Sind Sie aber ungeduldig!« — Er weidete sich an Bolks Erregtheit. »Nun also. Alles Tamil-Metall ist in meiner Hand. — Mister Tamil hat das Metall gefunden. Gut. Wenn er nochmals in die Wüste Schamo zurückgeht, ein anderes Stück zurückbringt und es den Chemikern, der Konkurrenz, gibt, die es untersuchen? Die

Alpha- oder Tamil-Strahlen sind leicht zu erkennen. Die Beta- oder Yashiga-Strahlen, die erste Interferenz, werden in drei Jahren für mich arbeiten. Dann gibt es noch eine zweite Interferenz — erst im vorigen Monat bin ich darauf gekommen — die Gamma- oder Akasha-Strahlen, die die fatale Eigenschaft haben, die Beta-Strahlen unter gewissen Umständen unschädlich zu machen und das Tamil zu verzehren. — — Nun begreifen Sie, Mann, weshalb ich nicht gern den Mister Tamil aus den Augen verlieren will.«

»Donnerwetter, mir wirbelt es im Kopf. — Wüste Schamo? Wo ist das? — Müßte man sofort aufkaufen, koste es, was es koste.«

Yashiga erlustierte sich: »Leider unmöglich. Liegt mitten in Asien, wohin noch kein Geschäftsmann gekommen ist.«

»Schade. Also eine Expedition dorthin schicken und alles Tamil-Metall in Beschlag nehmen.«

»Ich kenne leider nicht den Ort, wo Tamil das Metall gefunden hat. Die Wüste ist so groß wie die ganzen Vereinigten Staaten.«

»So muß man aus Mister Tamil herausbringen, wo er die Sache gefunden hat. Da gibt es doch Mittel! — Hat er niemandem mitgeteilt, wo der Ort ist?«

»Niemandem.«

»Fatal. Ist noch sonstwo ein Stück des Metalls?«

»Leider ja. Ich habe an Morgan ein halbes Gramm verkauft, bevor ich etwas von den Beta- und Gamma-Strahlen wußte. Habe den zehnfachen Preis für den Rückkauf geboten; gibt's aber nicht her.«

»Hauptsache ist also, Mister Tamil gut im Auge zu behalten, damit er uns nicht entwischt. — Sie müssen

ihn warm in Watte einwickeln. — Er kann ja auch einmal krank werden oder sterben. — Natürlich — ich meine — ich will nichts gesagt haben.«

»Aber, lieber Bolk, wir werden uns doch gegenseitig nichts vormachen. — Reden wir lieber von Geschäften!«

Bolk holte die Papiere hervor. In den südlichen Staaten hatte man schon begonnen. »In jeder Stadt über 10000 Einwohner werden also Grundstücke angekauft.«

»Ist auf die Männer, die Sie zu diesem Zweck vorgeschoben haben, auch wirklich Verlaß?«

»Absolut, kein Zweifel! Die Villen können schon im nächsten Monat bezogen werden. Niemandem ist etwas Verdächtiges aufgefallen. Was ich einmal in die Hand nehme, darauf können Sie sich verlassen, Mister Yashiga.«

»Bolk, denken Sie an die Prämie, wenn alles bis zu Neujahr fertig wird!«

»Die Prämie ist schon so gut wie mein. Fahren Sie über Land, überzeugen Sie sich selbst. Ich will ein Schuft sein, wenn nicht alles haargenau klappt.«

Yashiga schlenkerte mit der Hand: »Schade, daß Komaru den Unsinn mit dem Aufstand gemacht hat. Der wäre der richtige Mann, den ich hätte inspizieren schicken können.«

Bolk tat gekränkt: »Da ist die Karte.« Er zog ein Papier aus der Westentasche heraus. »Sehen Sie, kaum zwanzig Städte haben noch kein rotes Kreuzchen.«

»Noch zwanzig? — Muß schleunigst nachgeholt werden. Sie wissen, Bolk, daß die Sache ziemlich pressant ist. Brauchen Sie Geld? — Sie wissen, ich bin nicht schmutzig.«

»Das Konto genügt.« — Bolk erhob sich zum Gehen. »Was ich noch sagen wollte — wenn aber in einer Stadt absolut kein Grundstück oder keine Villa aufzutreiben ist? — Ist schon einmal vorgekommen, in Florida. Gott, wie heißt das Nest? — Ja, Winterpark oder so. Was dann?«

»Nicht mit dem Angebot übermäßig in die Höhe gehen, das würde Verdacht erwecken. Lieber ein neues bauen, einfach, ein Stockwerk hoch. Muß in sechs Monaten fertig sein. — Das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man im Umkreis von zwei Kilometern nirgends einen Fleck zu kaufen kriegte!«

»Also gut, das gilt also für Winterpark. — Soll ich Rollin hinschicken?«

»Wen Sie wollen! Doch die Sache muß zur angegebenen Zeit fertig sein.«

»Wird gemacht. Leben Sie wohl.« — Bolk ging.

Jetzt erst fand Yashiga Ruhe, um über das unerwartete Kommen Tamils nachzudenken. In den Plänen des Japaners war alles seit Monaten für die nächsten Jahre hinaus wohlberechnet und ausbalanciert und jetzt brach mit Tamils Ankunft das Irrationale, das Grauen, in seine Gehirnkonstruktion ein. — Was wollte denn dieser Mensch? Was bedeutete seine Wandlung? — Wußte Tamil doch mehr von den Tattwas als er selbst? — Oder war Tamil nur ein harmloser Narr? —

Gleichviel, Tamil mußte unschädlich gemacht werden. Akasha muß mit ihm verschwinden, sie war überflüssig geworden und könnte leicht ausplaudern. Beide sollten sich gegenseitig zerreiben. — Hatte nicht der Lama etwas Ähnliches prophezeit?

Und doch begann es Yashiga bei diesen Gedanken

zu grauen. »Wenn ich mich dadurch in ein Schicksal einmische, dessen Kräfte mir unbekannt sind? — Beide sind Vertreter des Tattwas, er des sechsten, von dem er den Namen hat, sie des untersten. Das Metall ist Tamils Symbol und Formel, was ist aber Akashas Symbol? In welchen Schluchten und Wüsten liegt es verborgen? In welcher Gruft ihrer Seele? Vielleicht weiß sie es selbst nicht, vielleicht weiß es nur Tamil. — Dann wäre er stärker als ich! Das Metall kann man durch äußere Mittel beherrschen, aber nicht das Tattwa — nur einer vermag es, der größer als wir alle ist, der Lama.

Nein, so nicht. Meine Gedanken gehen irr im Kreis herum. Von innen heraus muß man es tun. Man müßte in diesen zwei Menschen ihr Tattwa zerstören, dann bin ich sicher jedes Feinds. —

Ich bin ein Stümper. Was ich tue, rührt die Dinge nur von außen an. Ihr Inneres, ihre Magie ist mir fremd. In diesem Reiche herrsche ich nicht, hier werde ich beherrscht, und Tamil hat hier größere Macht als ich.

Tamil muß beseitigt werden, das steht fest. Wenn er aber tot ist, verliert dann das Metall nicht seine Kraft?

Unsinn! Die Gesetze der Physik wirft kein Lama um. Was ich greifbar in Händen habe, kann mir keine Magie entreißen.

$(a+b)^2$ ist $a^2+2ab+b^2$!! Das kann kein Lama umstoßen! Ebenso sicher sind die Gesetze des Tamil-Metalls.

Narr, der ich bin! Überflüssige Besorgnis.« —

Er ging mit kräftigen Schritten auf und ab. Tamil klopfte und trat ein. »Nun endlich, rede! Wo ist Akasha?«

»Ich wollte vor Bolk nicht darüber sprechen. Sei

unbesorgt. Sie ist wohlauf, hier in der Stadt und du kannst sie noch heute sehen. Gegen Abend kommt sie zurück.«

»Warum birgst du sie vor mir? Rede deutlicher! Du sagst mir nicht die ganze Wahrheit.«

Yashiga wollte nicht mit der Sprache heraus. »Du wirst ja selbst sehen. In ihr stecken viele Möglichkeiten — wie in jeder Frau.«

»Sie ist anders geworden? Hat sich ihr Charakter geändert?« Tamil stieß es hastig hervor. Sollte auch sie —? Oder war mit der Wandlung Tamils auch gleichzeitig ihre Wandlung erfolgt? O Gott, wie mußte sie leiden! Allein! Ohne Hilfe! — »Wo ist die rote Tafel aus Lahagur?« glühte er auf in Erregung.

»Da!« Yashiga schlug sich auf die Magengrube. »Ich trage das Metall auf dem Solar-Plexus.«

»Du hast es ihr geraubt! — Oder hat sie es dir gegeben?«

»Ich habe es, es ist mein, so oder so. — Ich habe wundervolle wissenschaftliche Experimente damit gemacht. Es ist mein!«

»Es wird dich töten!« sprach Tamil.

»Pah, ich beherrsche seine Kräfte und dadurch die Tattwas,« log Yashiga, »somit auch euch beide, Tamil und Akasha.«

»Verblendeter! Akasha, Vayu, Prithivi und die zwei anderen magst du beherrschen — doch ich glaube es nicht — aber nicht das sechste, das sogar noch dem Lama fremd ist und auch mir. Erst bis ich wirklich wissen werde, wer ich bin, wird das Tamil-Tattwa mir offenbar werden.«

»Gut, du kannst glauben, was du willst. Übrigens schere ich mich nicht um Prana und Tattwa: im phy-

sischen Reich bin ich durch das Tamil-Metall Herrscher geworden. Das übrige geht mich nichts an. Du kannst von Akasha nicht los und diese ist mein willenloses Werkzeug. Durch sie bist auch du mein Diener,« triumphierte er stolz.

Tamil taumelte zurück, war schwach geworden: »Gott, mein Gott, mit welchen Nebeln verwirrst du mein Herz? Kein Ausweg, nirgends Rettung? — O wäre ich doch im Gebirge geblieben!« seufzte er schwach auf.

»Doch du mußtest kommen! Meine Gewalt trieb dich hierher. Erkennst du nun, was ich vermag? Kannst du noch leugnen, daß mir nicht die Tattwas dienen? Ach was! — Träume nur immerhin von deiner Sendung, unsere Zeit zu heilen: ich habe die Macht!

Wer kann mich zerbrechen?« Aus seinen schiefen Augen blitzte es wild: Gier, Feuer und der Blitz der Zerstörung. Das war Satanas selbst! Der Priester Dudécourt mußte gegen diesen nur harmlos erscheinen.

Tamil stand ratlos da. Was konnte er tun? Er fühlte: wenn ich den Schlüssel zu meinem Geheimnis hätte, wäre ich rein, so hätte ich Gewalt über diesen Bösen. Aber der Teschu hat mich verstoßen. Eine erzene Mauer schließt mich ab von meinem besseren Selbst. Ich bin nur ein Halbes. — Der Mensch, der seine Formel nicht kennt, ist unnütz, verloren. Ausgeliefert dem zerstörenden Wahnsinn Yashigas, ohne Waffe und Wehr! Und das Herz schreit! —

»Es wird gut sein, mir zu gehorchen, Tamil! Wozu Widerstand, der doch nichts nützt?«

Tamil hatte nicht gehört und stammelte hilflos: »Akasha — der Ton, Vayu — das Wasser, Tejas — das Feuer — doch was ist Tamil?«

»Narr, so kommst du nicht weiter! Die Geheimnisse des Ostens gehen euch Europäer nichts an. Siehst du nicht ein, daß du dich in ein Spinnengewebe von Gedanken verfangen hast, aus dem es kein Entrinnen gibt? Schon lauert auf dich die Spinne: das Grauen. Sieh mich an! Auch mir dient das Prana, jeder Atemzug gibt mir Kraft. Feuer, Luft, Erde und Wasser dienen mir, denn ich habe das Geld und die Macht. Nach meinem Willen dreht sich bald der Planet!«

»Um des Ewigen Willen, du willst —«

»Ruhig!« herrschte er den Zitternden an. »Durch die Tamilstrahlen die Weißen ausrotten und meiner Rasse zum Sieg verhelfen. Du bist nur ein Werkzeug der Gelben. Aus der Wüste, aus dem Land der Gelben hast du es geholt. Es gehört unserem Volk und es soll ihm dienen. — In zehn Jahren lebt kein Weißer mehr in Amerika. Von Frisko bis New York reicht dann das neue Reich der Japaner.«

»Mord an Millionen!« Tamil schnellte empor, griff hastig an Yashigas Brust, aber ein Stoß des Japaners schleuderte ihn zu Boden. Tamil keuchte hilflos, sein Schlund röhrte in namenloser Angst. Yashiga band Tamils Hände am Rücken zusammen und klingelte, ein Diener erschien.

»Einen Arzt! Mein Freund hat einen Anfall erlitten!«

Draußen in Oakland, am anderen Ufer des Meeresarmes, im vornehmsten Villenviertel, war der Aufstand wieder aufgeflammt. Einige Hitzköpfe, die das Unheil dem Übermut der Kapitalisten zuschrieben, hatten die arme Bevölkerung, Weiße und Gelbe, aufgehetzt, um gegen den gemeinsamen Feind, den Kapitalismus

loszuschlagen. Der Wahnsinn der Zeit ließ die Saat des Verbrechens aufgehn, umso mehr, als es dabei möglich war, sich durch Plünderung zu bereichern.

Zwar wurden sofort die Regierungstruppen ans andere Ufer geworfen, aber schon brannte es da und dort in hellen Flammen. Der Blutrausch der letzten Tage wurde wieder wach und die Grausamkeit tierischer Triebe tobte scheußlicher als vordem.

Als Johannes Tamil in seinem Zimmer erwachte, hörte er das Knattern der Gewehre und das Platzen der Handgranaten. Jäh sprang er auf. Was geht da vor? Stürmte zu Yashiga die Treppe empor, der am Fenster stand und mit einem Trieder nach Oakland hinüber blickte. »Wo ist Akasha?« drängte abermals Tamils Frage.

Mit nachlässiger Geste wies er mit dem Daumen: »Da drüben, wo gekämpft wird. — Was die Bestien nur wieder haben?« Seine Stimme verriet dennoch Besorgnis.

»Welche Straße, welches Haus?« gierte Tamil.

»Progress Street, hundert.«

Tamil jagte davon, das Weib zu retten, ohne Waffen in den gefährlichen Abend. Rannte über die Treppe, nahm drei Stufen auf einmal, stieß den Groom um, flog an den Sund. Machte einen Kahn von der Kette los und ruderte mit Leibeskräften hinüber. Die Ruder peitschten das speckige Gewässer.

Schon wurde das Schießen immer spärlicher, die Tommys taten anscheinend gründliche Arbeit. Als Tamil drüben ankam, lag schon schwarzgrüne Nacht über den Häusern. Ein Tank ratterte an ihm vorüber. Die Straßen waren menschenleer und ohne Beleuchtung. In den matten Stahlhelmen der Soldaten fing sich trüber Ab-

glanz der brennenden Häuser; da und dort blitzte ein Kommandoruf auf.

Hinten, wo der Park begann, tobte noch der Kampf. Wie sollte er die Progress Street erfragen? Hierher war er noch niemals gekommen. Kein Mensch zeigte sich, die Bewohner waren wohl alle in die Keller geflüchtet. Wie ein Irrlicht huschte Tamil flackernd durch das Grau der Straßen. — Unmöglich, die Straßentafeln zu lesen! Da ratterte die Feuerwehr an ihm vorüber gegen die brennenden Villen. Wie ein Eilzug stampften die schweren Wagen an ihm vorbei. — Tamil trommelte an Türen und Fenster, um von irgendwem die Progress Street zu erfahren. Nirgends ward ihm aufgetan.

Wie konnte er in dem ausgedehnten Cottage die bezeichnete Straße finden? Wie ein Tier im Zwinger, ratlos und von Ungeduld entnervt, heulte er auf. Jede Sekunde war kostbar, vielleicht war Akasha in Lebensgefahr und er verlor durch sein Suchen die Zeit der Rettung.

Da gedachte er in höchster Not des Lama, und er fühlte, wie sich eine kühle Hand auf seine Stirn legte. Sein Blut verlor die Hast und er zwang sich zur Ruhe und Besinnung. Er spürte, wie etwas ihn willenlos lenkte. Gehorsam bog er nach links ein.

Da kamen ihm auch schon einige Menschen entgegen, Krankenträger, die auf einer Bahre einen Verwundeten trugen.

»Wo ist die Progress Street?« fragte er sie.

»Ist diese Straße.«

»Haus Nummer 100?«

Der eine der Träger wies mit dem Kopf nach rückwärts, wo der braunrote Feuerschein gloste. »In der

Nähe wird noch gekämpft. Die Kerle haben sich in einer Villa verschanzt.«

So schnell ihn nur die Füße trugen, pfeilte Tamil dorthin. Der Qualm und die Glut wurden immer größer; im schwarzroten Widerschein konnte er die Hausnummern lesen: 64, 66 — weiter — 86, 88 — wehe, das Haus brennt! Nein, das nebenan!

Da krachte eine Salve, die Plünderer entgegneten ein wildes Feuern. Kugeln pfiffen um Tamils Kopf, Mauerwerk splitterte, Glasscheiben spritzten, unheimlich fauchten Geller vom Asphalt.

Haus 100! Da! Ein Zimmer war beleuchtet. Soldaten rissen ihn zurück, er wand sich durch sie und stürzte zur Tür.

Gottlob, sie war offen. Tamil trat ein, ein beißender Geruch von Karbol und Chloroform verschlug ihm die Sinne. Es war drinnen stockfinster; laut rief er den Namen der Frau.

Eine Tür tat sich auf, aus der ein Sanitätssoldat mit einer Kerze in der Hand trat. »Sie ist hier!« rief Tamil aus, stieß ihn beiseite und trat ein.

Akasha stand vor ihm, den Arm in einer Binde, leichenblaß wie das Wachs der Kerzen.

»Mary!« schrie er auf. Hatte er sie nicht so schon gesehen, oben im Gebirge, Mary? — War nicht Maruscha Maria? —

Er umschlang sie in Andacht und Liebe: »Maria!«

»Es ist gut, Tamil, daß du gekommen bist. — Hast du mir vergeben? Ich habe erbärmlich an dir gehandelt.«

»Wenn du mich liebst, ist alles gut. Erzähle, erzähl', wie es kam.«

»Erst als du gingst, fühlte mein Herz, was es an dir

verloren hatte. Ich wollte dir nach, doch Yashiga hielt mich mit roher Gewalt zurück. Aber ich fühlte, daß du meiner nicht vergessen würdest.«

»Was hast du am Arm, Mary? Schmerzt dich die Wunde?«

»Ein Streifschuß vorhin. — Doch warum nanntest du mich soeben Mary?«

Johannes überflutete in der Wonne des Erzählens, warm angehaucht von Schauern der wiedergefundenen Liebe. Jetzt war in der Frau ihr negatives Akasha positiv geworden, jetzt mußte sich bald erfüllen, was ihm der Lama verheißen! »Durch dich habe ich den Hinweg gefunden, durch dich werde ich auch den Rückweg gewinnen.«

»Ich verstehe dich nicht ganz.«

»Deine Wandlung zum Guten ist mir Gewähr auch für meine Befreiung. Von nun an sind wir aneinander gebunden für ewig. Durch dich fühle ich in mir Kraft, mein Geheimnis zu ergründen. Ich durchstoße die erzene Mauer! — Maria, wir beide müssen zurück zum Lama,« jubelte er auf.

»Ich ahne, ich ahne — o Gott!« beschattete sie die Stirn.

»Maria, was ist?« Sie schwankte, Johannes fing die Ohnmächtige auf.

Die Schwäche des krankenden Leibes gab beiden die Süße des Wiederfindens. Ihr Feuer, geläutert in vielen Schmerzen, flammte nun rein als Glut am Altar. Des Opfers geheimster Sinn ist Vernichtung, um neu zu erstehen. Vieles schwemmt die Träne hinweg und wäscht rein, was ehedem frevelhaft war.

Johannes vermied es, von Yashiga zu sprechen. Geborgen in Glück und in Weib schwammen ihm die Tage hin in der sanften Flutung des Friedens. Wie der Gesundende die Genesung mit Bängnis erwartet — (denn es ist schön, sanft hinzudämmern in wohligem Siechtum) — aber die Stunde kommt, sich verkündend mit metallischem Schlag: so zagte Johannes seiner Gesundung entgegen.

»Wie wunderbar bist du, Akasha! Du bist ganz mein eigen und dennoch, wie kommt's, daß ich die Fremdheit manchmal nicht überwinde?«

»Lieber, es kommt von dir. Wer sich selbst nicht erfaßt, wie kann er die andern begreifen?«

»Ja, du hast recht. Was im Mann unbekannt ist, das ist des Weibes eigentlicher Besitz. Des Mannes Armut ist der Reichtum der Frau. Oder man könnte auch umgekehrt sagen. Aber ich meine mehr. Zum drittenmal treffe ich nun mit dir zusammen und immer bist du anders. Tschita, New York und jetzt! Wo bist du wirklich?«

»Vielleicht war das alles nur Lüge. Vielleicht bin ich noch nicht, aber ich werde durch dich sein.«

»Für jeden anderen wäre es unfaßbar. Ein brünstiges, perverses Weib, die Geliebte eines Halbtiers, des Ataman. Dann Priesterin der schwarzen Messe, dann in Reichtum schwelgend die —«

»Sprich es aus: die Hure der Welt. Aber mehr, mehr! Alles das ist Lüge. Immer muß ich mich belügen. Das ist der Fluch des Weibes, auch meiner. Auch wenn ich jetzt ernst mit dir rede, weiß ich nicht, ob es nicht Lüge ist. Vielleicht lauert ein Dämon in mir auf den Effekt.«

Johannes schauerte vor dem Weib. Das war es! Echidna, die Schlange am Baum der Erkenntnis!

Langsam gestand Akasha: »Damals mit Dudécourt war es ein abgekartetes Spiel. Die vier Franzosen, Miß Harraden — alles war arrangiert, um dich in eine Falle zu locken.« Tamil biß die Lippen aufeinander. Sie fuhr fort: »Yashiga hatte alle Fäden in der Hand, er hält sie fest. Es galt, dir das Metall aus Lahagur abzulocken. Meine Rolle wurde mit ihm genau studiert und geprobt wie bei einem Theaterstück.«

»Warum entriß mir Yashiga die Tafel nicht mit Gewalt? Er hatte doch alle Macht dazu? Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sie mir einmal im Schlaf zu entwenden!«

»Damals, vor einem Jahr, glaubte er noch an geheime Mächte. Er hatte von einem Chinesen in Erfahrung gebracht, welche Kräfte in dem Metall schlummern, und dieser hatte ihm gesagt, daß es seine Kraft verliert, wenn es dem Besitzer gewaltsam entrissen wird. Die Aufgabe bestand nun darin, das richtige Mittel zu finden, um es dir abzulisten. Als kluger Psychologe wählte er Rührung und Großmut, da er wußte, daß du als Deutscher —«

Da unterbrach sie Johannes: »Er weiß etwas von mir? Woher? Konnte er in Tschita in Erfahrung bringen — —«

»Als du in das Spital von Tschita eingeliefert wurdest und er von den magischen Übungen erfuhr, in die dich der Lama einweihte, nahm er dir deine Aufzeichnungen und Briefe, die du damals noch bei dir hattest. Er hat es mir gestanden.«

Tamil schrie auf: »Nicht beim Lama, hier will ich die erzene Mauer durchstoßen. Ich will ihn zwingen —«

Schon wollte er gehen. Da fiel ihm Akasha in den Arm. »Halt! Hast du nicht darüber nachgedacht, weshalb dir der Lama das Gedächtnis genommen hat? Hängt es mit mir zusammen? Welches ist die Aufgabe, die du nach dem Willen des Lama vollführen solltest, der du untreu geworden bist?«

Tamil sank in ein dämmerndes Brüten: »Es ist wahr, mit Gewalt erreiche ich nichts. Ohne den Lama bin ich tot. Er allein kann mir das Leben wiedergeben. Jahre schmerzlichen Ringens werden verstreichen, bevor ich ihn erreiche. Und dann ist es noch möglich, daß er mich Verworfenen verstößt.

Die Versuchung ist groß — schon morgen könnte ich alles von Yashiga erfahren und ich zögere noch? Und doch wäre es umsonst wie alles, was nur das Äußere berührt. —«

»Johannes, tu's! Ich hasse Yashiga. Mach' mich frei von ihm! Solange er lebt, lebt mit ihm meine Schande,« drängte sich bittend das Weib an ihn.

Tamil horchte auf. »Wie, du leidest noch immer durch ihn? Aber jetzt bin ich bei dir. — Was mußt du in dem letzten Jahr nicht erduldet haben!« Seine Sorge um sich war dem Mitleid mit dem Weib gewichen. Seine Hand strich ihr leise durch das flammende Haar. »Maria, du Ärmste! Auch du elend wie ich!«

Akasha stieß es schluchzend hervor: »Sein Wille hat noch immer eine unheimliche Gewalt über mich. Er beherrscht mich wie die übrigen Tattwas, nur dich nicht, Tamil. Auch durch das Tamil-Metall nicht. Das allein gibt mir Hoffnung, daß du ihn unschädlich machen kannst. Ich werde erst ruhig aufatmen können, wenn Yashiga nicht mehr ist.«

»Dennoch — nein,« zögerte Tamil. »Wie könnte ich mein Inneres heiligen durch äußere Mittel, durch Mord? Das nicht! Ich sehe zwar keinen anderen Ausweg, aber ich fühle, daß mich der Schatten des Lama umweht. Er wacht über uns, er wird uns aus dieser neuen Not auch erretten, wie er so oft seine gütige Hand über uns gehalten hat.«

»So müssen wir fliehen! Ich muß dem Bannkreis seiner fürchterlichen Augen entrinnen. Tamil, auch du mußt seine Nähe meiden. Daß du noch am Leben bist, verdankst du nur dem Umstand, daß er fürchtet, mit deinem Ende könnte auch die Kraft des Metalls aus Lahagur erlöschen. Er lacht zwar über sich selbst, über seinen Aberglauben, wie er es nennt; aber dennoch hat er eine geheime Furcht vor dir.«

Johannes Tamil schwieg, überhaucht von vielen Gesichten; sann und grübelte in sich hinein. Pläne des Auswegs, der Rettung, schossen kreuzweise durch sein Gehirn, es mit blitzenden Feuern durchflackernd. Aber das ruhige Licht des Lama leuchtete nicht.

Umsonst schrie er in bitterer Not nach dem Heiland. Akasha fühlte mit ihm ratloses Grauen, hatte in Angst seine Knie umklammert und wimmerte leise in sich. Dann fuhr sie auf: »Fort, fort! Er wird sich an mir rächen, weil ich dir sein Geheimnis verraten habe. — Halte mich fest, ich bin feig, daß ich an dir nicht abtrünnig werde! Wie bin ich elend! — Ach, und ich will leben! — Tamil, verlaß' mich nicht! Ich habe dir Böses gebracht, ich habe dich dem verruchten Gelben, Yashiga, verkauft — warum blickst du mich so an? Hasse mich nicht! Stoß' mich nicht von dir! Jetzt, wo ich dich gefunden habe, dich zu verlassen, wäre Tod

für mich. Johannes, ich liebe dich — nein, rede nicht! — in göttlichen, himmlischen Feuern.« Scham schüttelte sie wild, aber das große Wort war gesprochen.

»Geliebte, ich wußte es, damals schon, in Tschita. Aber dein Blick war bis jetzt noch durch die Bosheit des Herzens getrübt. Jetzt blickt dein Auge rein, o du unsäglich Errungene! — Vieles wäre uns beiden erspart geblieben, wenn —«

»Laß, laß, Johannes, dahin! — Was hat mir nur die Kraft gegeben, dir alles zu sagen? — Wie atmet meine Brust jetzt selig und frei! — Bin ich es noch? Alles in mir ist Ton und Gesang.«

»Heilig der Schmerz! Er ist der größte Lama. Was unten ist, er kehrt es nach oben.«

»Fort, fort von hier! Nichts mehr von Yashiga!«

Sie warfen Kleider über sich und gingen. Aber das Haustor war verschlossen. »Öffnen Sie!« rief Akasha in die Portierloge.

Ein neuer Pförtner saß darin, ein baumstarker Japaner, der die Zähne grimmig fletschte: »Nein, Mistress, der Herr hat verboten, daß die Herrschaften das Haus verlassen.«

»Was soll das heißen? — Welcher Herr? Ich kenne keinen Herrn, ich bin frei.«

»Doktor Yashiga.« Frech zuckte er mit den Achseln.

»Soll das heißen, daß wir seine Gefangenen sind? Wir leben in einem freien Staat. Was er tut, ist Verbrechen. — Wo ist der Sanitätssoldat? —« fragte Akasha.

»Abberufen. Ein Wundarzt wird täglich zweimal kommen. — Tut mir sehr leid, aber ich kann nicht anders.«

Sie gingen zurück. Schwer hing Akasha an seinem Arm.

»Gefangen!«

»Wir waren es seit je. Freiheit muß innerlich verdient werden,« sagte Tamil.

Die Frau blickte über die Lage hinaus: »Yashiga fürchtet sich, das heißt, er belügt sich. Die Lüge zerstört. Auch er wird sich zerstören. Sein Ende ist Anfang für uns. Er wollte Akasha fesseln und hat dabei mich, Maria, befreit. — Der Lama hat mich begnadet, er war dabei, als ich die Beichte ablegte und dir die Liebe gestand.«

Der Wind blähte die Gardine, ein Duft von Spezereien drang herein, die Haare der Frau waren von goldenem Lichtstaub übergossen und ihr Antlitz leuchtete verklärt.

Leise hauchte sie, kaum hörbar: »Der Lama, der Lama — —«

VIERTES KAPITEL

WÄHREND das Feuer der Leidenschaft bei Johannes und Maria sich immer mehr nach innen schlug und zu reinerer Glut vergeistigte, brach die Stichflamme wilder Wut bei Yashiga nun vollends nach außen. Die Berührung mit den Weißen hatte ihn seiner geistigen Heimat immer mehr entfernt. Vergessen war die fromme Jugend, die er bei den weisen Vätern am Lukapu-See zugebracht hatte, vergessen sein ernstes Ringen um Fo und die Wahrheit. Verschlammt war sein tiefes Wissen um die geheimen Kräfte der Welt, sein ruhiger Sinn war im Rausch der Zahlen und Millionen geschwunden. Schiwa brannte in ihm seine lichtlose Glut. — Yashiga beherrschte den Weltmarkt.

Heute hatte er eine Sitzung bei sich anberaumt. Aus dem roten Saffian-Klubsessel spähte mit Habichtsblick das zerstörte Gesicht des Priesters Fohat: Dudécourt. Der Levantiner Muktar und der Parse Kelhi, Yashigas erste Assistenten im Laboratorium, besprachen einen rätselhaften Kriminalfall, langsam an den Zigaretten saugend. Der Graf von Astruccio saß blasiert neben der Walkürengestalt der blonden Helge Leifson und ließ mit Wohlgefallen die Nähe des blonden Körpers auf sich wirken. Lüstern war sie an ihn herangerückt

und hatte ihre bebende Wade an sein Bein gelegt. Aber Astruccio war heute zu müde, abgespannt von gestern. Unbefriedigt ließ sie ihre gierigen Augen über die anderen Männer gleiten. Sie war Yashigas Geliebte.

»Sechs Uhr,« stellte Astruccio fest und gähnte.

»Wie langweilig du heute bist!« schmollte die Leifson.

»Sie werden sehen, heute muß er mit seinen Plänen heraus,« sagte ein eben Angekommener zu Dudécourt. —

Da kam Yashiga, ganz Muskel und Kraft.

»Alle hier?« Sein Auge überflog die Versammelten. »Ah, der Graf Astruccio! — Bitte draußen zu warten!« Seine entschiedene Geste wies den Eindringling hinaus. »Was will er? Wer hat ihn eingeladen?«

»Kommt mir verdächtig vor,« bemerkte Dudécourt. »Spielt den Gelangweilten. Hinter ihm stecken sicherlich die Jesuiten.«

»Kalt machen,« riet der Parse.

Yashiga ging leise zur Tür, durch die Astruccio verschwunden war, riß sie plötzlich auf — da schlug die Klinke krachend auf die Stirn des Lauschers. Dudécourt hatte auf eine Klingel gedrückt, ein Diener war gekommen. Kelhi hatte einen Wandschrank geöffnet.

»Zimmer acht, zum Saturn!« kommandierte Yashiga. Kelhi war blitzschnell hinter den noch Perplexen getreten, der erst jetzt den Browning herauszog, schlug ihm die Waffe aus der Hand und hatte ihm im nächsten Augenblick die Chloroformmaske übergeworfen.

»Rasch, Zimmer acht!« — Es war soviel wie ein Todesurteil. Zwei weitere Diener waren gekommen, die den Leblosen davontrugen.

Eine unliebsame Episode war vorüber.

»Er war mir gleich von allem Anfang an verdächtig,«

sagte Dudécourt, der während der ganzen Szene unbeweglich sitzen geblieben war. Er hatte nur den Finger auf den Taster gelegt.

»Mir auch,« versetzte Yashiga, »aber ich wollte daraufkommen, in welchen Diensten er steht, wer unser erster Feind sein wird. Man wird seine Wohnung durchsuchen und seine Papiere durchsehen müssen. Kelhi, tun Sie das sofort. Sie wissen doch, wo er wohnt?«

Kelhi nickte und ging.

»Ich will nun beginnen,« sagte Yashiga, der an seinem Arbeitstisch stand. Seine Gestalt straffte sich, Haß und Empörung steilten ihn auf, die feurige Wut der unteren Reiche: »Laroche übermittelte mir eine chiffrierte Depesche vom ersten Satanistenkongreß in Marseille. Die Kirche zählt somit 16 Bischöfe, 108 Erzpriester und 209 Priester in allen Erdteilen. Unsere Saat geht auf. Die Zahl der Satanisten dürfte etwa 600000 betragen, vor allem in Groß- und Hafenstädten. 13000 Exemplare des Teufelsrituales von Honorius wurden gedruckt und verteilt. — Frankreich steht an der Spitze der Bewegung. In diesem Land wurden 7392 schwarze Messen gefeiert, die protokolliert wurden, 8571 geweihte Hostien geschändet.

Doch die Hauptsache ist, daß das radikale Aktionsprogramm demnächst verwirklicht werden wird. Einundfünfzig Männer haben sich gefunden, die sich auf Tod und Leben dem schwarzen Gegenpapst verschrieben haben und in Rom operieren werden. Schon in den nächsten Monaten wird die Welt den Atem anhalten. Geplant ist vor allem die Sprengung des Heiligen Grabes in Jerusalem, auf dem Hügel Golgatha wird ein Bordell errichtet, die Peterskirche in Rom wird durch Flieger-

bomben zerstört. Am 17. April des nächsten Jahres werden diese beiden Brutstätten des Stumpfsinns vertilgt. Es wird kein neuer Papst gewählt werden können, denn alle Kardinäle werden zuvor durch das Aktionskomité beseitigt werden.«

Eine Pause entstand. Man hörte das Keuchen der Lungen.

Yashiga fuhr fort: »Das Kreuz erblaßt. Belphegor regiert bald die Welt. Vernichtung allen Lebenden!« geiferte die Wut der Hölle in seinem lästernden Mund.

»Tod den Weißen! Bansai!« Ein Japaner küßte ihm die Hand.

»Meister, nur bis zum Ural reicht deine Macht,« sprach der Perser Serosch. »Gedenke des Schiwa!«

»Ja, Asien wird bestehen,« leuchtete Yashigas Auge.

»Rache für Salamis, Rache für Marathon!« schrie ein anderer Perser auf, der bisher im Hintergrund gestanden war. Jahrtausendalte Wut brach in ihm hervor: »O despota, memneso ton Athenaion! — Xerxes, von der anderen Seite der Erde kommend, wird Europa vernichten!«

Der Muselmann schrie auf: »Der Kalif ist in dir erweckt! Lösche aus die Schmach von Poitiers und Wien! Über den Westen wird sich die heilige Schar nach Europa ergießen. Durch den Krieg sind die Gjaurs ausgeblutet. Wo ist ihr Roland, wo der savoyische Prinz? Allah akbar!« gellte er fanatisch in frenetischer Wut.

»Meine Lust haben sie jahrtausendelang geknechtet mit Bürger- und Christenmoral. Zum Haustier haben sie mich erniedrigt, die Kraft der Liebe gebrochen. Das Feuer gilt nur, wenn man Suppe damit kochen kann. Das Weib ist durch euch lächerlich oder ein Problem geworden. Rache!« schrie Helge.

Yashiga genoß ironisch, der einzig Ruhige außer Dudécourt, das Ensemble. Er genoß sich. Dann mit großer, fast europäischer Geste: »In euch allen steckt noch Romantik, Vergangenheit. Bei uns in Japan geschieht alles ohne Lärm, ohne Aufregung.

Von den Yankees kann man lernen. Aber ich habe nicht sie, sondern euch, Bewohner der Alten Welt, zu meinen Mitwissern gemacht, da ihr mit dem Herzen und nicht mit der Reflexion bei der Sache seid. Letzten Endes kommt alles aus dem Herzen, Leben und Tod, und den Tod habe ich in eure Hände gelegt. Deshalb habe ich zu euch Vertrauen.«

»Was sollen wir tun? Gib mir den schwierigsten Dienst!« heischte der Levantiner.

»Nur sachte«, wehrte Yashiga ab. »Ihr alle wißt, daß ich mit dem Metall Tamil operiere. Was aber Tamil in Wirklichkeit ist, das will ich euch jetzt sagen. Es ist — —«

Da kam atemlos Kelhi, der Parse, zurück: »Verrat!« schrie er mit glühendem Gesicht. Er schoß von einer Ecke in die andere, hob die Teppiche, riß die Fenster auf.

»Was tust du?« fuhr ihn Yashiga an. Die andern blickten verdutzt. War Kelhi denn verrückt geworden?

»Da!« rief dieser aus und zog unter dem Palmenständer ein Mikrophon hervor, riß die Litzen ab und reichte es Yashiga. Dieser taumelte zurück.

»Erzähle!« schrie er ihn atemlos an und fiel matt in einen Sessel.

»Jedes Wort hier wurde belauscht! — Als ich in Astruccios Wohnung kam, war sie leer. Im Kamin zerkrümelten die Papiere. Auf dem Tisch stand das Telephon, das mit dem Mikrophon hier in Verbindung war.

Sie haben dort jedes Wort gehört, das hier gesprochen wurde. — Da seht, ein Zettel!« Er hielt ihn dem Meister hin. Yashiga las: »Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.«

Dudécourts Antlitz schwoll in Wut rot und violett auf: »Der weiße Papst!« rief er. »Ihnen nach!« und er stürzte davon.

»Verloren — Verrat — wir Narren — wer kommt auf gegen die Schlauheit der Pfaffen! —« scholl es wirr durcheinander. Doch Yashiga hatte sich schon gefaßt. »Ruhig! Nichts ist geschehn!« donnerte seine Stimme. »Ein Glück, daß der Graf entlarvt wurde, bevor ich meine Pläne betreffs der Wirkung des Tamil dargelegt habe. Was seine Freunde bisher wissen, das ist nur Nebensächliches. Solange sie von Tamil nichts wissen, wissen sie nichts. Nichts ist geschehn. Wenn auch die Jesuiten das weiter erzählen, was sie durch das Telephon erlauscht haben, wird man es für Märchen und leere Phantastereien halten. — Aber nun kommt ins Laboratorium, dort sind wir in jeder Hinsicht sicher.«

Erregt debattierend und noch immer bestürzt, gingen sie die Treppe herab in das rechteckige, gut betonierte Kellergeschoß. Yashiga begann: »Zwar fehlt Dudécourt, ich werde es ihm morgen darlegen. Also hört! Das nächste Jahr soll noch Vorbereitung sein. Daß wir belauscht wurden, hat meine Pläne um ein Jahr zurückgeworfen.« — Er wandte sich nach rechts. — »Seht, in diesen Schränken sind die Tamilpräparate, Kelhi und Muktar kennen sie genau, aber ihr wißt dennoch nicht, wozu sie eigentlich bestimmt sind. Ihr habt mir geholfen, aber ihr letztes Geheimnis habe ich allein ergründet.«

Er nahm eines dieser Präparate heraus. »Jedes ist mit einer Schicht Wismutcyanür umgeben. Hier in diese Schrauben sollt ihr einen elektrischen Strom von etwa vier Volt einleiten. — Die Trockenelemente dazu bekommt ihr nachgeschickt. — Stellt dann das ganze unauffällig in eurem Zimmer auf, am besten im Wäschekasten. Der Strom muß täglich — hört ihr! — täglich ohne Ausnahme von nachmittags vier Uhr bis zehn Uhr vormittags hindurchgeschickt werden. Zu dieser Stunde müßt ihr zu Hause sein, niemand anderer darf es für euch tun oder davon wissen. — Kelhi, du wirst nach Boston reisen, Helge, du nach San Louis, Muktar, du nach Chicago und Dudécourt werde ich nach Philadelphia schicken. Andere kommen dann in andere Städte. — Heute ist also der 29. November. Am 23. Dezember, am heiligen Abend der Christen, punkt vier Uhr sendet den Strom das erstemal hindurch. Um alles andere kümmert euch nicht. Lebt unauffällig als harmlose Gelehrte. Die Briefe an mich sendet an Harmsworth, immer in verschiedenen Kuverts und mit verstellter Handschrift. Jeder erhält fürs erste 50000 Dollars mit, lebt aber sparsam, werdet nicht durch Luxus oder Verschwendung verdächtig! Und um Gottes willen nur ja keine Politik! Geht euren Liebhabereien nach, verkehrt in der besten Gesellschaft, schreibt Bücher, macht Wohltätigkeitsfeste mit, kurz, streut den Leuten Sand in die Augen. Helge, du kannst einen Modesalon eröffnen.«

»Aber was wird die Wirkung der Tamil-Strahlen sein?« fragte Kelhi. »Wir müssen doch ungefähr wissen, damit —«

»Du wirst es sehen,« unterbrach ihn Yashiga. »In

den Reisetaschen sind die Präparate, gut in Kästchen verpackt. Das Geld wird euch morgen Bolk auszahlen. Ich werde euch durch Harmsworth schreiben und werde bei euch jeden zweiten Monat erscheinen. Dann bin ich natürlich euer Cousin oder so etwas, um nicht aufzufallen, und gebe mich als Vertreter der Alleghani-Lebensversicherung aus.

Also geht. Helge, sei besonders vorsichtig bei der Auswahl deiner Freunde! Euch andern brauch' ich es nicht zu sagen, ich kenne euch gut.« — Er sah auf die Uhr. — »Ich werde noch heute einen Clerk zu Bolk schicken. Er wird euch morgen das Geld bei der Abfahrt des Zuges geben, der um neun Uhr von hier abgeht. Und nun gib mir einen Kuß, Helge!«

Sie nahmen die bereitliegenden Reisetaschen, Yashiga drückte allen herzlich die Hand und sie tauschten noch manches Wort.

Dann gingen sie. Yashiga rieb sich die Hände: »Herrlich! Besser kann ich mir es nicht wünschen! — Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden!« Er lachte blasphemisch auf und spie auf das Kruzifix, das über dem Spucknapf hing.

Da klopfte es stark an die Tür, ein Diener trat verstört ein: »Herr, aus der Progress Street —« Yashiga fuhr ihm an die Gurgel: »Schuft, was ist?«

»Herr, sie sind nicht mehr da —«

»Bestie! Hund!« Er schlug mit Fäusten auf ihn los.

Da trat Dudécourt ein. »Was ist, warum prügelst du den Nigger?«

»Tamil und Akasha sind davon!«

»Nein, ich habe sie wieder! — Als ich bei Astruccios Wohnung vorfuhr, Progress Street 97, bemerkte ich,

wie Tamil und Akasha gerade in ein Auto einsteigen wollten. — Sie ließen sich ohne Widerstand zurückführen.«

Yashiga stieß einen Schrei des Jubels aus: »Dudécourt! — Engel hätte ich beinahe gesagt!« Er umarmte ihn wild. »Da!« er warf dem Nigger einen Tausend-Dollarschein zu, der die Banknote an sich riß und hüpfend verschwand.

»Lama!« Yashigas Schrei gellte wie eine Herausforderung wider die Himmel, Triumph und Hohn. »Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!« zischte die Lästerung wie eine gelbe Flamme.

Es ging ein großes Aufatmen durch die Kouloirs der Börse, als bekannt wurde, daß die Tamil-A.-G., die so überraschend und verderblich begonnen hatte, im Begriffe stand sich aufzulösen. Bolk, Steeplebury und Gardener lösten alle Arrangements zur vollsten Befriedigung aller Beteiligten, so daß niemand einen Schaden davontrug. Über die Gründe der Auflösung befragt, konnten sie nur wenig Stichhaltiges mitteilen. Man stand vor Rätseln, warum die so gut prosperierende Gesellschaft ihre Tätigkeit auflöste. Zahlungsschwierigkeiten konnten es nicht sein. Also eine pure Laune Yashigas?

Die Aktien wurden zum Tageskurs prompt eingelöst. Welche neue Teufelei Yashigas bereitete sich da vor? Alle Interviews bei den drei Geldmännern brachten nichts anderes zutage, als daß sich der Unternehmer Yashiga aus ganz unbekannten Gründen eines anderen besonnen habe.

So wuchs Gras über die ganze Affäre und die Geschichte der Tamil-A.-G. war in einigen Monaten vergessen.

Yashiga hauste nun mit Dudécourt, den er von seinem Posten in Philadelphia abberufen hatte, wie ein mittelalterlicher Adept oder Hermetist in seinem betonierten Laboratorium, neuen Problemen ergeben, die sein verruchter Sinn erdacht hatte. Da nun durch Astruccio manche Pläne den Jesuiten verraten waren, mußten andere, wirksamere Mittel gefunden werden. Die Hoffnung, die er auf eine rasche Ausbreitung des Satanskultes gesetzt hatte, erwies sich als trügerisch. Zwar galt es in den Großstädten der Alten und Neuen Welt bald als mondän und totschick, auch dabei zu sein; manche kamen auch aus perverser Lüsternheit, aber die wütige Glut Schiwas glühte nicht in ihnen, die revolutionäre Aktionsarmee vermehrte sich nur wenig, der ursprüngliche Fanatismus der Entnervten stumpfte ab.

Nur im Verein mit Yashiga konnte Dudécourt eine neue Verruchtheit finden, um das stumpfe Blut wieder zu entflammen. Sadurga wirkte zu schwach und zu langsam.

Zuerst bemühte er sich, die famosen Gifte des achtzehnten Jahrhunderts herzustellen, die durch bloßes Einatmen töten. Aber die Mengen, die er davon destillierte, konnten ihm nicht genügen. Auch das Ptomain, ein Gift, das aus den Nerven lebender Tiere gewonnen wird, genügte ihm nicht. Erst als ihn Yashiga in das Wesen der Beta- und Gamma-Strahlen einweihte, erkannte er in ihnen ein brauchbares, nie versagendes Mittel für seine Zwecke. Er vertiefte sich in radiologische Studien und übertraf bald seinen Lehrer an Kombinationskraft. Alle bisherigen Untersuchungen wurden jetzt gemeinsam überprüft: Interferenz, Polarisation, Ablenkung durch den Magnet und die Wirkung

auf den Organismus. Als erster, rein wissenschaftlicher Erfolg konnte festgestellt werden, daß sich das Metall Tamil in derselben Relation zu Gold befinde wie Radium zu Blei.

Aber erst als Dudécourt darauf drang, das Tamil als magisches Objekt zu untersuchen, kam es zu Erfolgen, die den Priester Fohat befriedigten. Yashiga lächelte zuerst zu den Gedankengängen seines Mitarbeiters, aber das Grauen, das er selbst nur mühsam unterdrückt hatte, konnte er nicht bemeistern. »Alles ist reine Physik,« lächelte er gezwungen.

Gleichwohl begannen sie nach einigen Monaten unter Berücksichtigung der astrologischen Einflüsse zu arbeiten. Das Rituale des Honorius tat ihnen dabei gute Dienste.

Schon beim dritten Versuch, Saturn stand im besten Aspekt, ereignete sich Merkwürdiges. Das Atomgewicht des Metalls sank auf seine Quadratwurzel und wurde dem des Phosphor gleich. Brachte man nun Phosphor in Verbindung mit dem Tamilpräparat, so entstanden Strahlen — auch wenn der Saturneinfluß schon geschwunden war, wirkten sie weiter — von sehr kleiner Schwingungszahl, die von den Alpha-, Beta- und Gamma-Strahlen durchaus verschieden waren und eine furchtbare Wirkung auf die Organismen ausübten.

Dudécourt jubelte auf. Er hatte gefunden, was er gesucht! Diese neuen, die Delta-Strahlen, waren die tödlichste Waffe, die jemals ein Mensch in seiner Hand hatte. Bald gab es keinen Papst mehr in Rom!

Aber bald zeigte sich die satanische Natur der gefundenen Naturkraft. Ein jeder der beiden mußte nun fürchten, daß der andere, jetzt im Besitz einer heimlich

tötenden Waffe, diese gegen ihn selbst zuerst richten werde, um allein Gebieter zu sein. Sie vermieden einander, einer sah in dem andern den lauernden Tod.

Yashiga, der die ganze Wirkung auf den Organismus noch nicht genau kannte — denn Dudécourt hatte die letzten zwei Tage allein experimentiert — drängte auf rasche Trennung: »Es ist besser so. Wir müßten uns gegenseitig vertilgen. Auch das ist Gesetz des Satans.«

»Du hast recht. Bei den Invokationen der Hölle soll einer es tun oder drei. Die Zweizahl vernichtet. Du hast recht, unsere Wege müssen sich trennen. Wäre Akasha mit uns, so könnten wir in der Dreizahl bestehn und gemeinsam wirken. Aber weil ich weiß, daß du demselben Herrn dienst wie ich, und aus Dankbarkeit will ich dir mitteilen, was ich allein entdeckt habe. Da nimm, ich schenke dir ein Präparat. So, wie du es jetzt siehst, ist es ganz unschädlich, die Hülle aus Barium ist gegen Delta-Strahlen unempfindlich. Du kannst es auf der Brust tragen. Wenn du die Feder rechts drückst, verschiebt sich der Deckel und die Strahlen werden frei. Wirkungsdauer etwa zehn Minuten. In größerer Nähe ist ihre Aktivität natürlich stärker.«

»Und die Wirkung auf den Organismus?«

»Sie zersetzen den Nervenäther, den Archäus, wie ihn Parazelsus nannte. Besonders des Rückenmarks. Du näherst dich einem Menschen, den du beseitigen willst, drückst auf den Knopf rechts und in zehn Minuten ist seine Nervensubstanz zersetzt. Kein Arzt kann dann helfen. Wozu die Tabes dorsalis Jahre braucht, ist hier in einigen Minuten durchgeführt. In vier bis fünf Stunden darauf muß er sterben. — Welcher Richter kann dir ein Verbrechen nachweisen? Du brauchst nur

einige Zeit in der Nähe deines Feindes zu sein, im Café, bei einer Audienz, im Theater, bei einem Ball, in der Kirche. — — Weißt du, was das bedeutet? Oder du gehst ihm unauffällig auf der Straße nach. Der Aktivitätsradius soll nicht größer als fünf Meter sein. Länger als zehn Minuten ist die Bestrahlung nicht zu empfehlen, denn dann bricht plötzliche Dementia aus. Wenn sich nämlich solche Wahnsinnsausbrüche allzu häufig wiederholen und man immer dabei deine Anwesenheit feststellt, könnte man Argwohn gegen dich schöpfen. —

Nach zehn Minuten drückst du auf den Knopf links mit einer Bewegung, als ob du dir die Kravatte richten wolltest.

Gib das Präparat nie aus der Hand!«

»Geh, keine Stunde duld' ich dich länger in meiner Nähe!«

Sie schieden in Zorn und Haß gegeneinander.

Obwohl es sich unzweideutig herausgestellt hatte, daß Yashiga an dem Aufstand der Gelben in Frisko unbeteiligt war, blieb auf seinem Namen dennoch ein Fleck haften. Auch seine Beteiligung an der mehr als fraglichen Tamil-A.-G. seligen Angedenkens hatte ihn verdächtig gemacht, so daß er zunächst danach trachten mußte, seinen Ruf als harmloser Ehrenmann wieder herzustellen. Zum Glück für sich ließ er damals sein neues Verfahren der Kaolin-Ätzung veröffentlichen. Diese Erfindung machte Aufsehen in der keramischen Industrie und rehabilitierte ihn dergestalt, daß es der amerikanischen Polizei unmöglich wurde. ihn als lästigen Ausländer auszuweisen.

Von nun an als verdienter Staatsbürger anerkannt, suchte er häufiger als früher Gesellschaften auf und er hatte es als weltgereister, faszinierend wirkender Mann von Bildung in kurzer Zeit leicht, alle etwa noch vorhandenen üblen Gerüchte über sich zu zerstreuen.

Das Geschenk Dudécourts brannte ihm auf seiner Brust wie das Geheimnis in ihm. Immer wieder schob er es auf, Gebrauch davon zu machen. Ihm graute. Seine Umwelt erschien ihm zu gering, es schien ihm Profanation, das schreckliche Mittel gegen törichte, selbstgefällige Philister in Anwendung zu bringen. —

Fast ein halbes Jahr war vergangen.

»Wenn ich nur Nachricht von Dudécourt hätte! Wo treibt er sein Werk?« — Täglich überflog er die Weltblätter, doch Rom und Paris meldeten nichts, was auf ihn gedeutet werden könnte. »Hat er die Waffe gegen sich selbst gekehrt? Ist er in die Netze der Jesuiten gefallen?«

Um zum Ausdruck zu bringen, daß die freundlichen Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten durch die Unbesonnenheit einiger unverantwortlicher Elemente keinen Eintrag erlitten hätten, gab der kaiserlich japanische Gesandte, Marquis Söntschu, einen großen Rout in den Appartements der Gesandtschaft.

Yashiga, der bisher alle Beziehungen und Berührungen mit der offiziellen Politik seiner Heimat vermieden hatte, mußte, um seine Loyalität zu bekunden, notgedrungen dort erscheinen. Mit Gleichgültigkeit überflog er die strahlenden Gesichter. Es war wie überall bei solchen Anlässen feierlich und langweilig zugleich.

Gedunsene Visagen der Industriellen, diskrete Diplomaten, reichgewordene Verdiener mit roten Schweißhänden und protzigen Busennadeln. Als Aufputz einen Tenor und eine einst hochgepriesene Primadonna der ehemaligen Petersburger Oper.

Yashiga wurde von dem Direktor einer Porzellanfabrik in Beschlag genommen und mußte mit ihm fachsimpeln. Da horchte er auf, eine Stimme kam näher, kam ihm bekannt vor. Er sah sich um. Eine ältere Dame, stark gepudert, hochbusig und übertrieben parfümiert, war mit einer jüngeren Dame in Nilgrün in lebhaftem Gespräch begriffen. — Wer war das? Wo hatte er sie nur schon gesehn? Oder nein — man hat mir von ihr erzählt. Dudécourt hatte ihr Bild — in welchem Zusammenhang war es nur? Seine Erinnerung versagte. Der Name brannte ihm auf der Zunge, aber er konnte ihn nicht aussprechen. Fiel das Geschoß, das er auf Tamil geschleudert hatte, auf ihn selbst zurück?

Da kam gerade der Marquis und er bat ihn, der Dame vorgestellt zu werden.

»Doktor Yashiga, einer unserer berühmtesten Gelehrten,« besorgte er offiziös den Dienst.

»Miß Harraden —« Yashiga spürte ein Zucken in sich, das er nur mit Mühe verbergen konnte.

»Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt, gnädige Frau.«

»Professor Radoschili? Haben Sie Nachricht von ihm?«

»Nein, Dudécourt.« — Sie brannte auf, zwang sich aber rasch. »Vorsicht!« kam es mit mondänem Lächeln über die kirschroten Lippen, als ob sie eine höfliche Phrase gesagt hätte. »Ich muß mit Ihnen allein sprechen.

Kein Aufsehen. In zehn Minuten bin ich beim Buffet.«
Dann laut: »Bitte, besuchen Sie mich einmal.«

Er küßte ihr galant die Hand. Wut fraß an ihm, ihm unerklärlich, gegen das lasterhafte Weib. Sie war Dudécourts Mäzenin und Mätresse. Hatte er ihr von den Delta-Strahlen erzählt? Dann war sie gefährlich und der Instinkt hatte ihn rechtzeitig gewarnt. Haß gegen sie tobte in ihm: was ihm Größe und Herrschaft bedeutete, war dem pervertierten Weib nur exquisite Sensation und Kitzel der Nerven. Sie muß fort, sie soll die erste sein. — —

Oder besaß sie vielleicht von Dudécourt ein Präparat des tödlichen Metalls? Wenn sie von Dudécourt zu ihm geschickt worden wäre, um ihn unauffällig zu beseitigen? — Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, er fühlte sich taumeln. — Nur Flucht vor ihr konnte ihn retten. Schon stand er auf der Treppe, da besann er sich anders. Nein, Flucht hilft nicht. »Ich muß erkunden, ob meine Vermutung richtig ist. Vielleicht lauern noch andere von Dudécourt gedungene Mörder auf mich? Oder soll ich mich in meine Betonkammer zurückziehen? Wie verrichte ich dann mein Werk? Es geht jetzt um Tod und Leben! Es muß sein!« Er riß sich zurück und ging ans Buffet, nahm seinen Kognak. Zehn Minuten waren vorüber.

Miß Harraden kam in das wenig belebte Zimmer. Drinnen hatte ein Tanz begonnen.

»Sie sind mit Dudécourt kürzlich zusammengekommen?« war seine erste Frage.

»Das nicht, aber ich habe unlängst von ihm Briefe bekommen. Er arbeitet in Rom. Manche seiner Andeutungen sind mir unklar.«

»Sie wissen nichts von seinen Plänen? Hat er sich Ihnen gegenüber nicht deutlich geäußert?« forschte er sie aus. Kein Zweifel, das Weib spielt mir gegenüber eine Rolle, dachte er bei sich.

»Mich interessiert es natürlich ungemein. Vielleicht könnten Sie mir sagen, was er jetzt beabsichtigt?« tat sie naiv.

Hart klang seine Stimme: »Sie sind in seinem Auftrag hier. Leugnen Sie nicht!« Sie schwatzte jetzt lachend darauf los, doch Yashiga hörte nicht ihre Worte. Wieder brach kalter Schweiß aus seinen Poren hervor. Mechanisch gab er ihr Antwort. Ganz gewiß trug sie das Tamil-Metall auf der Brust. Angstvoll blickte sein Auge auf jede Bewegung ihrer nervösen Hände. — Jetzt, jetzt, mußte sie auf die Kapsel drücken! — Nichts dergleichen geschah. Da plötzlich erinnerte er sich, daß er vor einigen Sekunden, als er den Kognak hinabgeschüttet hatte, auf den Knopf der Kapsel gedrückt hatte. Er blieb Sieger. Doch wie, wenn sie mit schon offener Kapsel zu ihm gekommen wäre? Er mußte es wissen! Am liebsten wäre er ihr zwischen die Brüste gefahren, um Gewißheit zu haben. — — Indessen berichtete sie geheimnisvoll von ihrem Plan, hier in Frisko eine Loge zu gründen, und bat ihn um seinen Beistand und Rat. Er hörte gedankenlos zu. —

Hat sie die Kapsel oder nicht? Sind hier noch andere, Boten Dudécourts, die gegen ihn eingreifen sollen, wenn sie versagte? Sind die Mörder hier beim Rout? — Nur jetzt nicht erliegen! Stark sein! Es riß ihn fort von ihr und dennoch hieß ihn etwas, zwang ihn zu bleiben.

Das Weib muß unschädlich gemacht werden, war

sein nächster Gedanke. — Hatte sie seine Verlegenheit noch nicht bemerkt? Nein, sie girrte ihn an. Was wollte sie von ihm? — Aha, um so besser!

Er herrschte seine Muskeln gewaltsam an und sie gehorchten. Liebenswürdig lächelte sein Mund und er verstand, was sie zunächst wollte: Wollust. Das Zimmer war fast leer, man setzte sich in eine Ecke, wo man unbemerkt blieb. Seine Hand strich lüstern über ihre Füße, die sie übereinandergeschlagen hatte. Kokett brannte ihr Auge.

Sie ließ es geschehn, ihr Blick forderte ihn zu größerer Kühnheit heraus. Seine Hand verwirrte sich unter den seidenen Unterröcken, ihr Kuß brannte vampirgleich auf seinem Mund. Sie drängte näher heran — das Weib war üppig — schwerer Duft umschlug seine Sinne, doch sein Geist blieb nüchtern und klar.

»Heute nicht. Komm morgen zu mir. Pension Daisy, Tür sechs,« hauchte sie ihm ins Ohr. Da sah er, wie ihre Hand zwischen die Brüste fuhr, das Knacken der Feder war hörbar. — Jetzt hat sie den Knopf gedrückt! — Yashiga sah auf die Uhr. Neun Minuten waren vergangen, seitdem sie gekommen war. Noch eine Minute galt es auszuharren.

Er umfaßte sie wild und sein Kuß war Wollust des Todes und Grauen. Nie brannte so heiß sein Blut wie jetzt, da er um sein Leben mit dem Weibe rang. Wie einem Verbrecher am Galgen, in namenloser Todesfurcht und in Lust — so geschah ihm. Ein Feuerstrom rieselte aus seinem Leib. Die Sekunden dehnten sich zur Ewigkeit. Mit happenden Kiefern hatte sich das Weib fest an seinen Nacken gebissen und stöhnte. Stöhnte in nie ersättigter Gier.

Da riß sich Yashiga los, sah auf die Uhr. Zwölf Minuten!

Verändert, in häßlicher Wut sprang er auf, riß ihr brutal die Kapsel von der halb offenen Brust, drückte auf den Knopf, der Deckel schloß sich. Kalt, grinsend spie sein Wort: »Madame, ich empfehle mich bestens!« Er rückte seine Toilette zurecht und ging.

Wie von einem Blitz gelähmt, stürzte sie reglos zusammen. Kein Wort war von ihren Lippen gekommen. Diskret verständigte Yashiga den Marquis, daß Miß Harraden einen Nervenschok erlitten habe und bat, sie unauffällig in ihren Wagen tragen zu lassen. »Ein schwer hysterisches Weib. Frau Potiphar!« bemerkte er lächelnd.

»Ich will doch nicht hoffen, daß sie den keuschen Josef gespielt haben,« scherzte der Diplomat.

»Nur kein Aufsehen.« — Der Marquis ordnete alles geräuschlos, daß der Fall nirgends auffiel. »Ein leichter Schwächeanfall,« beschwichtigte er die Freundin der Harraden.

Yashiga war in heiterster Laune und faszinierte durch seinen sprühenden Witz einen Kreis schöner Damen.

Die Ereignisse überstürzten sich. Am Tage der Beerdigung der so plötzlich verstorbenen Miss Harraden, deren Tod noch immer unaufgeklärt war, brach Feuer im Laboratorium Yashigas aus, das mit unheimlicher Schnelligkeit um sich griff und in einer Stunde die ganze Villa in Schutt und Asche verwandelte. Explosionen, die im Gebälk aufknatterten, hatten jede Rettung unmöglich gemacht. Es war offenbar, daß der Brand gelegt war.

Die Dienerschaft hatte sich noch rechtzeitig retten können und konnte keine Verdachtspunkte nennen.

In Yashigas Bett, noch glimmend im Zunder schwellender Daunen, fand man den vollständig verkohlten Leichnam eines mittelgroßen Mannes. Die Obduzierung durch Gerichtsärzte stellte fest, daß es der Leib eines Japaners sein mußte, wahrscheinlich die Leiche des Doktors Yashiga, der seit dem Brand aus San Francisco abgängig war. Ohne Zweifel war Yashiga bei dem Brand ums Leben gekommen.

Die Wissenschaft betrauerte ihn in vielen Nachrufen und beklagte, daß seine unersetzlichen Instrumente und wissenschaftlichen Aufzeichnungen ein Opfer der Flammen geworden wären.

Die Ruinen, die Grundstücke und sein Bankguthaben wurden von der Regierung in Beschlag genommen, bis daß sich etwa vorhandene Erbberechtigte meldeten.

Da zu Neujahr den Dienern, die das Haus Progreß Street 100 bewachten, kein Gehalt mehr ausbezahlt wurde, meldeten sie die Anwesenheit der beiden Gefangenen der Behörde an.

Der Chef des Meldungsamtes fuhr sofort mit seinem Dienstauto vor. Johannes hatte gerade ein Blatt in Händen, das in seltsamen Zeichnungen indische Symbole darstellte. Maruscha summte zur Balalajka eine schwermütige Melodie.

»Herr Yashiga hat Sie als Gefangene hier behalten?« fragte der Beamte.

»Er hat uns ein Asyl gegeben. Wir sind ihm dankbar dafür«, versetzte Tamil.

Dem Beamten kam die Sache sonderbar vor. Nach einer Verlegenheitspause fragte er dann: »Sie haben

also keine Ursache, gegen Doktor Yashiga eine Klage einzubringen? Hat er Sie wirklich nicht der persönlichen Freiheit beraubt?«

»Nein.«

»Die Dame auch nicht?« Maruscha tat eine abweisende Geste.

Johannes fragte dann: »Hat Sie Yashiga geschickt? Wünscht er, daß wir die Villa verlassen?«

»Yashiga ist tot. — Haben Sie Dokumente, daß Sie einen Anspruch auf seine Hinterlassenschaft beweisen können?«

Tamil wiederholte dumpf: »Yashiga ist tot. – Hörst du, Maruscha?«

Maruscha antwortete: »Vor einigen Tagen kam ein Diener mit einem Brief zu mir, den ich uneröffnet in die Schublade gelegt habe. Wollen Sie ihn sehen?«

»Ich bitte sehr darum.« Maruscha gab ihm den Brief, der mit vier schwarzen Siegeln verschlossen war. Der Beamte prüfte die Siegel, öffnete das Schreiben und rief erstaunt aus: »Ein Testament! Mit eigenhändiger Unterschrift, von drei Notaren mitunterzeichnet! Kein Zweifel, echt!« Er überflog hastig die Zeilen. Dann strahlte er gegen die beiden: »Gratuliere! Universalerben! Etwa acht Millionen. Viel, aber doch nicht alles. Wo sind denn die Depots der früheren Tamil A.G.?«

»Ich habe keine Einsicht in seine Geschäftsgebarung gehabt. – Ich weiß nicht, ob ich die Erbschaft werde antreten können.«

»Mann, sind Sie bei Trost? Acht Millionen! — Ich muß annehmen, daß Sie die große Überraschung verwirrt gemacht hat.«

Tamil stockte. Wie konnte er vor dem fremden Mann

darüber reden? War er sich doch selbst noch nicht klar, was das alles bedeuten sollte.

»Wie, Sie zögern? Woran zweifeln Sie denn?« fragte der Beamte ungeduldig. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen! Acht Millionen!

»Ob denn Yashiga wirklich tot ist?« versetzte Tamil.

»Wie? Nicht tot?« Der Beamte glaubte schlecht gehört zu haben. »Yashiga nicht tot?«

»Wie ist er gestorben? Gibt es einen Zeugen, der bei seinem Tod dabei war? Hat man seine Leiche gefunden? Hatte Yashiga keine Ursache, plötzlich zu verschwinden?«

Der Beamte war fassungslos. »Sie bestürzen mich — nein, das ist doch nicht möglich! Irrsinnig, so etwas zu denken! Man hat die Leiche Yashigas gefunden, ganz verkohlt in seinem Bett. Wer anders konnte es denn sein als er? Am Tage des Brands hatte kein Fremder das Haus betreten, wie die Diener einstimmig aussagten.«

Tamil sann nach. »Hat man seine Papiere und Aufzeichnungen gefunden? Seine Instrumente gerettet?«

»Nein, alles verbrannt.«

»Wo war er tags vorher?«

»Beim Begräbnis einer Fremden, einer Miss Harraden.«

Da schrie Maruscha leise auf. »Ist er mit dieser Dame nicht einige Tage vor dem Tode zusammengekommen? Woran ist sie so plötzlich gestorben?«

Der Beamte wurde argwöhnisch. Die vielen Fragen kamen ihm verdächtig vor. Ohne Zweifel ist das saubere Paar da irgendwie in ein Verbrechen verwickelt. »Ja, er ist mit ihr zusammengekommen, und zwar beim Ball der japanischen Gesandtschaft. Miss Harraden ist an einer rätselhaften Nervenkrankheit gestorben.«

»Dann — allerdings — dann ist es wahrscheinlich, daß Yashiga wirklich tot ist,« versetzte Tamil langsam. »Ich erkenne das Testament an.«

Der Beamte richtete sich heroisch auf: »Im Namen des Gesetzes, Sie sind beide verhaftet!«

Untersuchung und Kreuzverhör brachten nichts aus Tamil heraus. Auch nicht aus Maruscha. Die Anklage auf Mitwisserschaft und Testamentsfälschung, die der Staatsanwalt voreilig erhoben hatte, erwies sich als absurd: das Testament konnte nicht angefochten werden. Nur wurde Yashiga nicht für tot, sondern für verschollen erklärt und dem Erbberechtigten wurde vorläufig nur der Zinsengenuß des Kapitals zugesprochen. Erst nach fünf Jahren sollte er nach erfolgter Toterklärung Yashigas in den ungeschmälerten Besitz des Kapitals treten. — Das Finanzdepartement war mit diesem Urteil zufrieden, so war wenigstens vermieden, daß das von dem Japaner zusammengeraffte Geld ins Ausland wandere.

Die Gerichtspsychiater konnten aus dem Geistkomplex und der Mentalität des Verhafteten nirgends einen Anhaltspunkt finden, der auf verbrecherische Veranlagung schließen ließ. Allerdings war auffallend, daß beide Angeklagten Auskünfte über ihr Vorleben verweigerten. Das war wohl verdächtig, aber der Alibibeweis des Verteidigers stimmte lückenlos. Die Ärzte erklärten in ihrem Gutachten beide für sonderbare Monomanen harmloser Natur, deren Nerven nichts Pathologisches zeigten.

So war es denn natürlich, daß beide freigesprochen wurden. Über das Riesenvermögen des Erblassers wurde ein Kurator bestellt.

Tamil fuhr mit seiner Frau in die Villa in der Progreß-Street, die ihm gerichtlich als Eigentum zugesprochen wurde.

Eines Tages wühlte Tamil im Schutt von Yashigas Haus. Aus den geborstenen Kellergewölben stieg es noch immer stickig empor, beizend der Geruch ertränkter Flammen und Schwaden. Er stieg in die kahle Wölbung hinab, das entzündete Wachskerzchen flackerte unruhig. Er leuchtete die Wände hinauf. Da standen einst die Präparate des mißbrauchten Metalls, das seinen unseligen Namen trug. — Nichts davon war zu finden. Zerstörung und Feuer hätten doch eine Spur davon zurücklassen müssen. Nichts —

Da ward ihm nun endgültig klar, daß Yashiga mit dem Metall geflohen war. Weshalb, wohin? — Zu Dudécourt, ohne Zweifel! Doch warum war die Harraden zu ihm gekommen, die Geliebte des Priesters Fohat? Wodurch ist sie gestorben? Durch Yashiga? — Wütet Zerstörung schon in den eigenen Reihen der Satanisten? Wird ihr gegenseitiger Kampf nicht auch ihn und Maruscha wieder in Greuel verstricken? »O Lama, hilf mir, daß ich mich finde! — O ich Tor, warum habe ich Yashiga das verruchte Metall kampflos überlassen, statt es in den tiefsten Ozean zu schleudern? Welche Gewalten lenken mein Schicksal, daß ich Böses wirke, ich, der ich Liebe nur bin? Wie finde ich Waffen, um Yashiga unschädlich zu machen, ehe er seine zerstörende Macht ausübt? Sofort muß ich ihm in den Arm fallen. Reise zum Lama, jetzt, wäre Verbrechen an der Welt. Ich allein kann das Wüten des Besessenen verhindern. Wieder reißt mich die Tat an sich. —«

In dumpfes Brüten verfiel seine Stirn, unheimlich glühte der Docht der Kerze, das Flackerlicht des Intellekts.

»Das Grab der Harraden soll sprechen,« sagte er dann, »ob ich mich nicht getäuscht habe.« — Er ging auf den Friedhof.

In langen Reihen, streng abgeteilt im Geviert der Kieswege, lag die Stadt der Toten vor ihm. Menschen wie er, deren Lichtgesicht (o vergeblich!) einst zu den Sternen um Trost aufblickte, einst von Gier gefoltert, von Zweifel zernagt — aber jetzt in Frieden unter dem sinnenden Stein. Er las Namen und Sprüche, Trost und Zuversicht. Ach, überall dennoch die Angst, die Angst!

Die Sterbejahre der Entschlafenen kamen ihm näher, da lagen vor ihm die frischgeschaufelten Gräber. Für ein neues Grab wurde schon die Erde aufgewühlt — war der Leib, der drin modern sollte, noch warm? War es sein Grab? — Die Angst! Schauer fröstelten ihn kalt, grenzenlose Verlassenheit umnachtete ihn. Rief ihn zur Heimkehr nicht die gütige Mutter, die Erde? So enden — nicht mehr zu kämpfen! Das Letzte, was uns bindet, ist der Tod. — Er stützte sich schwer auf ein gußeisernes Kreuz. Johannes weinte in linden Tränen und der Erguß des Herzens fiel in feurigen Tropfen in das offene Grab. — Nicht sterben — nein, noch nicht! Einmal noch mit der wiedergefundenen Frau den Frieden des Lama genießen! Inbrünstig schlang er die Arme um den gekreuzigten Leib. Die Berührung der Wange mit dem kühlen Metall wirkte wie ein heilender elektrischer Strom auf ihn. Er fühlte, wie der Schmerz und der Friede des Gottes auf ihn überflossen.

Gnade kam auf ihn herab und er spürte in sich wiederum Kraft und Zuversicht.

Wie er so selig sich dem Gefühl ergab, da packte ihn wieder der Zauber Yashigas. Er fühlte, wie es ihn immer mehr nach links zog, an ein frischgeschaufeltes Grab. Es kam ihn die Begierde an, auf die feuchte Erde niederzustürzen und mit den Fingern das Grab aufzuwühlen. Von unten rief es nach ihm. Ein Teil von ihm selbst, das Tamil-Metall, das mit der Leiche vergraben worden, rief nach ihm.

Keine Tafel, keine Inschrift verriet den Namen des Toten. So rief er einen der Arbeiter an. »Ja, das ist sie, die Miß Harraden.« — In ihm zuckte es wild, die Gier, die ihn faßte, damals, als er in Lahagur sich selber geschändet. Die Hölle, die Verfluchung, gierte wieder nach ihm mit trunkener Gebärde. Yashiga war wieder der Herr über ihn. — Ah, er erkannte! Das eiserne Grabkreuz hatte als Leiter der magischen Ströme gewirkt, die von unten her nach seiner Tierheit auslangten! Blasphemie des Symbols!

Da ward ihm klar: »Die Harraden wollte im Dienste Dudécourts Yashiga töten, aber dieser kam ihr zuvor und ist jetzt mit dem gesamten Tamil-Metall vor weiteren Nachstellungen entflohen. Die verkohlte Leiche sollte die Behörden irreführen. — Ich muß ihm nach — aber mit einem Teil des verfluchten Metalls — anders kann ich ihn nicht unschädlich machen. Ich muß die Leiche berauben! Vampir! Flucht ist nicht mehr erlaubt. Was soll mit dem Weib geschehen, das meine Verrufung mit mir teilt?«

In jähem Taumel riß es ihn fort über kreisende Gräber und spritzende Steine. Sein Wahnsinn bellte in ihm wie gebissen von der Hundswut. Ein Malstrom taumelnder Bilder zog ihn in den Strudel gischtender Verzweiflung

immer tiefer hinein in die Nacht. Sein umnachteter Kopf prallte an viele Kreuze und Wände.

Der Friedhofswächter las ihn auf.

Als er erwachte, lag Maruschas Auge auf ihm. Sie schlief mit geöffneten Lidern, der Schimmer ihrer Pupille sah ihn aus Meerestiefen an. So hatte er ihr Auge noch nie gesehen. — Ihn schmerzte der Kopf.

Wer war das Weib? Was ging sie ihn an? »Ist sie nicht die Ursache meines Elends? Ohne sie wäre ich schon tot, in Frieden. Liegt sie nicht da wie ein Vampir, der mir das Blut aussaugt?«

Giftiger Haß stieß Dolche in ihr Herz, ihre Retina zuckte in glasigem Schrecken. Bloß und nackt empfing ihre ohnmächtige Seele seinen herrischen Befehl. Nachtwandelnd stand sie auf, lautlos schlich sie davon. »Tamil, du tust etwas Böses!« raunte es ihm zu. — Zu spät, schon hatte sein Wille gesündigt.

Die Wärme des Frauenleibes war von ihm gewichen. Kaltes Entsetzen grinste ihn mit zahnlosen Kiefern an. Er wollte aufspringen, ihr nach, sie an dem Verbrechen hindern, aber Eisesfrost hielt seine Glieder gebannt. Die keuchende Kehle jappte nach Worten — umsonst. Kalte Minuten klebten wie Schweiß in Perlen an seiner Stirn. Glühende Augen, zahllos im dämmernden Grau, glotzten ihn höhnisch an. Der Totenwurm nagte im Gebälk seiner Sinne, Lemuren sogen sich wie Blutegel an seinen Pulsadern fest.

Die Zeit ward endlose Qual. Das Zimmer verengte sich, schwer lastete die Decke auf seiner Brust, die Wände schoben sich immer näher zum Sarg.

Da rauschte es wild. Sturm wirbelte ihn im Sarg in

luftleere Höhen. Er stieg, stieg in schaurige Leere. — Da gellte er wild einen Schrei — und er fiel, und er fiel lotrecht, lotrecht in den Schlund der Äonen, taumelnd im wirbligen Sturz. Jähes Licht schoß ihm in stechenden Blitzen durch das Gehirn.

Er kam zur Besinnung und schlug die Augen auf: er stand in seinem Zimmer, kalt brannte das Licht des Lusters. Vor ihm stand Akasha, starr im somnambulen Schlaf, das weiße Nachtkleid über und über mit feuchter Erde beschmutzt. Die lehmigen Hände bluteten aus aufgerissenen Fingernägeln. Starr hielt sie die Arme ausgestreckt, dem fremden Willen ergeben. In der Rechten hielt sie das Amulett, das mit der Leiche der Harraden begraben worden war. Rasch riß es Tamil an sich — der Schutzdeckel war offen! Er schloß ihn und warf das Ding auf den Boden. Sein Herz fühlte nur das Weib. Liebend umschlang sie sein Arm, doch sie blieb starr und leblos wie Stein. Er rüttelte sie an den Schultern, sie schlief weiter den unseligen Schlaf. — War sie tot? Hat sie die Strahlen auf sich wirken lassen? War sie wahnsinnig geworden?

Nach dem Eisesfrost des Schreckens überstürzte sich die Siedeglut der Liebe in ihm. Er riß sie wild an sich und seine angstvolle Liebe fegte wie ein Samum über sie. Aber sie blieb reglos mit starrer, wassergrüner Pupille. Sein Ohr lag auf ihrem Herzen und lauschte: es schlug, fast unhörbar, in stockenden Rhythmen. Er rief ihr die Namen der Verzückung ins Ohr und seine Liebe erwärmte endlich ihr tödliches Eis.

Aus tiefen Nächten erwachte die Frau und ihr ratloser, bittender Blick tauchte in seinen: »Was ist mit mir geschehen? Wie schweres Blei liegt es mir im Blut.

Laß mich besinnen — o Gott, was hab' ich getan!« schluchzte sie auf.

»Was hast du geträumt? Glaub' mir, nur ein Traum war es.«

Sie strich sich aufhellend über die Stirn. »Es war in Tschita. Er führte mich über einen Friedhof, du weißt, den beim Hospital. Mich schauderte, aber es gab kein Entrinnen, sein herrischer Wille hatte alle Kraft in mir getötet. Ein entsetzlicher Geruch legte sich mir auf die Brust. Aus dem Lehm der Erde streckten sich verweste Glieder nach mir aus mit bittenden Gesten. Wir blieben stehen, er herrschte mich an: »Da, hier tu's!« — Was es war, weiß ich nicht mehr, aber ich tats mit unsäglichem Grauen. Dann gingen wir zurück, unten heulten die Gewässer des Stroms. Und als wir auf der Straße waren, kamen uns zwei Männer entgegen. Der Lama war es und du!«

»Entsetzen! Der Lama kam dir entgegen und mein Doppelgänger! — Hat die Hölle auch Gewalt über den Schatten des Heiligen?«

»Der Lama blieb ruhig, sein Auge blickte mich an. Nicht Vorwurf, eher Mitleid, aber es traf meine Seele wie glühender Stahl. Seine Nähe hatte mich stark gemacht. Ich riß mich von Yashiga los und lief, lief durch viele Höllen — bis ich mich hier bei dir fand.«

Eine qualvolle Pause legte sich wie eine Sonnenfinsternis über Tamils Brust. Er sprach: »Wir entrinnen ihm nicht. Es ist zu spät zur Umkehr. Umsonst war alles. Nichts tilgt aus meinen Fluch. Die dunklen Mächte geben uns nicht mehr frei.«

»Du erschreckst mich. Sage mir alles! Wie deutest du das Gesicht und die Stunde?« fragte Akasha.

Tamil atmete auf. Sie weiß nicht, daß der Traum Wirklichkeit war. Er sprach gefaßter: »Zweierlei bleibt uns. Entweder Flucht vor uns selbst und Erlösung durch den Lama. Verzicht ohne Kampf; Ergebung in den unerforschlichen Willen Gottes. Oder — ich muß das Böse unschädlich machen, das durch mich in die Welt gekommen ist. Kampf ohne Rast, bis Yashiga vertilgt ist. Wir müssen das zweite tun, denn während wir fliehen, ist unsägliches Leid durch ihn schon geschehen.«

»Wie aber, wie? Er hat alle Macht. Du selbst hast sie ihm in die Hände gegeben.«

»Akasha, du bist im Irrtum. Nur wer von innen heraus gebietet, hat Macht. Und ich habe sie noch immer. Ich habe Gewalt, ihn aufzulösen. Denn ich habe ihn auch gebunden. Nur der gebunden hat, kann wieder lösen. So höre: Das Metall Tamil — ich bin es, es ist mein Symbol. Ich kann es (mich!) auflösen. Ist seine dunkle Gewalt in mir erstorben, so ist der Mensch Tamil — der dann nicht mehr Tamil heißen wird — von seinem Fluch befreit. Ich bin nur ein Gleichnis für alle andern: ein jeder muß sich von innen heraus von dem lösen, womit er sich gebunden hat.«

»Mann, du erglühst in heiligem Erkennen! Und was bewirkt Akasha dabei?«

»Ohne dich, ohne Akasha, hätte ich das Flüstern der Tattwas nimmer verstanden, das Flüstern der Seele, wenn sie Zwiesprache hält mit dem Manas, dem Geist. Erst durch dich wurde in mir die geistige Tamil-Energie frei, wie früher die materielle Tamil-Kraft durch die Berührung mit dem Metall, meinem verruchten Symbol.

Das Weib ist die Urmutter der Dinge und Beziehung zwischen unten und oben. Der Sündenfall des Mannes

in deinen Schoß gibt Kraft allen Himmeln und Höllen — und der Mensch in der Mitte erkennt seine Bedeutung.

Akasha — der Ton. Das Wort wird in dir Fleisch und klingt noch weiter in der verhüllten Form. Du Chaos, Anfang und Ende!«

»Ist das die Deutung deines Gesichts? Sagst du mir alles?«

»Ich muß dir beichten. Erschrick nicht — ich habe mit Absicht wieder dein negatives Akasha geweckt. Als Vampir habe ich dich ausgeschickt, um das Tamil-Plättchen aus dem Grab der Miß Harraden zu holen. Hier ist es. Frau, ich habe gesündigt an deinem Leib und an deiner Seele, verzeih!«

»Ich diene. Doch was willst du damit?«

»Ein Gleichnis wird es dir zeigen.« Er löste das Metall aus dem Amulett, legte es in eine Glasschale, beugte sich darüber, ritzte sich mit einem blau schimmernden Dolch die Stelle über dem Herzen und ließ einen Blutstrahl in das Gefäß schießen. Das Metall zischte auf, Funken sprühten ringsum und ein blauer Rauch kräuselte empor.

Da — ein heftiger Donnerschlag und Blitz! Die Frau schrie auf, Tamil, wie von einer Erscheinung geblendet, prallte zurück. Die Dämpfe färbten sich braunrot, in unsicheren Ballungen hin und her wogend. Das ganze Haus schütterte in stampfenden Vibrationen.

Dämonen der Unterwelt tauchten in den wallenden Nebeln auf, die Gestalten Yashigas, Dudécourts und eines dritten Maskierten wurden sichtbar, um welche grelle Stichflammen wie Irrlichter flackerten.

Tamil zitterte wie eine Espe. Welche Gewalten hatte er entfesselt? — Wer tauchte da vor ihm auf? War es

nicht seine eigene blutunterlaufene Gestalt in wilder Verzerrung und Wut? —

Tamil, noch immer den Dolch in Händen, stürzte auf Akasha hin, deren Körper in Schrecken zusammengesunken war, riß sie gewalttätig auf, schleppte sie hin zum brodelnden Gral, stieß mit dem Messer in ihr Fleisch und ließ ihr Blut in die immer heftiger wallende Schale fließen.

Sofort legte sich das Toben der Hölle, die Dämonen waren mit einem Male verschwunden und ein zarter, opalisierender Milchglanz schimmerte auf. Weiche Düfte entstiegen der Mischung des Blutes. Gleichnis und Bild verschwammen im rosigen Gewölk heiliger Inbrunst. Tamil hielt das Weib im Arm und seine Seele klang in geistiger Durchblutung. Die Tropfen der geöffneten Adern, die blutenden Herzen, feierten Hochzeit im reinen Gebet.

Die Zeit verwehte im Hauche des Wunders ......

Da schrägten flammend die ersten Strahlen der Sonne herein, brausend der Lobsang des neugeborenen Tags.

Die Sonne!

Tamil stand auf und schloß mit heißen Küssen die Wunden, die die Nacht dem herrlichen Leib des Weibes geschlagen hatte. — Sie schlief.

Dann nahm er das Metall, das nicht mehr Tamil heißen konnte, aus der bebluteten Schale. Es war silberblank geworden im Feuer der oberen und unteren Welten und strahlte gütige Wärme aus.

»Es ist ein Gleichnis für das, was in dieser Nacht auf höheren Ebenen geschehen ist. Aus Tamil und Akasha ist ein Neues entstanden. In chymischer Hochzeit haben sich die zwei Tattwas liebend vereint.«

In derselben Nacht wurde zum erstenmal am nördlichen Himmel ein neuer Stern gesichtet, im Sternbild der Fische. Seine Helligkeit nahm von Nacht zu Nacht zu.

Johannes zog mit der Frau ins Gebirge. Bei der Köhlerhütte trafen sie das Kind, das ihnen mit Blumen entgegenkam. Maruscha umhalste es mütterlich. »Welch ein Engel!« sprach sie.

»Es ist dasselbe Kind, dem ich meine Rückkehr zu dir verdanke. Es ist mir gesendet worden, das Heimatlose dem Heimatlosen.« Und er erzählte der Frau dieEpisode.

»Johannes!« sagte sie zaghaft und er verstand. »Der Quell meines Lebens ist durch Yashiga zerstört. Nie werde ich dir ein Kind gebären können.« — Ihr Auge träumte über dem Lockenkopf des Mädchens, das sich zutraulich an sie schmiegte.

Da kam der Köhler herzu, der Johannes gleich erkannte. »Willkommen bei mir, Mann! Das Kind hat mir Segen gebracht. Ich habe es Bessy genannt. Die Eltern haben sich nicht gemeldet. Ich habe in Frisko und Umgebung die Behörden verständigt, aber kein Vater hat sich gemeldet und keine Mutter. — Ist das Kind vom Himmel gefallen?« Herzhaft gab ihm Johannes die Hand.

»Mann, ich habe vier Stunden von hier, oben im Gebirg, eine Farm. Überlaßt mir Elisabeth, sie soll bei uns wohnen. Meine Frau wird ihr eine gute Mutter sein,« bat Johannes.

»Habe mich sehr an das Kleine gewöhnt. Geht nicht,« schlug der Köhler brummelnd ab.

»Sagtet Ihr damals nicht, daß Ihr eine Schwester mit Kindern habt?«

»Habe ich. Aber Dorothy ist in San Louis, hat kein Reisegeld, möchte ja ganz gern zu mir kommen.«

»Da nehmt! Sie soll Euch die Wirtschaft führen. Wenn sie da ist, komme ich und hole Bessy ab.« Er schien es zufrieden zu sein.

Maruscha hatte indes das Herz der kleinen Bessy gewonnen, das die wärmende Liebe des Weibes — o Mutter! — wohlig spürte. Sie spielte an Maruschas Hals mit dem Medaillon aus dem transmutierten Metall.

»Gib mir, bitte, bitte, Mutti!« bettelte sie.

Maruscha hängte es ihr um. »Aber gib acht darauf, du darfst es nicht verlieren!« — Voll Freude hüpfte Bessy zum Köhler und zeigte mit Stolz das flimmernde Geschenk.

Johannes hatte es gesehn. »Maruscha, was tust du? Unser Herz schenkst du weg? Weißt du, was dieses Metallplättchen bedeutet? Vielleicht die Macht über den ganzen Planeten — und du schenkst es einem unwissenden Kind?«

»Es ist recht so. Wir beide können nicht weiter, wir sind schuldig geworden. Kein Blut kann die Flecken der Seele reinwaschen wie das Metall. Nur aus der Unschuld kann uns Heil erwachsen. Blick' in die Augen Bessys! Ist hier nicht der Frieden des Lama?«

Er sprach gerührt über ihr Herz: »Du hast recht, Maria. Ohne das Kind vermögen wir nichts. Es wird uns entsühnen. Durch Elisabeth ist uns die Heimkehr Verheißung geworden. Das Kind ist wahrlich vom Himmel zu uns gekommen!«

»Wir wollen den Tag feiern.« Der Köhler trug Speise und Trank auf und äußerte seine unbändige Freude darüber, daß seine Angehörigen zu ihm kommen

sollten. Er diktierte Johannes einen Brief an seine Schwester, legte das Reisegeld hinein und trug das Schreiben zu seinem Nachbar Colgart, dem er einen halben Dollar mit dem Auftrag gab, den Brief sofort auf das nächste Postamt nach Doublehills zu tragen.

Der alte Mann lärmte aufgeräumt, erzählte Geschichten aus seiner Schmugglerzeit und machte alle möglichen Projekte, wie er sich mit seiner Schwester und ihren Rangen hier einrichten wolle. Ein Häuschen wollte er weiter oben an der Quelle bauen, es sollte weiß getüncht sein und am First sollte es eine Fahnenstange haben, wie er es auf den Villen von Oakland gesehen hatte. Er wurde nicht müde, die zwei Fünfhundert-Dollarscheine zu betrachten, er besah sie gegen das Licht und legte sie in einen Teller, um das Wasserzeichen hervortreten zu lassen. Kein Zweifel, die Scheine waren echt! Das viele Geld! Ihm summte der Kopf.

Nach dem Essen tollten Maruscha und Bessy mit King, einem zottigen Schäferhund, um die Wette über den Rasen. Der Dampf des Kohlenmeilers stieg in hellen Fahnen empor in die blaue Abendluft. Johannes saß mit seinem rußigen Freund auf der Bank vor der Hütte und sah dem flatternden Weiß der Spielenden zu.

So war es schön, rein wie ein seliger Traum. Keine Gier, kein Lärm störte die weitschwingende Musik seines Herzens. Verzückte Wolken färbten sich in purpurseliger Durchflammung, der Bach rauschte in sanften Wellen vorüber und die Gipfel der steilen Tannen brannten in kupfernem Rot. Eine Amsel bebte mit zuckender Kehle im Ligustergebüsch.

Johannes saß schweigend, versunken in traumhaftes Glück. Wie ist die Erde doch schön! Die knorrige

Rechte des Köhlers legte sich auf seine Schenkel: »Potz, Ihr habt da ein handsames Weib! Alle Achtung, Mann!« Die Blicke des Alten ruhten bewundernd auf ihr. Johannes fühlte sich durch das Lob reicher als jemals und genoß die Freude eines naiven Glücks. Stolz blickte er auf seine Frau. Hochgereckt stand sie da mit offenem Haar und warf den Ball in hohem Bogen zurück, den Bessy jauchzend auffing, während sie King in Kreisen umsprang, in ausgelassener Freude bellend. Sehnsucht nach ihr stieg in seinem Herzen auf und ihm war, daß er sie erst jetzt wirklich sein eigen nennen konnte. Bisher war sie ihm nichts anderes als das ihm zugeteilte Schicksal gewesen, das er von höheren Mächten empfangen hatte. Jetzt erst sah er in ihr den Menschen, den guten, liebenden und geliebten. Wahrlich, das war eine Seligkeit in ihm, wie er sie noch niemals empfunden hätte: Mensch zu sein!

Da erhob sich ein kühlerer Abendwind, die Bäume begannen dumpfes Gebraus und von unten stieg der Nebel lüpfend empor. Er rief Maruscha an und sie eilte zu ihm mit roten Backen, ganz übergossen von Munterkeit und Glück, selbst noch ein Kind. Es überwallte ihn jäh und er drückte sie aufjauchzend an seine Brust. Wortlos schütterte seliges Staunen durch die Seelen. Mann und Frau blühten ineinander. Ihr Fluch war nicht mehr, rein glühte in ihnen das Feuer: ruhig die Liebe.

Der Köhler schlich sich beschämt auf die Seite, Bessy lag am Boden und kraute King hinter den Ohren, der kurz aufklaffte, wenn eine Fledermaus niedrig über ihn strich.

Maruscha lag aufgelöst in den Armen des Mannes. Ihr Auge sah durch den Körper des Mannes das Kind.

Sie sprach: »Sieh, ein Stern leuchtet grade über Bessys Haupt.«

»Still, still! Man soll nicht davon reden. — Es wird kühl, komm ins Haus!«

»Bessy!«

»Mutti, liebe Mutti!«

Frühmorgens mit dem Gesang der Lerche zogen sie aus. Der Alte hatte schließlich dennoch eingewilligt, Bessy jetzt schon fortzulassen, und blickt lange den Scheidenden nach. Bessy zwitscherte mit munterem Geplapper und trug ihre Puppe und einen Zinnlöffel mit sich, von dem sie sich nicht trennen wollte. Von den Ästen tropfte der Tau in Millionen funkelnden Perlen und die Erde dampfte. Rüstig stieg man bergan. Bessy pflückte am Weg einen großen Strauß Heidelbeeren und brachte ihn treuherzig ihrer neuen guten Mutti. Johannes pfiff lustig vor sich hin, seine Hand lag liebkosend auf der Schulter seines Weibs.

Sie traten in den Wald. Ein Wind hatte sich erhoben und warf ihnen die Tauperlen der Nacht ins Haar. Vogelstimmen wetteiferten mit dem Singen des Kinds. Das Tal wurde immer enger, Bessy begann zu ermüden. Da nahm sie Johannes huckepack auf seine Schultern über die steilste Strecke des Aufstiegs.

Sie waren oben, ein weites Plateau erstreckte sich vor ihren Blicken: »Siehst du, dort oben ist Onkel Onnors Haus! Die weiten Felder, dort die unscheinbaren Punkte, das sind weidende Rinder, links der breite Forst — das alles ist unser Eigentum.«

»Ist es nicht köstlicher Gewinn, die Luft des offenen Himmels zu atmen, zu spüren das Atmen der liebenden

Erde? Johannes, wie hast du mich glücklich gemacht!« sagte die Frau.

»Dich so zu lieben, immer, wie jetzt, das ist das Ziel. Mehr will ich nicht gewinnen. Hier oben ist alles Licht und Luft. Hier schreckt mich keine Vergangenheit, lockt keine Zukunft. Wer ich war — was ich sein werde — das gilt jetzt nicht mehr: ich bin! Kasan gibt es nicht mehr, nicht mehr Tschita und nicht mehr das Geheimnis der Wüste Schamo. Hier könnte ich auch den Lama vergessen. Nichts ist mehr als des Herzens friedlicher Lobsang.«

»Geliebter!« hauchte sie leise.

»Wir sind bald am Ziel.«

An einer Quelle am Rand des Waldes machten sie Halt und labten sich an den Speisen, die ihnen der Alte mitgegeben hatte. Bessy, wieder munter geworden, haschte nach Schmetterlingen und flatterte über die Wiese. Ein Maulwurf lockerte die Erde und ließ seine rosige Schnauze sehen. Bessy rief ihre Mutti herbei, um das Wunder zu bestaunen.

Die Sonne stieg höher empor, Johannes drängte zum Aufbruch. Nach einer halben Stunde tauchte in der gegenüberliegenden Lichtung des Waldes ein Mann mit der Axt auf der Schulter auf, der, die Hände hohl am Mund, ihnen zurief. Johannes antwortete ihm mit schallender Stimme und Bessy schwenkte ihr Tüchlein. Der Mann kam näher, sich die Fremden zu besehen. Tamil ging ihm mit eilendem Fuß entgegen.

»Holla, Junge, Blyth, bist du es?!« rief er ihm zu.

»Oh, Jonny, Tamil, du! Freue mich herzlich!« und er drückte ihm kräftig die Hand. »Endlich, daß du wieder gekommen bist! Bleibst jetzt aber doch für

immer bei uns? War dreimal extra in Frisko, um nach dir zu fragen. Konnte aber nichts herausbekommen. — Na, aber — und erst Onkel Onnor wird sich freuen und Mary und Kate. — Aber sag' mal — o, ich gratuliere zu Weib und Kind!« kam es überströmend von seinen Lippen.

Maruscha kam näher. »Meine Frau Maria,« sagte er. Sie drückte ihm die Hand. Bessy hielt sich fest an das Knie der Mutti an, der Mann mit dem struppigen Bart flößte ihr Angst ein.

»Gib schön dem Onkel Blyth die Hand!« Und sie legte mutig ihr Patschhändchen in die gegerbte Tatze des Waldmenschen.

Unter heiteren Wechselreden gingen sie auf das Haus zu. Mary kam ihnen entgegen, begrüßte Tamil, die Frau und das Kind und wischte sich vor freudiger Rührung die Tränen mit dem Schürzenzipfel ab.

Blyth schoß seine Flinte ab, um Mac Onnor mit seinem Weib herbeizurufen, die bald sichtbar wurden und die unvermutet Angekommenen in herzlicher Freude willkommen hießen. Tamil wurde es ganz wirbelig im Kopf von all der lauten, sich elementar äußernden Freude und er wurde nicht müde, alle ihre Liebenswürdigkeiten herzlich zu erwidern.

So verging der Tag unter Jubel und Entzücken und erst nach dem Abendbrot, als die Frauen die Kinder schlafen legten, fanden sich die Männer zu ernsterem Wort. Mac Onnor erzählte von den Ernten der letzten Jahre; er hatte über alles genaue Rechnung geführt und konnte alles bis auf den letzten Cent durch Quittungen belegen. Johannes dankte dem trefflichen Hausvater, ohne seine Papiere anzusehen. Blyth hatte sich haupt-

sächlich der Viehwirtschaft und der Jagd gewidmet und nannte einige zwanzig Stück Vieh sein eigen, die draußen frei weideten.

»Wie danke ich euch, liebe Freunde, daß ihr meinen — euren — Besitz mit so großer Sorgfalt verwaltet habt. Was ihr für mich getan habt, habt ihr für euch getan. Jedem von uns dreien gehört alles. Ich werde in meine frühere Wohnung ziehen und alles wird wieder so sein wie damals vor drei Jahren. Wo und wann ihr meine Hilfe und die meines Weibes benötigt, werde ich euch helfen. Überall. Hinterm Pflug, mit der Axt, auf der Weide. Keine Arbeit wird mir und ihr zu schlecht sein.«

»Aber, Jonny, deine Hände sind weich geworden,« sagte Blyth, der nun endlich fragen mußte, »du hast wohl die ganze Zeit keine Hacke in der Hand gehabt. Wo warst du eigentlich?«

»Ach, laß! Erinnert mich nicht an das, was nicht mehr ist. Hier wird alles gut werden. Ich habe Weib und Kind.«

»Sie sieht wie eine vornehme Dame aus, aber hat etwas Gütiges in ihren Augen, wie ich es bei Weibern in der Stadt niemals gefunden habe. Wer so herzlich lachen kann wie sie, muß ein guter Mensch sein,« meinte Mac Onnor, der noch immer die alte Pfeife rauchte, deren Mundstück schon ganz zerkaut war.

Maruscha kam aus dem Haus zurück: »Das Kind schläft.«

»Bleibt heute bei uns,« sagte Blyth. »Mary wird Euch die gute Stube zurecht machen.«

Johannes nickte stumm und blickte vor sich. Der Mond ging, eine riesige rotgelbe Scheibe, über den Tannenwipfeln auf.

»Woran denkst du?« fragte ihn Maruscha.

Eine Sternschnuppe flog im Bogen über den dunkel werdenden Himmel. »Woran? Immer an dich!«

Er nahm ihre Hand in seine.

Es war Herbst geworden. Vom Meer her zogen stößige Böen durch den violettfarbenen Abendhimmel. Äste splitterten krachend in der wilden Umarmung der Windsbraut. Wildgänse, vom Sturm verschlagen, fegten wie Fetzen zerflatternd in die Nacht. Das Wild stöhnte in seinen Höhlen auf.

Johannes stand vor seinem Blockhaus und hörte dem Brausen der Berge zu. Drinnen schlief das Weib mit dem Kind in der wohlig durchwärmten Stube. Der Lichtschein der niedrig geschraubten Lampe fiel quer durch das Fenster als zittriger Lichtstaub in den fauchenden Wind.

In Tamils Haar brausten die wässrigen Stürme. Seine Brust atmete tief und weit. Da stand er, festverwurzelt mit der Erde, die ihn nährte und trug. Stolz in der Kraft, trotzig den Stürmen. Immer noch ragte sein Haupt aufrecht in den Donner der Wolken und sein Auge suchte den Blitz. Nichts hatte ihn gebrochen. Durch die Berührung mit der Erde war ihm aus allem Schmerz neue Kraft entstanden.

Wohl stand noch in seinem Gehirn die verruchte erzene Mauer, aber er hatte die Gewißheit, daß sein Wille sie dennoch umreißen werde. Er konnte warten, seine Zeit wird kommen. Trotz des Bewußtseins seiner Kraft war er wunschlos geworden, dem großen Atem ruhig sich ergebend. Ergebung und Vertrauen hatten ihn stark gemacht

Aber da knickte der Schauer der Nacht seine Überhebung und die Stelze des Stolzes. Der Geisterhauch seiner Verrufung weht kalt über seine Stirn: eine schwefelgelbe Wolke schoß über den First der Berge, versprühte Funken zersplitternden Eises. Rauscht der körnige Hagel nicht aus den Gewändern des Lama, des riesiggroßen, hervor? Stand er nicht in dauerndem Zusammenhang mit dem Gottgleichen?

Er verstand die Warnung. Ach, er sah, daß sein Stolz und sein Vertrauen nur eitle Betäubung war des immer noch drängenden Herzens. — Was tat Yashiga indes mit dem verruchten Metall?

Ach, das Weib hatte ihr Ziel gefunden, sie ruht in Glück und ihr Herz weiß keine Frage mehr. »Und ich —? Es war Feigheit von mir. Wehe, wenn der Gerichtstag mich fordert!«

Der da soeben noch dastand in Kraft, die Muskel trotzig gestrafft, brach zusammen im Brausen der Stürme, die aus seinem Herzen hervorbrachen. Er schrie seine Not von sich, doch der Zorn des Windes zerfetzte sein Wort in höhnische, gellende Schreie. Sollte er zurück zu der Frau, sein Elend in ihren Schoß betten? Auch das wäre Erschleichung, nicht erhellt es den Geist. Zu den Männern eilen, ihren ruhigen Schlaf durch sein Stöhnen zerreißen? Die guten Leute — aber verstehen sie ihn?

Allein mit der Verrufung! O, daß noch einer wäre wie er, Mann, Mensch, Helfer und Freund! —

Seine Liebe zum Lama schlug in giftigen Haß um. Er war schuld an all der Qual! »Warum hat er mich versucht und mich dann im Stich gelassen? Warum hat er mir die höheren Himmel gezeigt und mich dann

in die Nacht fallen lassen, mich mit Verwirrung des Herzens geplagt, daß ich die Einheit nicht mehr finde? — Kann ich noch reinen, kindlichen Herzens beten? Ach, warum ist mein Herz in der Liebe zu Gott erdorrt?«

Da spürte er Luft von anderen Planeten. Eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter. Innige Rührung machte ihn weich. Er schloß die Augen im seligen Gefühl der Gnade und der Gewißheit: Jetzt steht der Lama hinter mir, er hat mich berührt, er hat mich nicht verlassen! Wenn ich mich umwende, kann ich ihn mit leiblichen Augen erblicken. Aber ich verzichte auf die Bestätigung durch die Sinne: — so selig und sicher machte ihn das Glück. In gnadenvoller Entrückung stand er da und er fühlte die Nähe des heiligen Wunders. Durch alle Nerven floß ihm reinere Glut, sein Geist strahlte im Kristall gotttrunkenen Schauens.

In den tieferen Ebenen brausten noch immer die Stürme, hier oben wölkten sich die Himmel silbern aus.

Lange stand er so da, transfiguriert.

Da trat sein Weib heraus in die Nacht. »Johannes!«

Er wandte sich ihr zu! »Hast du ihn gesehen?« fragte er flüsternd.

»Wen? — Deine Schläfen leuchten in bläulichen Feuern!«

»Ich komme.« Ohne sich umzusehn, folgte er der Frau.

Die Hölle knirschte. Sie hatte ein Phantom zu ihm gesandt, um ihn zu blenden. Johannes hatte einen großen Sieg über Yashiga in dieser Nacht errungen

Noch lag der Schnee knietief, die Borke der Tannen krachte im Frost. Die drei Männer saßen in der guten Stube um den dampfenden Teekessel. Der Sturm klirrte an den Scheiben. Der Februarwind rüttelte an den Türen des Hauses und im Kamin sang es in heulenden Tönen. Das ganze Blockhaus erzitterte bei den Stößen des Sturms.

Mac Onnor stopfte sich eine frische Pfeife an und setzte dann fort: »Aber die Hauptsache habe ich noch nicht erzählt. Hab's auch nicht glauben wollen, wie mir es der Wirt vom großen Nugget vorgestern erzählt hat. Soll aber wirklich wahr sein. Das ist nämlich die Geschichte, daß in San Louis keine Knaben mehr auf die Welt kommen. Wollt es nicht glauben? Da lest, steht in der Zeitung.«

Er zog den Frisko Standard heraus, entfaltete die Zeitung und las langsam, korrekt wie ein Schulknabe:

»Die Nachrichten, die wir gestern abend brachten, konnten durch das statistische Zentralamt, an das wir uns sofort gewandt haben, nicht widerlegt werden. Wir sind heute in der Lage, eine genaue Tabelle veröffentlichen zu können:

Januar	lebend	geboren	201	Knaben,	189	Mädchen
Februar	„	„	168	„	207	„
März	„	„	96	„	247	„
April	„	„	14	„	311	„
Mai	„	„	2	„	362	„
Juni	„	„	0	„	383	„
Juli	„	„	0	„	401	„
August	„	„	0	„	321	„
September	„	„	0	„	287	„
Oktober	„	„	0	„	234	„

November lebend geboren 0 Knaben, 161 Mädchen
Dezember „ „ 0 „ 103 „
Es sind also zwei Umstände höchst bemerkenswert. Einmal das rapide Sinken der männlichen Geburten, die seit sieben Monaten konstant auf dem Nullpunkt stehen, dann ein Abschwellen der weiblichen, die nach einem Aufstieg im Juli im November unter das Normale gesunken sind.

Es ist vorläufig verfrüht, von einem Aussterben zu sprechen, wie es einige sensationslüsterne Blätter getan haben, aber diese sonderbare Erscheinung ist dennoch so geartet, daß sie nachdenklich stimmen muß. Es werden also in zwanzig Jahren etwa 3000 Mädchen im heiratsfähigen Alter keine 500 gleichaltrigen Männer gegenüberstehen.

Es ist höchste Pflicht des Sanitätsdepartements, dieses Phänomen gründlich zu untersuchen, ehe noch die gesamte Nation in ernstliche Besorgnis und Unruhe versetzt wird. Auch die Polizei möge sich der Sache annehmen und besonders allen ‚Masseusen' und ähnlichen Engelmacherinnen energisch auf die Finger klopfen.« So hatte Onnor gelesen.

Er ließ die Zeitung sinken. Die Pfeife war ihm ausgegangen. »Was sagt ihr dazu?« Kates Kleinster, ein Junge, begann zu schreien, sie gab ihm die Brust.

In Tamil arbeitete es wild. Das war also das Werk Yashigas und Dudécourts! Er sann nach: Kate hatte in diesem Monat geboren, er war mit Maruscha und Bessy seit über einem Jahr hier im Gebirge. Also hatte Bessys silbernes Medaillon nicht mehr die verruchte Kraft des Metalls Tamil. — War der Fluch schon von ihm, von Johannes, gewichen?

»Da steht noch etwas, was dazu gehört,« sagte Onnor, dessen Pfeife wieder schmauchte. Er las vor:

»Allerletztes. Nach Redaktionsschluß eingelangt!

Auch Little Rock in Arkansas, Toledo in Ohio, Raleigh in Nord Karolina, Atlanta in Georgia und Burlington in Iowa melden ein ähnliches Schwinden der männlichen Geburten. Der Ausfall an Knaben gegenüber dem Vorjahr beträgt in den genannten Städten etwa 4000 Geburten. Die Bestätigung durch das statistische Zentralamt ist noch nicht eingelangt, aber unser Gewährsmann hat die Nachricht aus sicherer Quelle.

Der Präsident hat heute nachmittags eine Sitzung im ‚Weißen Hause' wegen dieser Vorfälle einberufen. Die ganze Nation ist dadurch in riesige Aufregung versetzt und verlangt sofortige Klarstellung, zumal da Gerüchte im Umlauf sind, daß auch in den Südstaaten diese merkwürdige Erscheinung festzustellen sein soll. Volle Wahrheit und Erforschung der Ursachen tut dringend not!«

Mac Onnor fuhr fort, indem er die Zeitung Tamil über den Tisch reichte: »In allen Gasthöfen von Frisko redet man nur davon. Die Japsen grinsen wieder gemein. — Das wird schlimm ausgehen.«

»Was gibt es sonst für Neuigkeiten?« fragte Blyth.

Onnor goß sich Rum in den Tee: »Der Weizen ist um dreieinhalb Cent pro Bushel gefallen. Stroh zieht an. Die Lebensversicherungen haben die Prämien um das Dreifache erhöht. — Wahrscheinlich wird bald wieder ein Krieg kommen, aber nicht in Europa wie der letzte. Die Leute geben die Goldstücke nicht mehr aus. Glover & Comp. in der Franklin Street zahlen für zehn Golddollars zwölf Dollars in Papier. — Die jetzigen

fünf Dollarscheine werden eingezogen, gelten nur noch drei Monate. Dann kommen neue. Solche!«

Er zeigte einen neuen Schein. Die Kinder liefen herbei, besahen das rote Muster und rochen an der noch frischen Farbe. Die Kuckucksuhr über der Tür gluckste neun Uhr. »Kinder, es ist spät, gehen wir schlafen!« gähnte Mac Onnor.

Johannes, der bisher wie geistesabwesend vor sich gestarrt hatte, fuhr auf: »Bessy, gib mir das Medaillon! Ich werde es aufheben. Wenn Onkel Teddy wieder in die Stadt geht, wird er dir ein schöneres, ein goldenes, mitbringen.« Sie nahm es vom Hals und reichte es ihm. Johannes verwahrte es sorgfältig in seiner Brusttasche.

Man wünschte sich Gutenacht und ging schlafen.

Wieder stand Tamil allein in der heulenden, stürmischen Nacht und harrte eines Befehles von oben. — Er allein konnte verhindern, daß Yashigas Wut eine Welt vernichte. — Nein, nicht durch magische Operationen wollte er das diabolische Metall transmutieren wie damals: durch die Kraft der Liebe und des Glaubens allein soll das Böse zum Guten sich wandeln. Segen und Fruchtbarkeit soll ihm entströmen wie jetzt in den Händen des Verruchten Tod und Vernichtung!

Aber lauerte hinter dem drängenden Aufruf zur Erlösung nicht wieder Ehrgeiz und Sucht nach eigener Macht? Kann Geschehenes und dessen Gesetz noch umgestaltet werden?

Ach, er verzagte. — Schon sein erster Versuch, Yashiga zu entwaffnen, war schmählich verunglückt. Doch damals war es drängende Tat ohne den Auftrag von oben.

Jetzt aber ruft es stärker. Und ist er denn Tamil annoch? Jetzt ist er ein anderer, Johannes! »Jetzt mußt du es tun!« zischelte es ihm zu. »Hast du nicht den Bann der Verrufung durch dein Blut und das des Weibes gebrochen? Hat Kate nicht ein Kind geboren? Ist's nicht der Wille des Lama, daß du es tust? — —«

Reglos stand er da. In seinen Haaren zausten die Stürme der Nacht und Dämonen des eisigen Windes rissen an seiner Seele. Nirgends leuchtete ein Stern.

Wieder glaubte er die Nähe des Lama zu fühlen, dessen Wärme auf ihn beseligend überfloß.

Aber eine innere Stimme machte ihn zag, warnte. Wie, wenn Satan ihn äffte?

»Steh, wer du seist! Im Namen des Dreieinigen Gottes!« rief er laut in die Nacht.

Rasch wandte er sich um. Die Fratze Dudécourts flammte im Nebel auf, blitzschnell — und war verschwunden.

Ein Wolf heulte in der Nähe auf, schaurig.

Frierend ging Johannes ins Haus zurück.

FÜNFTES KAPITEL

AM Pincio verglühte die Sonne. Im glasigen Ultramarin des Herbstabends wuchteten die Pinien wie erzgegossene Formen. Im dunklen Gewühl des schwarzen Buchsbaums flatterten die hellen Kleider der Kinder auf, deren silbernes Lachen wie Springquellen emporsprudelte. Liebende trafen sich rührend in den dunkler werdenden Alleen. Heißer brannte Sehnsucht aus dem Purpurblut des westlichen Himmels.

Andacht schwelte der Duft der späten Glyzinien, vor denen ein noch junger Priester stand. Die Brust von Wonne geschwellt, betäubt von der weichen Sehnsucht des Abends, ließ er sich auf einer einsamen Bank nieder. Ein dunkler Falter schaukelte vorüber. Ihm gegenüber schwamm die Kuppel der Peterskirche wie ein riesiger Ball auf dem verzückten Inkarnat des Horizonts. Zuhöchst, siegend, flammte das Kreuz in der scheidenden Sonne.

Auf Dom Guérangers scharfgeschnittenem Gesicht lag Kraft und heilige Begeisterung: »Roma aeterna! Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!« Wie eine Fanfare metallisch tönte seine Stimme.

Da knirschte der Kies, eine Hand legte sich dem Lichttrunkenen auf die Schulter. »Gelobt sei Jesus Christus!« sagte der Angekommene, ein hochgewachsener Greis.

»In Ewigkeit Amen«, sprach Dom Guéranger und wandte sich um. Er erschrak: »Oh — Eminenz!« Er erkannte den Kardinal und küßte in Ehrfurcht dessen Siegelring.

»Ich sah Euch von meinem Haus, Ehrwürden«, sagte der Kardinal. »Seit etwa einer Woche beobachte ich Euch, wie Ihr allabendlich auf derselben Bank sitzet und sinnt. — Nicht wahr, hier ist Euch erst die wahre Größe und Bedeutung Roms klar geworden?«

»Ja. Alle meine Träume in der stillen Zelle zu Hause, in Dijon, wurden durch die Wirklichkeit übertroffen. Hier ist wirklich und wahrhaft noch der Hauch der Apostel und Väter der Kirche. Jeder Priester müßte einmal Rom gesehen haben. Besonders die, die sich bisher stark gewähnt. Denn hier sehen sie erst ein, daß all ihre vermeintliche Stärke nur ohnmächtig und klein ist im Vergleich zu der Macht, die vom Grab Petri ausgeht. — Eminenz, diese Woche war die glücklichste meines Lebens!«

»O, daß alle Diener des Altars ebenso dächten!« sagte der Kardinal. »Der Fels Petri ist ein Riff im Meere des Hasses geworden. Die Kirche benötigt viele entschlossene Streiter. Niemals haben sich so viele Widersacher gegen sie erhoben wie jetzt.«

»Eminenz,« sprach der Franzose, »ich segne die Stunde, die mich in die Nähe Ihrer Gnaden geführt hat. Seit einer Woche bin ich bei der Congregatio de Propaganda Fide vorgeladen, hatte aber noch nirgends Gelegenheit, einen der Kardinäle zu sprechen. Weshalb hat man mich nach Rom berufen? Was hat Seine Heiligkeit mit mir vor? Ich bitte vielmals, Eminenz, mir eine Audienz beim Protonotar der Kongregation zu verschaffen«, bat er dringend. Im Auge des Greises brannte

ruhiger Glanz: »Junger Freund, ich bin der Protonotar. Wir haben Euch erprobt und für würdig befunden.« Dom Guéranger stand beschämt da. Der Protonotar fuhr fort: »Der Ruf Eures heiligmäßigen Lebens und Eifers für Gottes wahre Kirche ist zu den Ohren Seiner Heiligkeit gedrungen. Der Heilige Vater wünscht, daß Ihr in der Kongregation in einer besonderen Aufgabe mitarbeiten sollt. Ich habe in Eurer Sache heute mit dem Kardinal Della Fontana gesprochen. Suchen Sie ihn morgen nach der Achtuhrmesse in der Peterskirche auf. Er zelebriert am Gregoriusaltar. — Nun, mit Gott!« Er wollte sich zum Gehen wenden.

»Eminenz!« rief Dom Guéranger in freudiger Erregung aus: »Wie kann ich mich fassen? Ist es wahr? O Gott! Ungeduld zerrt an mir. O geruhen Sie mir wenigstens anzudeuten, zu welchem Dienst ich erwählt bin!«

Ernst klang die Stimme des Alten: »Bruder in Christo, Ihr seid hitzig wie die Jugend Eures Blutes. — Wer auf sein Blut säet, der wird von dem Blute des Verderbens ernten. Wer aber auf seinen Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Der Geist, der erfüllt von Gott ist, atmet in Gottes Ruhe.«

»Verzeiht! Es war sündig.« Demütig küßte er den Ring. Die Gestalt des Alten flutete davon durch das starrende Dunkel.

Dom Guéranger sank auf seine Bank zurück. Noch rauschte sein Herz in der Brandung des Glücks, aber sein Geist, ruhig und gefaßt, war still und andächtig geworden. Seine Augen tranken das Tiefblau des immer mehr erkaltenden Himmels.

Über der Peterskuppel — selig — aufflimmerte der erste Stern.

Nur wenige fromme Beter hatten sich zum Frühgottesdienst eingefunden. Der Riesenraum des ewigen Domes war fast leer. Dom Guéranger hatte sich vor dem Gregoriusaltar auf die Knie niedergelassen und betete aus der Imitatio Christi.

Zwei Kirchendiener schlurften auf Filzpantoffeln herum und zündeten die Kerzen an, sich jedesmal vor dem Venerabile auf die Knie niederlassend. Rechts klang aus einer Nische der silberhelle Ton eines Glöckchens, das zur Wandlung läutete. Zwei andere Priester und ein Offizier der Garde hatten sich neben Dom Guéranger eingefunden, die auch der Messe beiwohnen wollten. Da kam der Kardinal aus der Sakristei. Eine mittelgroße Gestalt, aber voll vergeistigter Kraft und Würde. Seine Hände trugen das Ziborium, das dunkelrot wie die Farbe des Meßgewands war, denn heute war das Fest des heiligen Januarius, des Märtyrers. Er stieg die Stufen des Altars empor. Der Diakon, der ihm folgte, legte das Missale auf das Pult.

Die stille Messe begann. Dom Guéranger fühlte die Nähe des Mysteriums. Von dem Priester am Altar strömte ein Licht des Zutrauens auf ihn über. Er fühlte in seinem Herzen ein ähnliches Glück wie damals, als er zum ersten Male die heilige Speise empfangen hatte. Nach der Wandlung — das Wort ist wirklich und wahrhaft Fleisch geworden! — knieten die beiden Priester und der Offizier an der untersten Stufe des Altars nieder und kommunizierten. Dom Guéranger fühlte Gott im Herzen ebenso wie jene.

»Tantum dic verbum et anima mea sanabitur«, betete er.

Das zweite Evangelium wurde gelesen. Der Diakon nahm das Meßbuch. Die Messe war beendet.

Dom Guéranger ging in die Sakristei und bat, zum Kardinal Della Fontana vorgelassen zu werden. Man meldete ihn an, aber er mußte warten, bis sich dieser umgekleidet hatte. Jetzt begann sein Herz unruhig zu klopfen, etwas würgte in seiner Kehle. Was war das? Hatte er Furcht?

Da öffnete sich die rückwärtige Tür und der Kardinal ging auf den Wartenden zu: »Sie sind Dom Guéranger? Ihr Bischof hat Sie mir empfohlen. Wir haben Sie absichtlich eine Woche müßig gehen lassen, um Sie auf die Probe zu stellen. Wir wissen alles. Gut, Sie werden bei uns aufgenommen werden. Kommen Sie in mein Arbeitszimmer im Cortile di Damaso. Ich bin in einer Stunde dort. — Die Cappa, Consalvo,« sprach er zu seinem Diener, der den violetten Mantel um ihn warf, und er ging.

Dom Guéranger verließ langsam die Sakristei. Im Kirchenschiff schrillte da und dort noch ein Glöcklein. Unter der hohen Kuppel, aus der himmlisches Licht herniederflutete, kribbelte es bereits von Menschen in Reisekleidern, denen ein Fremdenführer Erklärungen gab und Jahreszahlen abschnurrte. Dem Priester schien das Heiligtum durch sie profaniert.

Er flüchtete vor dem Schwarm in das Seitenschiff und blieb vor dem Grabmal des bärtigen Papstes stehen. — Warum stockte sein Fuß? — Er blickte in das starre Gesicht. Wo hatte er nur diese Züge schon gesehn? War es im Traum? Schon wollte er sich in Grübeln verlieren, da riß ihn der Gedanke an die Zusammenkunft im Vatikan aus den Träumen heraus.

Als er aus dem Düster des Doms trat, stürzten Fluten des Lichts über ihn. Im Glanze lag das Oval des Platzes

da im zitternden Licht. Der Obelisk lohte, eine Flamme, empor, breit fiel das Wasser der Fontänen in die marmornen Becken. Die Kolonnaden starrten bestürzt im stechenden Glaste der Sonne. Zwitschernde Schwalben schossen durch das warme Licht, ein verirrter Falter taumelte graziös um die wuchtigen Säulen.

Er war angelangt. Der Schweizer an der Pforte grüßte salutierend. Dom Guéranger nannte seinen Namen und den des Kardinals, zu dem er beschieden war. Ein Diener führte ihn über die Treppe durch viele Gänge. Ein Kabinett wurde geöffnet, er trat ein. Der Mönch, der am Schreibpult saß, stand auf und verneigte sich vor dem Angekommenen. »Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit. Amen. — Dom Guéranger aus Dijon?« fragte der Mönch.

»Ich bin es, Ehrwürden.«

»Ich habe Sie schon einmal gesehn. Ich bin Dom Felletrière aus Solesmes,« fuhr der Benediktiner französisch fort.

»Wird seine Eminenz nicht bald kommen? Wissen vielleicht, Ehrwürden, welche Pläne er mit mir verfolgt? Weshalb wurde ich nach Rom berufen?«

»Mir ist Schweigen auferlegt. Er selbst wird es sagen.«

Eine Tür hatte sich geöffnet, der Kardinal Della Fontana und der Protonotar waren eingetreten. Dom Guéranger kniete vor ihnen nieder und erbat den oberhirtlichen Segen.

»Stehet auf!« befahl der Kardinal. Nach einer Pause fuhr er fort: »Dom Guéranger, Seine Heiligkeit bedarf in diesen Zeiten mutiger und unerschrockener Diener der Kirche. Nur durch Opfermut ihrer Kinder und durch die Gnade Gottes ist sie groß geworden. Wollt Ihr

Euren Teil dazu beitragen, daß ihre Macht durch die Widersacher, die sie umbellen, nicht geschmälert werde?« Dom Guéranger kniete als Antwort abermals nieder.

»Bruder in Christo, der Bischof von Dijon hat Euch als glaubenseifrigen Priester uns empfohlen. Seid Ihr willens, Euch mit Leib und Leben der Kirche zu opfern?«

»Eminenz, mit Gottes Hilfe nehme ich das Schwerste auf mich! Höheres konnte ich nicht ersehnen, als mich ganz einer großen Sache zu weihen!«

Der Kardinal schwieg bedeutsam. Dann: »Die Pestilenz, die der böse Feind in die Reihen der Kinder Gottes geschleudert hat, der Unglaube, hat böse Fieber hervorgerufen. Satan hat seine Ketten gesprengt — es ist zugelassen worden — und hat Scharen Verruchter um sich vereinigt. Zahllos sind die Feinde geworden, die der Haß gegen den Fels Petri verblendet hat. Fast täglich setzt Satan eine neue Verruchtheit gegen Rom ins Werk. Es ist die in den Schriften angekündigte Zeit gekommen, wo sich die Gewalten der Hölle zum letzten Male erheben. In vielen Geheimbünden werden Pfeile geschmiedet, die uns ins Herz treffen sollen. Wahrlich, die Anzeichen für das Kommen des Antichrist mehren sich.

Obwohl die Kirche des Beistands des göttlichen Heilands sicher ist, müssen wir wachsam sein und uns irdischer Mittel bedienen, um die Entfaltung des Bösen zu vereiteln und zu verhindern.«

Wieder entstand Schweigen. Dom Guéranger erwiderte nichts.

Der Protonotar sagte: »Selbst die Starken werden für schwach befunden werden. Prüfet Euch nochmals!«

»Eminenz, ich fühle die Gnade Gottes in mir! Meinen

Leib und meine Seele für Gottes Ehre!« flammte der Priester auf.

Nachdenklich begann der Kardinal: »Könnt Ihr Euch eines Priesters entsinnen, der mit Euch — es ist jetzt etwa zehn Jahre her — in der Pfarre von Verdanchy tätig war? Er glänzte durch seine große Belesenheit in den Kirchenvätern. Er hat damals ein Buch über die verruchte Irrlehre der Kainiten geschrieben«.

»Dudécourt? — Ja, er diente fast ein Jahr mit mir, dann ließ er sich nach Paris versetzen, um die einschlägige Literatur für seine Studien leichter zur Hand zu haben.«

»Der nämliche Dudécourt. Dieser Unselige ist einer der gefährlichsten Gegner der Kirche geworden.

Satanas selbst wirkt in ihm. Seine Verruchtheit hat bisher in der neuen Welt gewütet, das große Sterben in den Städten Amerikas geht auf ihn zurück. Durch satanische Mittel vernichtet er die Frucht im Mutterleib.«

»Ich habe davon gehört.«

»Es ist sein Werk und das seiner Helfer. Es ist wider die Natur. Er ist der Feind alles Lebens wie sein Meister, der Satan. Man muß ihn unschädlich machen«, versetzte der Protonotar.

Der Kardinal fuhr fort: »Jetzt hat er seinen Fuß zu uns, in die alte Welt, gesetzt. Seine Verwegenheit ist so groß, daß er es nicht gescheut hat, sogar hier in Rom zu erscheinen. Er hat Furchtbares vor. — Wir müssen zuvor seine Pläne wissen, bevor wir ihn zu Staub zerreiben. Deshalb wurde sein Leben bisher geschont.«

»Gestattet, daß ich ihn aufsuche. Ich bin sein Freund von früher her. Gegen mich wird er keinen Verdacht hegen!« bat der Priester. »Ich wage mich in die Höhle des Löwen!«

»Das ist auch unser Plan, Dom Guéranger. Ich beauftrage Euch, vor allem an ihn heranzukommen und sein Vertrauen zu gewinnen. Seid klug wie die Tauben und listig wie die Schlangen!« befahl politisch der Kardinal.

»Gebraucht die Kunst der Verstellung und hütet Euch, den Gegner zu unterschätzen! Die Kraft seines Geistes ist groß, Belial ist ein Meister der Schliche. Verratet Euch nicht durch unkluge Worte oder Gebärden!« riet der Protonotar.

»Eminenz, entwickeln Sie genau den Plan, wie ich mich zu verhalten habe!«

Der Kardinal hatte nicht gehört und starrte vor sich ins Leere: »Seit einem Monat ist er hier in Rom. Vier der tüchtigsten Kardinäle sind in dieser Zeit gestorben, alle an denselben Symptomen, an verbranntem Rückenmark. Die Ärzte stehen vor einem Rätsel. Von Vergiftung kann keine Rede sein. Der einzige Anhaltspunkt, daß Dudécourt die Ursache ihres Todes ist, besteht darin, daß er hinter jedem von ihnen gegangen ist. Hinter Palese von der Via Ripetta zur Piazza Navona, hinter Brunetti etwa zehn Minuten am Corso Vittorio Emmanuele, hinter Calú in den Gärten des Janikuls, mit Franchardi stand er einige Zeit bei einem Antiquar im Calle Borghese. Auch dieser ist — gestern — gestorben.

Ihr habt nun die Aufgabe, die Art des satanischen Mittels zu ergründen, dessen er sich bedient hat. Die Kirche befiehlt's!«

»Ich werde gehorchen«, sagte Dom Guéranger, die Hände über der Brust gefaltet.

»Seine Heiligkeit hat Euch für die Zeit des Umgangs mit dem Verruchten der Pflicht, die Messe zu lesen, entbunden. Es wird rätlich erscheinen, daß Ihr ihm gegen-

über so redet und handelt, als wäret Ihr der Kirche feindlich gesinnt und auch dem Bösen zugetan, um sein Vertrauen zu gewinnen. Der heilige Vater entbindet Euch schon jetzt der Sünden, die Ihr im Dienste der Kirche — scheinbar — begehen werdet.

Man hat Euch in der Via del Orso ein Zimmer und eine Bibliothek eingerichtet. Gebet vor, daß Ihr nach Rom gekommen seid, um gelehrte Studien zu betreiben und daß Ihr für ein Jahr dispensiert seid. Unterhaltet Euch mit ihm über die thaumaturgischen Werke, die Ihr in Eurer Bibliothek finden werdet. Wir wissen, daß sich Dudécourt besonders für den unseligen Priester Vintras interessiert, dessen blutende Hostien vor einem Lustrum dem apostolischen Stuhl viel Leid bereitet haben. Zeigt ihm alle Dokumente, die Ihr bei Euch finden werdet! Das wird Euch sicher sein Vertrauen gewinnen. Dudécourt verläßt täglich gegen zehn Uhr seine Wohnung, die nur einige Schritte von der Eurigen entfernt liegt. Es wird Euch nicht schwer fallen, mit ihm einmal scheinbar wie zufällig zusammenzukommen.

Hütet Euch, in den kommenden Wochen den Fuß in eine Kirche oder in den Vatikan zu setzen!

Die Frau, die Euch bedient, hat einen Sohn, der im Hause des Grafen Astruccio beschäftigt ist. Laßt täglich einen Bericht durch ihn an uns kommen! Ihr werdet durch denselben jeden Tag unsere Weisungen zugestellt erhalten.

Überlegt es nochmals! Seid Ihr bereit? Erwägt es nochmals, es ist ein schwieriges Werk. Die kleinste Unaufmerksamkeit kann uns den größten Schaden bringen.«

Gefaßt erwiderte der Priester: »Bei den heiligen fünf Wundmalen, bei dem Geheimnis der Eucharistie gelobe

ich, daß ich der Kirche dienen will, ihr in allem gehorsam bis in den Tod!« Seine erhobenen Schwurfinger brannten wie eine Flamme. —

Draußen begannen erregte Stimmen zu lärmen, die Tür wurde aufgerissen, ein Cancellarius trat atemlos ein: »Verzeihen die Eminenzen! Vom Kardinal Stagelli kommt traurige Nachricht. Er ist vor zwei Stunden gestorben. Die sofortige Obduzierung der Leiche zeigte wieder die Symptome der Rückenmarksdarre.«

»Der fünfte!« stöhnte Della Fontana auf. »Der Verruchte will alle Papabili vernichten, daß kein neuer Papst gewählt werden kann, wenn der Heilige Vater einmal scheidet. Satanas ist am Werk!«

»Wer wird der nächste sein?« kam es düster von den Lippen des Protonotars.

»Gott wird mir beistehn! Gebt mir Euren Segen, Eminenz!« bat Dom Guéranger, der sich auf die Knie niedergelassen hatte. »In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti«, machte er das Kreuz über den Betenden.

Der Protonotar klingelte, ein Alumne kam. Della Fontana hob den Knieenden auf und sprach zu ihm: »Er wird Euch zum Grafen Astruccio führen, von dort wird Euch Beppo in Eure Wohnung begleiten. — Seid klug wie die Schlangen! — Nun geht!«

Dom Guéranger glühte in heiligen Feuern. Endlich hatte sein Dasein ein Ziel gefunden, das von ihm alles forderte. Wirklichkeit wurde, was er im Stift zu Solesmes als Mönch erträumt hatte, was er dann als Weltpriester zu Verdanchy täglich am Altar vom Heiland erflehte. Ihn überhasteten Bilder des Siegs, des Triumphs. Gott ist mit ihm, er konnte nicht erlahmen! Im Taumel

riß es ihn hin und nicht mehr hörte sein Geist die Warnung ruhigen Überlegens. Heldisch brauste der Sang in seinem Blut, die Glorie Roms, Luzifers Absturz. Michael, du heiligster der Engel, das Schwert, das Schwert!

Noch am selben Tag ging er in Dudécourts Wohnung. Auf der Treppe trafen beide aufeinander. »Erkennen Sie mich noch? Ich bin Dom Guéranger.«

Dudécourt stutzte. Sofort hatte er aber das Leuchten im Auge des Priesters erkannt. Und er wußte in einem Augenblick alles. In Freundschaft, die echt scheinen mußte, drückte er dem Angekommenen die Hand: »Welch ein Wiedersehen nach langer Zeit! Ich darf Sie doch noch als alten Freund ansprechen?«

»Selbstverständlich! Zehn Jahre sind verflossen, seit wir uns das letztemal — es war in Verdanchy — gesehen haben. — Haben Sie ein wenig Zeit? — Gut. Ich lade Sie ein, mit mir in eine Osteria zu gehen, um zu plaudern. Ach, viel ist seitdem vorgefallen. — Aber Sie müssen erst erzählen,« sprach Dom Guéranger.

»Ich freue mich herzlich. Aber sagen Sie mir, was hat Sie nach Rom geführt?« fragte der andere.

»Studienhalber. Ich will die Akten über den Fall Vintras studieren. Vielleicht können Sie mir in einigen Sachen Rat geben. Ein äußerst interessanter Fall. — Ich bin noch nicht lange hier; ich habe Sie schon einmal auf der Straße gesehen und Sie gegrüßt, aber Sie haben mich nicht erkannt. — Sie müssen einmal zu mir kommen, ich habe eine nette Bibliothek zusammengekauft, für eine lächerlich kleine Summe.«

Sie waren in eine Osteria eingetreten und nahmen in einer Ecke ihr Frühstück ein. Dudécourt sprach während des Essens: »Ich komme aus Amerika. Eine reiche Erb-

schaft, die ich gemacht habe, erlaubt mir, ganz meinen Neigungen zu leben.«

»Aus Amerika? So müssen Sie mir etwas von den sonderbaren Vorgängen dort erzählen. Es ist also wahr, daß dort keine Knaben mehr geboren werden?«

Dudécourt machte unwillkürlich einen Ruck. — Was will der Mensch? Was an ihm ist Dummheit, was Berechnung? — Er sah den ihm gegenüber Sitzenden an und sprach: »Ja, es ist so, wie Sie es sagen. Die Welt ist voller Wunder.«

»Und kann man es nicht deuten?«

»Vielleicht. — Die Welt ist müde geworden. Die Schöpferkraft des Menschen wurde durch die Materie gelähmt, als er begann, in ihr ein Feindseliges zu sehen. Wer hat uns gelehrt, das Fleisch zu hassen? — Hier in Europa der Nazarener, dort der Phantast Gautama. Diese beiden habe die Einheit des Menschen zerteilt. In Wirklichkeit sind Fleisch und Geist eines und dasselbe. Es gibt keine Sünde.« — Er zögerte weiter zu sprechen.

Dom Guéranger ging auf seinen Gedanken ein: »Wer also das Fleisch von dem Zwang, den ihm Christus oder Buddha auferlegt hat, befreit, würde die Welt neu gestalten: groß, schrankenlos, wie sie war, ehe die beiden kamen. Wie in der Urzeit.«

»Ja, der Mensch wäre wie Adam vor dem Fall. Ungebändigt, wild. Gott soll nichts anderes sein als das Vermögen der Kräfte, die wir in uns fühlen.«

»Ihre Gedanken betäuben mich,« sagte Dom Guéranger. »Sie sind ungeheuer. Haben Sie bedacht, was das bedeutet? — Und wie deuten Sie die Vorfälle in der neuen Welt?«

»Die Welt ist an einem Wendepunkt angelangt. Sie

sieht allmählich ein, daß das Licht aus Palästina und Indien ein Irrlicht war. Sie ist müde, sich zwischen Geist und Materie zerreiben zu lassen, sie will die Einheit wiederfinden.

Auch der Nazarener wollte die Einheit, den Sieg des Geistes. Doch er ist schmählich besiegt. Jetzt endlich gesteht man es sich ein. Sehen Sie die Welt an, jetzt, 2000 Jahre nach seinem vergeblichen Tod am Verbrecherkreuz. Denken Sie nur: er nennt sich den eingeborenen Sohn Gottes, er stirbt für uns! — Und der Erfolg? — Das soll glauben, wer will! Ich kann es nicht! Man muß mit dem Aberglauben aufräumen. Fort mit ihm und wir können die Einheit wiederfinden.«

Dom Guéranger entsetzte sich: »Was Sie da predigen, ist reinster Sinnengenuß und Tierheit. Das Tier hat wohl die Einheit. Aber kann diese auch für den Menschen gleicherweise gelten?«

Dudécourt machte mit der Hand eine hinwegfegende Bewegung: »Der jetzige Mensch ist Ausschußware. Mehr als eine Milliarde von ihnen muß verschwinden. — Sie entsetzen sich? — Hören Sie: die Summe aller Kräfte unseres Planeten ist zu allen Zeiten gleich. — Jetzt hat jeder Mensch — sagen wir — eine vitale Kraft von x Einheiten. Ist einmal nur ein Zehntel der jetzt lebenden Menschen vorhanden, so muß auf jeden eine Summe von zehn mal x Einheiten fallen. Der Mensch der Zukunft wird wie der Mensch der Urzeit ein Riese an vitalen — Sie würden sagen — geistigen und körperlichen Fähigkeiten sein. — Man sollte ihn vorbereiten. Weil es der Mensch nicht tut, so hilft sich die Natur von selbst. Das ist jetzt in Amerika der Fall.«

»Das ist zu unerhört, um glaubhaft zu sein!« rief

Dom Guéranger aus. »Aber ich glaube, das in Amerika geht auf Menschen zurück, weil es wider die Natur ist. Sie wissen: natura non facit saltus.«

Dudécourt sprach weiter: »Wenn auch! Einmal muß ein kräftiger Schnitt gemacht werden. — Aber ich rede planlos wie ein Projektenmacher auf einem Boulevard. Seit langen Jahren habe ich mich mit solchen Themen befaßt. Ich habe zu Hause exakte Tabellen, die den Verlauf der vitalen Energiewelle im Laufe der letzten acht Jahre graphisch darstellen. Ich kann sie Ihnen zeigen. Wenn Sie Zeit haben, kommen Sie zu mir,« lud er ihn ein.

»Ich brenne danach!« — Sie zahlten und gingen.

Als Dudécourt mit seinem Gast in sein Zimmer gekommen war, schloß er die Tür und zog kalt lächelnd den Browning: »Lieber Dom Guéranger, Sie sind ein Anfänger. Der Vatikan muß mit Dummheit geschlagen sein, daß er mich mit so einfältigen Mitteln fangen will. Es ist nahezu beleidigend für mich! — Kein Wort, oder ich schieße! — Es ist nur Mitleid mit Ihnen, das mich abhält, Sie zu beseitigen wie damals den Jesuiten Ferraris in San Francisco. Sie tun mir wirklich leid. Ich hätte Ihnen gern Gelegenheit gegeben, sich die Sporen zu verdienen.

Die Ahnungslosigkeit dieses Herrn Fontana ist wirklich bewunderungswürdig! — Was? So haben Sie sich das Abenteuer wohl nicht vorgestellt, ehrwürdiger Dom?

Ich müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich nicht auf die plumpen Schliche der Eminenz gekommen wäre! So ungeschickt wäre die Kirche in früheren Jahrhunderten sicher nicht gewesen! Alles in ihr ist faul und wurmstichig oder erstickt im eigenen Fett. Es ist nicht einmal ehrenvoll, dem schon stinkenden Kadaver

der babylonischen Hure den Gnadenstoß zu geben. Einen Tritt in den Wanst und das Scheusal zerbirst. — Ruhig, kein Wort!

Dennoch haben Sie etwas erreicht, nämlich, daß ich meinen Aufenthalt in Rom abbrechen werde. Ich komme wieder, aber dann Gnade euch! — Es tut mir sehr leid, lieber Freund, daß Sie sich vergeblich bemüht haben. Aber Sie sollen doch einen Erfolg in der für Sie sehr peinlichen Angelegenheit haben: sagen Sie der Kurie und Seiner idiotischen Heiligkeit, daß ich es bin, der das Sterben in Amerika bewirkt hat. Europa kommt demnächst dran, zuerst Rom. Dieser Papst wird der letzte sein!«

Seine Fratze flackerte in höhnischen Feuern.

»Satanas du!« Dom Guéranger stürzte brüllend auf ihn, ihn mit seinen fiebrigen Händen umklammernd. »Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!« schrie er auf.

»Narr!« Dudécourt entwand sich geschickt dem Griff, hieb dem Gegner auf die Magengrube, daß dieser stöhnend zusammenstürzte, und band seine Hände zusammen. Dann stopfte er das Taschentuch dem Röchelnden in den Schlund. Ruhig dann: »So, der Fall wäre erledigt.«

Dann holte er das Tamil-Präparat heraus, öffnete den Schuber und legte es dem Gefesselten auf die Stirn. »So, das kann nicht schaden,« und sah dabei auf die Uhr.

»Zwei Minuten.« Ruhig steckte er das Präparat wieder ein. »Man wird Sie morgen früh befreien, wenn meine Bedienerin kommt. Richten Sie dem Grafen Astruccio, einem alten Bekannten von mir, meine wärmsten Grüße aus. —

Es ist jetzt halb zwölf, ich erreiche noch gut den

Schnellzug nach Florenz.« Dann packte er seine Sachen in den Koffer, vernichtete einige Briefe im Ofen und zerbröselte die Asche. »Und nun leben Sie wohl, Sie Streiter des ‚Herrn'! Ansonsten wollen wir gute Freunde bleiben. Meine untertänigste Reverenz, Hochwürden, und einen Gruß an Della Fontana!«

Er ging und schloß die Tür von draußen ab. Dom Guéranger hörte seine Schritte im Hausflur verhallen. Ohnmächtig wand er sich in den Banden, in die er durch eigene Schuld geraten war. Die Augen traten ihm aus den Höhlen und pfeifend entwich Blut und Schaum seinem röchelnden Schlund.

Stille entstand nach der Rede des Prälaten. Auf ihren Sitzen saßen in sich gebeugt die Fürsten der Kirche. Das Violett ihrer Talare war dunkler geworden. Die Anklage summte in ihren Ohren wie der dumpfe Klang einer Glocke. Scham bestürzte sie eisig, ein jeder fühlte sich getroffen.

Da stand der Jüngste unter den Hohenpriestern auf, bebend in heiligem Zorn. »Mit Recht trafen uns die Worte unseres Bruders de Baroja wie Peitschenhiebe. Wir alle sind schuldig! — Warum erleidet die Kirche in den letzten Jahren Mißerfolg auf Mißerfolg? Warum mußte es dem Widersacher glücken, uns so tief zu erniedrigen? Warum dringt das Triumphgeheul der Hölle an unser Ohr?« Alle schauten ihn ungehalten an.

»Weil wir nicht mehr reinen Herzens das Erbe Petri verwalten. Unser Herz ist verkalkt, die Glut der Liebe verascht. Die Kirche des Mittelalters war groß und herrlich trotz all ihrer Sünden, weil heilige Glut und Begeisterung in ihren Dienern noch brannte. Warum

erstehen unter uns keine Heiligen mehr? Ach, wir alle haben das uns anvertraute Amt geschändet, wir sind ausgebrannt oder das Feuer der Vorzeit glüht nur zu eigennützigen Zwecken. Warum ist der Kardinal Della Fontana nicht zu Seiner Heiligkeit gegangen, sie zu verständigen? — Er wollte, sicher des Siegs, erst nach dem Triumph die Kurie verständigen, wollte mit Glanz und Klugheit prahlen. Aber er fiel und sein Fall hat uns alle mit zu Boden geworfen. Der Schaden, den er der Kirche zugefügt hat, ist ungeheuer.

Ich beantrage, daß Seine Heiligkeit unverzüglich von dem Vorfall benachrichtigt werde!«

Della Fontana stand auf und blitzte ihm entgegen: »Seine Heiligkeit wird von mir benachrichtigt werden. Der Zorn Seiner Ungnade treffe mein schuldiges Haupt. Wer aber kann mich unlauterer Gesinnung beschuldigen? Daß die Glut meines Herzens unrein wäre? Die Ehre, die ich gewinnen wollte, sollte auf euch, ehrwürdige Brüder, zurückfallen, sollte den Glanz der Kurie wiederherstellen. Die Verdächtigung, der ich ausgesetzt wurde, fällt auf die Kurie!«

Der Vorsitzende erhob sich und seine Stimme dröhnte: »De Baroja hat schwere Beschuldigungen gegen uns alle erhoben. Ich erkläre beide Parteien, Della Fontana und ihn, für Gefangene der Kurie bis morgen. Ich selbst werde beide Seiner Heiligkeit vorführen. — Wehe dem, der in den Augen des Statthalters Christi für schuldig befunden wird! Ich erkläre die Sitzung für geschlossen.«

Die Kirchenfürsten erhoben sich, der Saal wurde leer.

Zwei jüngere, erst kürzlich ernannte Kardinäle, die sich früher durch Zeichen verständigt hatten, blieben

zurück. Der eine sprach: »Der Ausgang wird unzweifelhaft sein. Mich wundert nur, daß Aquila die Partei de Barojas ergriffen hat.«

»Aquila ist ein grüner Junge. Wird sich auch einmal die Hörner abstoßen. Aber Sie meinen?«

»Della Fontana hat alle Chancen für sich. — Doch was hat nur die hitzige Rede des Spaniers zu bedeuten? Sie wissen: quieta non movere.«

»Hat sich sicher einen schlauen Plan zurechtgelegt. Er will vor allem auf sich aufmerksam machen. Der Stuhl von Volladolid wird wahrscheinlich bald frei. Fabelhafte Einkünfte.«

»Ja, ja, und nebenbei ut aliquid fecisse videatur. Kennen wir schon. — Übrigens, wie steht es mit dem Unglücksmenschen, diesem Franzosen Dom Guérandez oder so?«

»Guéranger. Seine Aussagen sind so absurd, daß man an seinem gesunden Verstand zweifeln muß.«

»Kein Aufsehen damit machen, Am besten in einer Irrenanstalt unterbringen.«

»Ist bereits geschehen. Aber wir sollten ihm doch danken, daß er diesen Satansknochen Dudécourt vertrieben hat. Wir können also wieder ungestört spazieren gehen.«

»Ich lade Sie ein, heute auf ein bescheidenes Abendbrot zu mir zu kommen. Mein neuer Koch fabriziert eine famose bomba gelata. Gegen acht Uhr kommen dann zwei smarte Englishman, feine Burschen — o yes — in Begleitung ihrer entzückenden Ladys. Herrliches strohblondes Haar! Sind zwar Ketzer, aber süperb!«

»Freue mich sehr! — Also auf Wiedersehen!«

Wenn man von der Place Maubert, von der Notre Dame kommend, nach links geht, kommt man zu einem grauen Häuserblock, der die verrufensten Tavernen von Paris in sich birgt. Die Luft stinkt dort nach faulen Fischen und Fusel. Die drei zusammenhängenden Häuser sind von unten bis oben mit dem Abschaum der Menschheit vollgepfercht.

Dort war Dudécourt wieder aufgetaucht als speckiger Arbeiter mit struppigem Vollbart, der ihn vor dem Erkanntwerden schützte. Er hatte die elendste Wohnung bei der alten Hure Rafistolle genommen, der er täglich acht Sous dafür zahlte. Er führte sich so ordinär und gemein wie möglich auf, um bei den anderen Bewohnern des Hauses, das im Volksmund »Cul de chat« hieß, nicht aufzufallen. Täglich ging er um sieben Uhr fort, um als Verlader am nahen Seinequai zu arbeiten.

Er wußte, daß er steckbrieflich verfolgt wurde. Hier war er geborgen. In einem schwer arbeitenden Verlader wird niemand einen effeminierten Satanisten vermuten.

Als er einmal nach Feierabend nach Hause kam, lag ein Brief auf seinem Bett. Er riß ihn auf und las: »Ich komme gegen neun Uhr zu dir. Yashiga.«

Was will er? Wie konnte er wissen? Was ist zu tun? Wie unbesonnen! Der Besuch des Japaners mußte Verdacht im ganzen Haus erwecken. Wenn die Polizei darauf kommt! »Am besten ist, ich verheimliche nichts und künde den Besuch eines reichen Freundes an.«

Dudécourt, oder wie er sich jetzt nannte Dadu, stellte den ganzen Katzenarsch vor Freude auf den Kopf und jubelte, daß sein reichgewordener Jugendfreund ihn besuchen werde. Rafistolle, das syphilitische Weibsbild,

mußte schnell herbei, um die Stube auszumisten. Die obszönen Zeichnungen an den Wänden, von vielen Vorgängern gemalt, wurden schnell übertüncht, das Loch im Fenster mit Sauerteig verklebt und ein Tischtuch aufgebreitet.

Vor neun Uhr kam Yashiga, der Dudécourt beinahe nicht erkannte, so sehr hatte sich dieser verändert. »Wie steht es in Amerika?« stieß der Franzose nach der ersten Begrüßung hervor. »Ich durfte keine Zeitung in die Hand nehmen, um keinen Verdacht zu erwecken. Im ganzen Haus liest keiner eine Zeitung und beim Einschreiben in die Arbeiterliste habe ich angegeben, daß ich Analphabet bin, denn ich hatte keine Dokumente. — Du weißt wohl von meinen Erlebnissen in Rom?« Yashiga nickte. — »Und weshalb bist du nach Paris gekommen?« fuhr Dudécourt fort.

Yashiga hatte die Fragen nicht gehört. »Alles steht herrlich, besser als ich es mir habe träumen lassen. Die Geburtenziffer ist im letzten Jahre von einer Million auf kaum 100000 herabgesunken. Nur auf dem flachen Land werden noch Kinder geboren. Meine Organisation arbeitet musterhaft: jede Stadt über 20000 Einwohner wird von Tamilstrahlen durchflutet. Vergebens zerbrechen sich die Gelehrten die Köpfe, kein einziger hat die Ursache erraten. Es ist ausgeschlossen, daß unser Plan gestört werden kann.«

»Herrlich, herrlich!« jubelte der Franzose auf. »Auch ich war nicht müßig. Das Aktionskomité umfaßt schon über 500 Mitglieder, auf die ich mich blindlings verlassen kann, wenn einmal die Stunde ruft. — Das ist mein Feldzugsplan. Zuerst kommt der Westen an die Reihe. Ich schlage vor: London, Marseille, Birmingham,

Paris und Brüssel. — Rom habe ich für mich selbst aufgespart. Ich selbst will das Wespennest ausräuchern.«

Rafistolle kam neugierig herein. »Holla, alte Drecksau! Sieh! Weißt du, was das ist? Hast du schon so etwas gesehen? Das sind hundert Dollars, soviel wie viele, viele tausend Sous. Wein her! Lauf zur Mutter Bébrin und bring was ausgesucht Feines mit, was teuer und selten ist, was die reichen Leute essen! Und ein paar Flaschen Chantilly! Da hast du Geld! Wir haben es ja!« rief er ausgelassen und händigt ihr einen Hundert-Dollarschein ein. Das Weibsbild ging grinsend.

»Vorsicht, äußerste Vorsicht!« warnte Dudécourt. »Das Luder ist neugierig wie jede alte Hure. Aber ich muß hier wohnen. In den besseren Vierteln käme man leicht auf meine Spur. Hier war zwar auch schon einmal eine Razzia, aber der Sergeant sah mich nicht einmal an.«

»Ich bewundere deinen Heldenmut. Du, der du gewohnt bist, in Luxus zu leben!«

Dudécourt lehnte mit einer Geste ab. »Ja, das Wichtigste vergaß ich zu fragen: Was ist mit Tamil und Akasha geschehn?«

Yashiga fühlte sich unangenehm berührt. »Ich habe einen Fehler begangen, ich muß es gestehen. Es war im höchsten Grad unvorsichtig von mir, bei meiner überstürzten Flucht aus Frisko nicht an sie gedacht zu haben.«

»So rede! Wo sind sie?«

»Sie sind frei, leben auf einer Farm im Gebirge.«

Dudécourt kraute sich den filzigen Bart. »Es ist auch meine Schuld. Es war sträflicher Leichtsinn von mir, sie nicht schon früher beseitigt zu haben.«

»In solchen Dingen scheinst du überhaupt nicht viel zu verstehen. Die Sache mit der Harraden war eine elende Stümperei. —«

»Was meinst du? Ich verstehe dich nicht.«

»Laß gut sein. Du kannst doch nicht leugnen, daß du mir diesen Engel nach Frisko geschickt hast.«

»Unsinn!« Dudécourt preßte die Lippen aufeinander. »Ich verstehe nicht, was du sagen willst.«

»Wozu spielst du mir eine Komödie vor? Ich glaube, wir verstehen uns doch. In kluger Voraussicht habe ich den Verschluß meines Amuletts vor deinem Eintreten geöffnet.« Mit raschem Griff fuhr er dem Gegenübersitzenden unter das Hemd und riß dessen Amulett hervor. Es war offen.

»Tamil contra Tamil vernichtet sie nicht«, sprach Yashiga gelassen. Nur einer, der über dem Tamil steht. kann uns vernichten. Wir sind nur seine Sklaven.«

Dumpf erwiderte Dudécourt: »Du hast recht. Wir sind aneinander durch Tamil festgeschmiedet. — Hat dich auch schon das Grauen gepackt so wie mich?«

»Es ist wahr, wir sind in Fesseln. Die Dämonen drängten sich an uns, um uns zu dienen. Wenn wir ihren Dienst angenommen haben, sind wir ihre Sklaven, Wer kann uns lösen? — Auch Tamil und Akasha sind gebunden, auch sie können sich nicht mehr befreien.« Ingrimmig klangen seine Worte. »Übrigens deswegen keine Sentimentalitäten! Der Haß darf auch bei uns beiden nicht Halt machen. Haß untereinander. Alles, was wir berühren, wird Haß, wir sind in der Nacht zu Hause. Der Teufel kann nicht lieben.«

»Und doch ist im letzten Sinn vielleicht unser Haß doch — Liebe? Liebe zu einer schöneren Zukunft.«

»Ah, da kommt Rafistolle!« — Das Frauenzimmer brachte in einem Korb die gewünschten Schleckereien und machte Miene, sich mit an den Tisch zu setzen. »Nein, meine Liebe, nimm dir die Flasche und die Languste! Aber laß uns allein! Hol dich der Teufel, freches Aas!« fuhr sie Dudécourt an.

Gekränkt, aber doch froh über das reiche Geschenk, ging sie hinaus, die Tür hinter sich zuschlagend.

Dudécourt trat hart an Yashiga heran. Es war ihm ernst: »Yashiga, nur einer von uns darf am Leben bleiben. Es gibt nur einen Satan. Wie könnte er zwei Stellvertreter haben?«

»Was soll geschehen, wenn Beelzebub wider sich selbst in Zwist gerät? Was willst du?«

»Weshalb bist du gekommen?« zischte er ihn an.

»Ich ertrage es nicht länger!« brach es in Yashiga hervor. — »Wer einmal die Sonne geschaut —! Es nagt an meinem Herzen. Ich bin müde. Gib mich frei!«

Dudécourt starrte ins Leere: »Wer einmal die Sonne geschaut! — Auch ich! — Was hat dich so erschüttert?«

»Ich kann nicht mehr. Es brennt in siedenden Feuern in mir. Nicht das Gewissen, etwas anderes. Höre, das Licht des Lama sucht mich auf in meinen schwärzesten Träumen. Er wütet nicht gegen mich, sein Auge hat mild auf mich geblickt und das hat mir die Verzweiflung eingeflößt. — Ich möchte noch umkehren, aber ich fühle, ich kann nicht mehr. Das ist das Schrecklichste: die Gnade des Himmels kommt zu mir herab und ich kann sie nicht mehr in mich aufnehmen. Mein Herz ist zu Stein geworden, kein Gott kann es mehr erweichen.«

»Blick über dich hinaus! Et diabolus est Deus in-

versus! Über den Lama hinaus!« sagte Dudécourt. »Wir beten zu Satan und unser Sinn meint vielleicht Gott. Die Christen beten zu Gott und ihr Sinn meint vielleicht den Satan. Wer kann da unterscheiden? Gott ist das, was sich die Leere des Herzens zur Ausfüllung ersehnt.«

»Du redest weise, aber meine Seele stöhnt in Verzweiflung. Ich will Leben und Licht. Der Gott, dem wir dienen, ist Tod und Nacht. Wer einmal die Sonne geschaut! — Die Ruhe, der Frieden!«

»Es gibt weder Ruhe noch Unruhe. Alles ist gleichzeitig Ruhe und gleichzeitig Bewegung.«

»Vielleicht für höhere Wesen. Ich bin Mensch, ich leide!«

Dudécourt fauchte ihn an: »Was willst du? Was zog dich zu mir? Feigling, geh', verrate mich! Aber du kannst nicht. Wen Satan so fest an sich gekettet hat, den gibt er nicht mehr frei. Wie lächerlich bist du!«

Yashiga löste das Amulett von seiner Brust: »Da nimm!«

»Narr! Durch das Ablegen eines Dings willst du dich, deine Seele, lösen? Nur wer dich gebunden, der kann dich lösen, du selbst kannst es nicht tun. Doch auch Tamil vermag es nicht. Hat er sich vom Fluch schon gelöst? Ist er schon gelöst, erlöst?

Ach, wer das Letzte erkannt hat, ist erlöst von Gott und vom Teufel, der stirbt nicht mehr, ist nicht mehr Mensch.

Zwölf Jahre schon müht sich Tamil vergebens. Umsonst ist er mit Akasha vereinigt.«

»Sprich, was weißt du über das Tamil- und Akasha-Tattwa?«

»Solange nicht zum ersten und sechsten Tattwa das siebente, unaussprechliche, dazu kommt, ist auch er noch an den Fluch gekettet. Erst wenn das siebente kommt, erlösen sich Gott und Teufel wechselseitig. Dann schließt sich der Kreis.« Und leise fügte er hinzu: »Auch der Lama kann den Kreis nicht schließen —«

»Wer, wer?« drängte Yashiga. »Tamils Erlösung ist auch die meine. — Doch woher hast du diese Erkenntnisse, Dudécourt?«

»In der Nacht Gottes sind alle seine Geheimnisse aufgezeichnet. Wer sich der Nacht ergibt, der erkennt ihre Rätsel. Alles Wissen kommt aus dem Dunkel.«

»Du lügst! Das Licht ist Erkennen!«

»Frage dich selbst! Wo liegt die Kraft? Im Geheimnis oder im Bekannten? Was reißt den Menschen fort? Wegen $a^2 + b^2$ wurde noch kein Tropfen Blut vergossen. Alles nur für das Unfaßbare. Nenn's Gott, nenn's Teufel!«

Yashiga fragte: »Wer vermag es, den Kreis zu schließen?«

»Das weiß ich nicht, doch ich fühle, daß Er bald auftreten wird. Vielleicht soll unser Tun Ihn irgendwie vorbereiten. Um Seinetwillen sind wir wahrscheinlich da. Die Welt muß fühlen, daß eine Lücke vorhanden ist, ein Schlund, damit sie erkennt, daß von Ihm eine Brücke geschlagen wurde. Er wird wahrhaft ein Pontifex sein.«

»Mich schauert. Du bist tiefer hinabgestiegen als ich. So wäre im letzten Sinn Gott und Teufel eines?«

»Man kann es nicht in Worten ausdrücken. Sie binden und lösen einander. Denn das Unnennbare kann nicht anders als magisch in sich selbst wirken. Gott und Teufel im menschlichen Sinn sind nur polare Auswirkungen derselben unfaßbaren Kraft.«

»Mensch, Mensch, das wirklich zu Ende zu denken, tötet! Es ist zuviel! Gib weniger und ich werde dir glauben!«

»Damit die Menschen die Wahrheit erfahren, müssen sie zuerst stark und wild werden. Deshalb will ich sie dezimieren, damit ihre Geisteskraft übernatürlich sich entfalte. Der Mensch der Zukunft soll die Gottheit von der Zweiheit erlösen!«

»Zu früh, Dudécourt, zu früh! Nicht daß wir es tun, sondern weil wir es ohne Auftrag von oben, zu früh und ohne Demut tun, das wird uns in die Hölle stürzen. — O Gott, was soll ich tun, daß ich mich löse?«

Auch Dudécourt rang mit sich selbst: »Geh zu Tamil! — Hilf ihm, daß er sich von dem Fluch befreie! — Oder nein, es ist umsonst. Es ist umsonst. Du hast recht: zu früh! Wir wollten die weise Entwicklung des Planeten eigennützig stören. Wir haben es ohne die Liebe getan. Wir haben mit vollem Wissen gegen unsere bessere, innere Erleuchtung gehandelt. Das ist die Sünde, die niemals wird vergeben werden können.« — Sein Haupt fiel schwer auf den Tisch, das Amulett fiel ihm vom Hals.

»Dudécourt, du Starrer, auch du?«

»Wer einmal die Sonne geschaut! — Yashiga, was ich vordem sagte, war Selbstbetrug. Wir beide sind verflucht. Denn wer in sich nicht mehr die göttliche Liebe fühlen kann, die sich um ihn bemüht, wessen Herz kalt geworden ist, dessen Seele ist schon gestorben. — Ich kann keine Reue mehr empfinden. Das ist das Zeichen, daß ich schon der Hölle angehöre. Es gibt kein Zurück mehr. Für ewig verflucht in den untersten Pfuhl!« brüllte er auf.

»So rette mich wenigstens!« heulte Yashiga auf. »Wir wollen unsere Diener entlassen, Tamil soll unser Freund werden, wir wollen ihm alles Metall wieder einhändigen. Er wird vor Gottes Richterstuhl für uns Fürsprache einlegen. Hilf, hilf!« kam es unter Zähneklappern aus Yashigas röchelndem Mund. Grenzenlose Verzweiflung trieb ihn auf die Knie.

»Tor! Wir beide sind schon gerichtet, wenn auch unser Leib noch lebt. Das ist die Rache des Unnennbaren. Auch ich leide wie du, heftiger noch. Frag' nicht, wie es bei mir kam. Die bösen Kräfte, die wir auf die Menschen losgelassen haben, haben sich jetzt auf uns gestürzt. Das ist Gesetz der höheren Welten.«

»Was soll ich tun? Mach' mein Herz weich!«

»Es ist umsonst. Voi che intrate lasciate ogni speranza! Wir sind eingetreten. Das Tor ist fest verriegelt.«

»So tu ich's allein!« Flammend sprang er auf und eilte zur Tür, die verschlossen war. »Öffne!« rief er seinem Feind zu. — Da gellte es im Haus in tausend höhnischen Gelächtern.

Und Dudécourt stand auf und öffnete: »Es ist umsonst.« Yashiga ging. — Als Dudécourt sich umwandte, fiel sein Blick wie zufällig in den Spiegel: sein Haar war weiß geworden. Auf der Stirn bemerkte er einen schwarzen Fleck. Er nahm sein Taschentuch und rieb daran. Der Fleck blieb — Entsetzen! Er erkannte das Zeichen!

Er nahm die beiden Amulette und legte das eine auf die Brust, das andere auf den Rücken. So wollte er sich töten.

»Es ist umsonst, es tötet mich nicht, ich bin gegen die Strahlen gefeit. Oder vielleicht doch nicht?«

Er blieb eine Stunde ruhig sitzen, den tödlichen Strahlen ausgesetzt, umsonst, er spürte nichts. Heulend wimmerte er auf.

Rafistolle kam: »Ach, zum Teufel, was ist denn los, Dadu? Hast wohl zuviel getrunken? Es klang ja wie das Heulen eines Wolfs. Habe einmal einen im Jardin des Plantes gehört. Meiner Seel, da könnte ja einem angst und bange werden!«

Yashigas Sekretär Verneuil leitete alle Vorbereitungen zum zweiten Satanistenkongreß. In Neuilly wurde eine abseits gelegene Villa gemietet und von Verneuil und seinen Freunden bezogen. Seitdem Yashiga vor zwei Monaten aus Philippéville spurlos verschwunden war — er hatte schon damals Spuren eines sonderbaren Trübsinns gezeigt — war Aristide Verneuil vom Aktionskomité als dessen Stellvertreter ernannt worden und fühlte sich als absoluter Beherrscher der ihm blindlings dienenden Kräfte. Auf seinen Wink waren alle Mitglieder des engeren Kreises herbeigeeilt, um von ihm für die nächste Zeit zu erhalten. — —

Mitternacht war längst vorüber, die wilde Orgie verebbte in wollüstiger Erschlaffung. In den Räucherpfannen wurde Hanf und Beng angezündet, der sich mit dem Geruch der Aloe mischte. Die meisten waren nackt und im Delirium des Haschisch.

Da trat Verneuil auf das Podium und seine faszinierenden Augen zwangen die tobende Menge zum Schweigen: »Ruhe! Ich habe aus den Augen vieler gelesen, daß sich Abtrünnige unter Euch befinden. Wie? Ihr zweifelt? Ihr glaubt nicht den Tatsachen? Ist nicht Amerika von uns beherrscht? Wer auf Erden ist größer

als der geringste von euch? Ihr seid die Herren des Geschicks für dieses Jahrhundert. Schon in zwanzig Jahren wird es zum allgemeinen Kampf um das Weib kommen. Die Weißen werden gezwungen sein, Weiber anderer Rassen zu nehmen oder sie sterben aus. So oder so, der Sieg ist schon heute unser. Aber das Werk ist nur halb getan, wenn nicht Europa, die ältere Schwester, auch steril gemacht wird. Für unseren Kontinent muß zu der ersten Methode noch eine zweite hinzukommen, die wir, Yashiga und ich, als die tauglichste erfunden haben. Der genaue Plan wird morgen den zwölf Aposteln mitgeteilt werden. Heute kann ich nur einige Andeutungen geben: wir müssen Europa noch weiter in das Labyrinth des Spiritismus hineinhetzen. Und zu diesem Zweck bietet uns das Tamil-Metall wieder seine guten Dienste dar. Wir haben nämlich entdeckt, daß durch die Tamil-Strahlen gewisse Materialisationsphänomene bedeutend erleichtert oder überhaupt erst hervorgerufen werden. Eine Stadt, die von Tamil-Strahlen durchflutet ist, bietet den Astraldämonen viel größere Möglichkeit, sich zu manifestieren als sonst. Wir wollen die Lügengeister gegen die Erde mobilisieren, es wird dies ein Krieg der höheren Ebenen gegen unsre sein.

Der Schreck und das Entsetzen wird ihnen das Mark aus den Beinen saugen, Vampire beißen sich fest an ihren Kehlen und der Wahnsinn wird ihr verseuchtes Gehirn zerstören.

Wie ein Heuschreckenschwarm wird ein Heer entfesselter Nachtdämonen über die Menschen herfallen und sie mit Verzweiflung benagen. Der Hohepriester Elihu Fohat wird die unteren Pforten der Hölle für

unsere Zwecke entriegeln und die Schatten der Vorwelt auf die Weißen hetzen.

Listiges Truggewebe, das wie Licht des Himmels blendet, aber doch der Hölle entstammt, soll auch Forscher und Zweifler betrügen. Der Schein einer Heiligkeit und scheinbar göttlichen Wahrheit wird auch die Gottgläubigen in den Sumpf des Höllenwahnsinns führen.

Wunder werden sie uns verrichten sehen und nicht wissen, daß Belphegor sie bewirkt. So wird die Kirche besser untergraben werden als durch Ausrottung der Kardinäle. Das metaphysische Bedürfnis der Menschen, das der Materialismus nicht hat ersticken können. wird durch die Gossen des Geisterwahnsinns alle dem Abgrund zuführen. Alle geheimen Konventikel religiöser Schwärmer und Theosophen werden durch unsere Wunder infiziert werden. Zu ihnen geht, zuerst experimentiert mit dem Tamil vor ihnen! Und auch die löbliche Wissenschaft vergeßt nicht, die Parapsychologie oder wie das Gelehrtengetue heißt! Unsere listigen Geister werden sich schon vortrefflich darauf verstehen, die aufgeblasenen Herren zu foppen!

Den Schwachen vergiftet das Herz, den Starken den Geist, aber immer zerrüttet das Gehirn!« — —

Die Versammelten gellten auf im Wahnwitz des Zerstörens, die Stimmen überschrien einander. Ein junger Mensch, ganz nackt, eilte auf die Estrade, umarmte Verneuil und hub an: »Brüder und Schwestern! — Das Tamil macht uns auch zu Beherrschern der alten Welt! Jetzt erst ist das wahre Mittel gefunden, über alle zu herrschen, denn nur der Besitz der Seelen ist wirklicher Besitz. Damit ist auch alle Gewalt in unsere

Hände gekommen. Was gelten die Schätze von Gold, wenn die Seele von namenlosem Grauen gefoltert wird? So sind wir die Herren des Weltreichtums geworden, jeder von uns ein Milliardär — und sollen nichts von dem Reichtum bekommen? Wir müssen das Geld der Welt unter uns 500 aufteilen. Oder stellt sich Yashiga vielleicht vor, daß wir für lumpige zehntausend Dollars auch weiterhin seine Sklaven sein sollen, indem er unzählige Milliarden für seine Tasche einkassiert? Ich beantrage, daß der Reichtum gleichmäßig aufgeteilt werden soll. Yashiga darf nicht mehr als einer von uns erhalten. Ist unsere Arbeit so gering? Sind wir seine Sklaven? Wer arbeitet mehr? Wo steckt denn der Herr seit zwei Monaten? Ist er vielleicht mit dem Geld irgendwohin verschwunden? Wir verlangen genaue Klarstellung!«

»Richtig, bravo, stimmt!« ertönte ihm Beifall. »Er beutet unsere Gutmütigkeit aus!« rief eine Stimme von hinten.

Verneuil erblaßte. Geldgier! Damit hatte er nicht gerechnet. Gemeines Pack! Seine Stimme hallte: »Wir alle dienen, nicht einem Menschen, mag es dieser oder jener sein, sondern dem Prinzip, einer Idee.«

»Er redet wie ein Pfaffe! Die Idee! Ich lache! Der Teufel zahlt bar! Schuft! Betrüger!« schrie es durcheinander.

Verneuil konnte sich nur mit Mühe Gehör verschaffen: »Seid ihr es noch, die ihr voriges Jahr bereit wart, für die Sache auch den Tod auf euch zu nehmen? Hat der überraschend große Erfolg euch denkfaul und träge gemacht, daß ihr wie Pfahlbürger eine sichere Pfründe genießen wollt? Setzt euer Gehirn Fett an?

Narren ihr! Wo habt ihr ein Mittel in der Hand, um Yasigha zu zwingen! Hütet euch!« zürnte sein Blitz.

Da erbleichten ernüchtert viele. Aber ein Weib schrie: »Wir verraten sein Geheimnis. Wir liefern das Tamil aus!«

Verneuil zagte nicht: »Du drohst umsonst. Wenn es auch wäre, kein Mensch hat Gewalt, die Kraft des Tamil zu brechen. Ein Gegenmittel gegen die Strahlen gibt es nicht, sie werden auch ohne euch weiter wüten. Ihr seid gezwungen, uns weiter zu dienen. Und wer löst euch von dem Fluch, der euer Gewissen belastet? Leugnet es nicht, daß euer Gewissen stöhnt. So viel Verbrechen könnt ihr nicht mehr sühnen. Ihr seid für ewig ausgestoßen. Und wer sichert euch zu, daß ihr nicht vom Volk erschlagen werdet, wenn es erfährt, daß ihr die Frucht im Mutterleib gewürgt habt?

Ich will das Gift der Empörung durch glühendes Feuer ausbrennen! Wer zu mir hält, an meine Seite!« erklang sein gebietender Ruf.

Viele verzagten, ein Murren der Ungewißheit und Ratlosigkeit entstand. Jemand sagte zu Verneuil: »Yashiga hat in blindem Eifer zu viele Unberufene eingeweiht. Rotte sie aus, die da sich empören! In solchen Dingen ist gut, sich nur auf wenige, Erprobte, zu verlassen. Immer reißt die Masse das nieder, das der Einzelne aufgebaut hat.«

»An meine Seite!« donnerte nochmals Verneuils Stimme. Erst einer, dann mehrere, schließlich folgten ihm die meisten. Die Luft war von infernalischer Bosheit geladen.

Plötzlich krachte irgendwo ein Schuß. Geheul brach auf in wahnwitziger Wut. Die Anhänger Verneuils stürz-

ten sich auf die Empörer, ein mörderisches Schlachten fing an, grauenhaft in der Wut bestialischen Hasses. —

Zitternd stand das Häuflein der Überlebenden da mit blutunterquollenen Augen, zerfetzt und von Bissen schaurig entstellt. Das Blut der Gemetzelten, schwarz über die Teppiche geschüttet, rauchte in giftigem Brodem. Tanzende Irrwische flackerten in ihm auf, das elektrische Licht war erloschen. Zischendes Gewoge huschte in widerlichen Fratzen durcheinander, ein sichtbar gewordener Höllentraum.

Die Menschen, die das sahen, klapperten mit den Zähnen wie Verfluchte beim jüngsten Gericht, schrieen in tödlichem Entsetzen auf, heulend im glasigen Grauen. Zwei Weiber brachen in hysterischen Wahnsinn aus, drei andere wanden sich in Krämpfen auf dem blutigen Boden. Der Schreck der Vernichtung wehte eisig über alle.

Da gerann das Grauen zu einem phosphoreszierenden Phantom. Pechschwarze Finsternis fiel von den Wänden herab. Ein eisiger Wind, der Hauch von jenseits des Grabes, sträubte die Haare der blutlos Blutenden. Adonai, der furchtbare Nachtgott, unsichtbar, wehte heran. Jeglicher Schrei erstickte in der Kehle, Angst würgte den ausgetrockneten Schlund. Was Entsetzliches wird noch geschehen? —

Da öffnete sich die Tür, Yashiga trat ein, ein schwaches Dämmern quoll aus seinem Körper hervor. Er stürzte sich auf das Phantom und es löste sich zischend auf. Der eisige Hauch stürzte über ihn, ihn mit Geheul umsausend. Seine Seele rang furchtbar mit dem Dämon, fremde Laute sprangen aus seinem Mund, blitzend wie sausende Schwerter. Aber der Herr war mächtiger als der Diener.

Schon fühlte sich Yashiga vergehn, umsonst klirrte seine stählerner Wille, schon sank er in das Knie. Er mußte vergehen, wenn kein Helfer erschien. Langsam stockte schon sein Blut, schon drang das Eis der Nacht erstarrend in das Geflecht seiner Sinne — da erbarmte sich noch einmal die Gnade Gottes des Sünders — und seinen Lippen wurde die Gabe des Gebets geschenkt.

Verworren, sinnlos, sprudelte sein umnachteter Mund die Gebete der Kindheit, der Schaum des Todes trat auf seine Lippen. Und sein versteinertes Herz schrie den Urlaut der Not.

Er spürte einen stechenden Schmerz in der Brust. Wild schrie er auf. Ein glühender Strahl durchfuhr sein Gehirn.

Er schlug die Augen auf — da stand der Lama bei ihm und hauchte ihn an. Yashiga stürzte ins Knie, wollte ihn fassen — aber schon war die Erscheinung verschwunden. Der Unselige fühlte den warmen Hauch der Gnade — jetzt wäre noch Rückkehr möglich gewesen!

Doch die Nähe des Erhabenen peitschte wieder seine Wut an. Eine Blasphemie entquoll wie eine rauchige Fahne seinem Mund. Die Hölle ließ ihn nicht los. Da wußte Yashiga die grausige Wahrheit: Für ewig verdammt! Diese Sünde, die Verstocktheit des Herzens wird *nie* vergeben werden können!

Ihm vergingen die Sinne.

Im Zimmer lastete bedrückende Lähmung. Draußen tobten die entfesselten Naturgewalten in heulenden Orkanen um das Haus, riesige Tromben Sandes aufwirbelnd. Der Sturm deckte Dächer ab, Bäume ächzten und splitterten.

In schreckhafter Nacht lag das Schlachtfeld da. Die meisten waren vor namenloser Angst gestorben, vom Hauch der Nacht erfroren. Ein Wahnsinniger, über und über mit Blut beschmiert, plärrte das Vaterunser, ein anderer rief nach seiner Mutter. — Die Nacht währte ewig wie die Hölle.

Als Verneuils Bewußtsein sich gesammelt hatte, fahlte bereits ein trüber Morgen. Er ging zu Yashiga, ihn heftig an der Schulter anpackend: »Schuft, was hast du getan? Warum bist du nicht früher gekommen?«

Yashiga erwachte und sah mit glanzlosen Augen die Verwüstungen der Nacht. Sein Unterkiefer hing schlaff herab und aus seinem Mund kamen Worte, ohne daß er die Lippen bewegte. Glanzlos starrte er vor sich. Da erkannte Verneuil, daß er einen Wahnsinnigen vor sich hatte und rannte wie von Satanen gehetzt davon.

Noch immer betäubt stand Yashiga da.

Da stürmte es die Treppe empor, Dudécourt stürzte herein und prallte vor ihm zurück: »Auch du?«

Da gewann Yashiga wieder die Sprache: »Auf ewig verworfen!«

»Sieh!« schrie Dudécourt und entblößte seine Brust. Über dem Herzen, wo er das Amulett getragen, brannte ein Mal in brennendroter Farbe.

»Tejas!« schrie der andere auf, riß sich ebenfalls die Brust auf und fand auf ihr ein brandiges Mal von anderer Gestaltung, das sich kalkig von der gelben Haut abhob.

»Apas!« sagte Dudécourt. »Wir sind gezeichnet mit negativen Zeichen. Verworfen für ewig!« heulte er auf. »Was wird aus uns werden? Warum durften wir nicht sterben? Welche Höllen stehen uns noch bevor?«

»Wir müssen die anderen Tattwas aufsuchen, daß sie uns töten. Oder müssen wir am Leben bleiben, damit sich die sieben Tattwas in einem Höheren vereinigen?«

»So dienten wir dennoch Gott?«

»Nein, dem Übergott, der Gott und Teufel in sich enthält.«

»Ich glaube nur mehr an den Haß, und ich hasse Tamil, von dem unser Elend gekommen ist.«

»Ich schäume in Wut gegen ihn. Das ist das einzige, was uns noch bleibt. Wenn wir in die Hölle müssen: er muß mit, er und Akasha!«

»So komm!«

Sie wateten durch das geronnene Blut und nahmen im Kleiderraum andere Kleider an sich. In ihre Nase drang beizender Geruch. Ein nackter Irrsinniger lief an ihnen vorüber, der aus einer Kanne brennendes Petroleum ausgoß und in heulenden Tönen dazu sang.

Als sie das Gitter erreicht hatten, schoß eine mächtige Lohe hinter ihnen empor.

Als man Dom Guéranger am anderen Morgen entdeckt und seiner Fesseln entledigt hatte, hatte er die Sprache verloren. Apathisch ließ er alles mit sich geschehen. Sein Haar war vor Entsetzen schlohweiß geworden, die Augen lichtlos erloschen. Drei Tage lag er im Starrkrampf da, ein Rätsel für die Ärzte, die ihn behandelten. Sein Atem ging unregelmäßig, sein Puls setzte aus. Lebte er noch oder war er scheintot? Eine Sektion der Vene ließ einige dicke Tropfen Blutes zur Erde fallen. Man erwog bereits künstliche Wiederbelebungsversuche durch elektrische Starkströme und

hatte mit Kampferinjektionen begonnen — da kam wieder Leben in den Erstarrten und seine Glieder überflog ein leichtes Zucken.

Aber erst am siebenten Tag war er zum Bewußtsein erwacht. Sein Geist war offenbar getrübt, er konnte die Zeiten nicht mehr unterscheiden. In der zweiten Woche fand er das Sprechvermögen wieder, doch als man an ihn Fragen betreffs Dudécourts stellte, schien sein Gedächtnis vollständig zu versagen und er mischte Mögliches mit Unmöglichem phantastisch durcheinander.

Der Kurie, die sich für diesen Fall sehr zu interessieren schien, gelang es ohne besondere Anstrengung, den Geistesgestörten aus dem allgemeinen Krankenhaus in das Hospital der Barfüßermönche zu transferieren, wo der bekannte Nervenarzt Dr. Carpi mit der Sorge um den Kranken betraut wurde.

Zuvor wurde er noch einmal von den staatlichen Ärzten gründlich untersucht und das Konsilium fand mit Erstaunen, daß sich auf der Brust des Priesters ein sonderbarer Ausschlag gebildet hatte, der ein scharfumrissenes Zeichen formte, etwa von der Gestalt, wie sie Astronomen für das Symbol des Planeten Mars gilt. Es war von hellblauer Farbe und durchsetzte das ganze Pigment.

Dieses Phänomen wurde sehr bestaunt, aber noch mehr die merkwürdige Krankheit Dom Guérangers, dessen Sinne sich in manchen Stunden so steigerten, daß er Geheimnisse aus dem Leben der Ärzte diesen mitteilte, mit denen er doch früher niemals in Berührung gekommen war. Man tat also gut, diesen abnormalen Menschen bei den Barfüßern der Öffentlichkeit zu entziehen.

Dom Guéranger wurde also ins Kloster gebracht.

Seine Krankheit war gutartig, von einer Zwangsjacke konnte abgesehen werden und auch die immerwährende Überwachung, die der Kardinal Della Fontana ursprünglich angeordnet hatte, wurde nach kurzer Zeit aufgehoben.

Stundenlang saß der kranke Priester ruhig da, die Augen regungslos auf ein Unsichtbares gerichtet. Die eine Hand hielt ein Kruzifix umfaßt, die andere war auf das hellblaue Zeichen auf der Brust gelegt, die er immer entblößt trug. Nur wenig verriet den Geisteskranken. Er las täglich das Brevier und widerstrebte niemals den Befehlen des Arztes oder des pflegenden Bruders. Doch eine Antwort betreffs Dudécourt verweigerte er stets.

Aber zur Nachtzeit, wenn das Kloster schon schlief, da sprang er von seinem Lager, durchmaß mit hastigen Schritten das Zimmer und sein Mund stieß seltsame Laute in einer fremden Sprache aus. Oder er redete ein unsichtbares Gegenüber an, fiel vor ihm in die Knie und bat flehentlich in fiebrigen Worten um etwas, was keiner der Lauschenden verstehen konnte. In heftiger Leidenschaft redete er vor sich hin und rang verzweifelt die Hände. Tränen entstürzten ihm dann, schluchzend, beschwörend klang seine Stimme — es schien, daß er nicht erhört werde — und dann brach er jedesmal zitternd und schweißgebadet zusammen. Dann war es unmöglich, auch nur ein einziges vernünftiges Wort aus ihm herauszubringen. Man legte ihn nach diesen Anfällen ins Bett, wo sein Stöhnen bald in einen tiefen Schlaf überging.

Täglich erwachte er mit dem Glockenschlag der siebenten Stunde und gab auf alle Fragen vernünftige, klare Antworten. Wenn man ihn aber um seine nächtlichen Erlebnisse fragte, wollte er davon nichts wissen

und wunderte sich selbst darüber, daß er in der Nacht in einer fremden Sprache gesprochen hätte.

Der Kardinal ließ sich täglich über den Zustand des Kranken Bericht erstatten. Da dieser seit einem Monat immer gleich blieb, überwand er das Grauen und beschloß, ihn mit Dr. Carpi einmal in der Nachtzeit zu belauschen. Vielleicht verriet er etwas von Dudécourts Plänen in seinen nächtlichen Irrsinnsanfällen? In welcher Sprache sollte er denn reden? Ein Franzose, der außer Italienisch und Latein keine andere Sprache kannte, der sollte auf einmal eine Sprache reden, die weder deutsch noch englisch noch spanisch ist? Er mußte hinter diese rätselhafte Sache kommen. Zur größeren Sicherheit nahm er den Monsignore d'Arnault mit, der für den besten Sprachenkenner Roms galt und ein profundes Wissen besaß.

Spät in der Nacht kam er mit d'Arnault bei den Barfüßern an. Er hatte den Superior zuvor verständigt und ihm strengstens verboten, von seiner Anwesenheit Mitteilung zu machen.

Dr. Carpi führte die beiden zur Zelle des Kranken. Der Vorraum war durch Teppiche gedämpft, man ließ sich lautlos in den schweren Fauteuils nieder. Die Minuten strichen langweilig vorüber, nichts ereignete sich. Über die Späher kam gähnend der Schlaf.

Da plötzlich hörten sie drinnen Geräusch. Sie schraken auf. Der Kranke war aufgesprungen und durchraste mit eiligen Schritten das Zimmer. Herrische Laute erklangen, scharf wie schneidendes Eisen. Das war nicht Dom Guérangers Stimme! Befehle klangen, als kommandierten sie ein Geisterheer.

Es schien ein Zweiter im Zimmer zu sein, der mit

Dom Guéranger unterhandelte. Der Kardinal blickte durch das Schlüsselloch — niemand war drinnen, doch das ganze Zimmer schwamm in einem schwachen, hellblauen Licht. Es war dem Lauscher, als ob ein kühler Wind von dort her auf ihn überginge. D'Arnault schrieb einige Worte auf, die sich öfters wiederholten.

Della Fontana wurde von einem namenlosen Grauen gepackt. Er sank keuchend auf das Fauteuil zurück. Leise sprach er: »Bleiben Sie hier und notieren Sie alles. Ich gehe zum Superior, um einen heißen Punsch zu trinken. Gott, seine Verrücktheit steckt mich an, mich fröstelt. — Ich erwarte Sie unten.« Nur mit Mühe bezwang er seine Erregung.

Nach etwa einer Stunde kam d'Arnault. »Nun, haben Sie es, Monsignore?« rief er, bereits aufgetaut, dem Ankommenden zu.

D'Arnault zog seine Stirn in Falten und schwieg. Er holte das dicke Glossar hervor, das er tags zuvor sich hatte herüberbringen lassen, und verglich das Aufgeschriebene.

»Hat Dom Guéranger jemals weite Reisen gemacht?« fragte er den Kardinal.

»Nein. Ich habe sein genaues Curriculum vitae. In Dijon geboren, kam er mit siebzehn Jahren ins Kloster. Er beherrscht außer Französisch und Italienisch keine andere Sprache und hat auch niemals ein philologisches Interesse gezeigt.«

»Dann ist es mir ein Rätsel.«

»So reden Sie doch deutlicher, Monsignore! — Ist es türkisch, hottentottisch?« Er zwang sich zu einem Lächeln.

»Soviel ich nach dem ersten Eindruck urteilen kann,

ist es ein Idiom Zentralasiens, wahrscheinlich tibetanisch.«

Della Fontana lachte auf, aber dennoch klang irgendwie Grauen mit: »Was Sie nicht sagen! Tibetanisch! Hat die Welt schon so etwas gehört? Da hört sich doch alles auf! Tibetanisch! Mir kommt die Sache eher spanisch vor!« Und er goß sich noch einen Rum in den Punsch. Sein Gesicht war vor Erregung rot geworden.

»Eminenz, einen Satz, der sich mehreremal wiederholte, habe ich phonetisch ziemlich genau festgehalten. Bitte mir einige Zeit zu gönnen. Ich hoffe, daß ich ihn enträtseln kann.«

»Tibetanisch! Von mir aus! — Greifen Sie zu, der Punsch ist gut in der kalten Nacht. Auf das Wohl der Tibetaner! — Übrigens, dort soll ja auch so etwas wie ein Papst sein. Hat der wohl auch Kardinäle? Wie heißt er nur? — Dali —«

»Dalai Lama. Aber der ist es nicht. Ein anderer.«

Ein Gewitter grollte draußen.

»Er soll leben!« Er stieß das Kelchglas so heftig an, daß es in Splitter zersprang.

Ein greller Blitz zuckte. Alle bekreuzigten sich.

In der nächsten Nacht tobte und rumorte es gewaltig in der Zelle. Dom Guérangers Zimmer klirrte, es bellte und wimmerte wie die Brandung einer Sturzsee, das Heulen überschrie sich in dämonischen Tönen.

Der Pfleger Federigo war bestürzt herbeigeeilt. So arg hatte er es noch nie getrieben! Er wollte die Tür aufreißen, doch sie war, obwohl sie innen kein Schloß und keinen Riegel hatte, auch mit der größten Anstrengung nicht zu öffnen.

Sofort hatte er den Doktor und den Superior verständigt, die schlaftrunken herbeieilten. Jetzt gab die Tür, die von außen verriegelt war, gleich nach, man trat ein — das Zimmer war leer.

Das Fenster stand offen. — Der Tobsüchtige mußte das Gitter zerbrochen und sich hinausgestürzt haben. Nein, das Gitter war unverletzt. Man stand vor einem neuen Rätsel und alarmierte das ganze Haus, um den Entwichenen, der sich wohl irgendwie versteckt haben mußte, zu finden. Nirgends — nicht im Keller, nicht am Boden. Die Tür war doch von außen verschlossen und verriegelt gewesen!

Der Superior, schwere Strafe von dem Kardinal befürchtend, war nach der schlaflosen Nacht sofort zu seinem Vorgesetzten gelaufen. »Es ist Satans Werk! Der Teufel hat ihn geholt!« beteuerte atemlos der Barfüßer.

Die Eminenz erblaßte bei dieser Kunde leichenfahl, ihm knickten die Knie ein. Wo war die Hand Gottes zu erkennen? War Dom Guéranger im Herzen schon an Dudécourt abgefallen, sollte Satan triumphieren? — »Nein, die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen! Ich melde alles Seiner Heiligkeit. Meine Erkenntnis reicht nicht aus. Oder sollte sich Gott auch der Werke der Nacht für seine heilgen Zwecke bedienen? Wo finde ich den Sinn wieder?

Veni, Creator spiritus! — Aber nein. Gott auch in der Nacht! Diese Erkenntnis wäre zu gefährlich. Wie könnte die Kirche dann noch bestehen? Es kann nicht sein!

Herr Superior, das Kloster hat drei Monate strenge Klausur. Über den Vorfall darf nicht gesprochen werden, keiner darf während dieser Zeit das Kloster verlassen.

Dom Guéranger muß für gestorben gelten. Sie haben verstanden.«

Der Superior küßte den Ring des Kardinals und entfernte sich gebückt.

Della Fontana kniete im Betstuhl nieder, das Gesicht mit den Händen verhüllend. Sein Gebet drang über die Erde hinaus, aber bis zur letzten Erkenntnis stieß es nicht vor. Bängnis und Grauen schüttelten seinen Leib.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, sanft, und es war ihm, als ob ein Bote Gottes gekommen wäre. Monsignore d'Arnault stand vor ihm: »Eminenz, es ist wirklich tibetanisch. Mit vieler Mühe ist es mir geglückt, die seltsamen Worte zu enträtseln. Sie bedeuten in unserer Sprache:

‚Suche auf die anderen Tattwas. Du bist Vayu. Schließe die Kette! Dein Vayu fehlt dem siebenfachen Regenbogen des Adam Kadmon'.«

SECHSTES KAPITEL

SCHON war es das dritte Jahr, daß der grausige Dämon die Frucht im Mutterleibe würgte. Die Städte waren zur Ausrottung verurteilt. Kein einziger Knabe wurde mehr geboren.

Nur die Dörfer und Farmen blieben vom Schwerte des Würgers verschont. Wer nur halbwegs vermochte, zog aus der Stadt aufs Land, um sich einen Nachkommen zu sichern. Um das Kind entbrannten soziale Kämpfe und die Sehnsucht nach Nachfahren galt mehr als der gewohnte Luxus und die Freude am Besitz. Wozu noch Reichtum, wenn Erben fehlen? — Sich für fremde Leute plagen?

So drohten die großen Reichtümer zu zerfallen. Ein stiller Fleck im Wald, ein kleines Häuschen am Land galt für das Erstrebenswerteste. Die Industrie fand keine Arbeiter mehr, der Luxus an geistigen Genüssen, den man bisher für Kunst gehalten hatte, verfiel. Die gedrückte Stimmung entlud sich in gewitternden Revolten: alles drohte einzustürzen.

Europa blieb bisher von der sonderbaren Seuche verschont. Zwar schien es zuerst, daß sie sich auch in den Weltstädten des Kontinents festsetzen wolle, aber das zweite und dritte Jahr machte den Geburtenausfall wieder

wett. Um sich gegen eine Verschleppung der Seuche zu schützen, hatten die Staaten Europas die Blokade gegen Amerika durchgeführt. Kein Schiff, das das Sternenbanner trug, durfte in einen europäischen Hafen einlaufen. Der Dollar hatte seine Weltmarktstellung verloren.

In wahnwitziger Hast hatten die Vereinigten Staaten, die furchtbare Gefahr bald erkennend, die Kriegsflotte ganz ungeheuerlich vermehrt. Aber was taugt das beste Schwert, wenn der Arm, der es schwingen soll, kraftlos geworden ist?

Japan! Alles war Nerv und Stahl! Eine Weltmission glühte im Stampfen der Essen, im Auge des elendsten Bettlers. Das Mutterland war zu klein geworden für die Gebärtüchtigkeit der gelben Weiber. Die Mandschurei, Korea, die Philippinen, Sibirien bis zum Baikalsee konnten die Überfülle nicht mehr fassen. Und drüben lockte ein reiches, fruchtbares Land, dessen Bevölkerung allmählich ausstarb.

In zynischer Höflichkeit wurde dem Weißen Haus das lebhafteste Bedauern und Mitleid ausgesprochen. Aber der Mikado wich jedem Vorwand zu einem Konflikt aus. Kam dennoch irgendwie ein Streitfall vor, so erledigten ihn die Japaner mit ausgesuchter Korrektheit. — Man hatte Zeit, man konnte warten. Ruhig ließ man Amerika immer größere Schlachtschiffe bauen. Das konnte nicht mehr bluffen, denn in Yokohama war man genau unterrichtet, daß Amerika für einen Präventivkrieg zu schwach war.

So schlich das Grauen der Vernichtung durch die neue Welt von einer Küste zu der andern. Vergebens hatte die Regierung eine Riesensumme als Preis ausgesetzt, dem es glückte, die Ursache des furchtbaren

Sterbens zu erkunden. Vergebens arbeiteten alle Laboratorien Amerikas, um den Erreger der Seuche zu entdecken.

Die abenteuerlichsten Projekte schossen wie Pilze nach einem Sommerregen hervor, spiritistischer Unfug raubte den annoch klar Denkenden den letzten Rest der Besinnung. Galgenhumor und Ausschweifung waren die Grundstimmung des Lebens. Raub und Mord auf offener Straße wurden etwas Alltägliches, das nicht mehr gerächt werden konnte. Zunächst hatte man natürlich die Nigger als Urheber angesehen. Es kam zu Razzien auf sie, und wo sich nur ein Schwarzer erblicken ließ, wurde er unbarmherzig gelyncht. In den Dörfern glich jedes Haus einer Festung, die von Städtern umschwärmt wurde, welche aus Neid auf die Neugeborenen schossen.

Im Sanitätsdepartement, der einzigen Abteilung, die normal arbeitete, wurden alle Projekte zur Bekämpfung der Seuche, auch die widersinnigsten, einer genauen Prüfung unterzogen. Es wimmelte dort von Hochstaplern und Scharlatanen jeder Art, von spiritistischen Propheten und neuen Messiasen. Jeder fand ein williges Ohr. Das Riesengebäude in der dritten Avenue mit einem Heer von Beamten arbeitete Tag und Nacht. Schon waren über 500000 Projekte untersucht worden, die alle eigentlich auf dasselbe Allheilmittel hinausliefen, nämlich sich in Séancen von Geistern Ratschläge geben zu lassen, was zu tun sei.

Im vierten Jahr belief sich der Bevölkerungsabgang bereits auf zehn Millionen. Amerikas Untergang schien besiegelt.

Da meldete sich eines Tages ein Fremder, der angab, auf dem Landweg von Panama nach New York gekommen zu sein, in der Sanitätsabteilung und wurde gleich dem ersten Beamten vorgeführt. Ein Europäer, der zu Schiff nach Panama gekommen war! Der erste, der seit drei Jahren amerikanischen Boden betreten hatte. Vielleicht weiß der etwas? Man umringte ihn mit großer Neugier. — Eine hohe Gestalt mit leidenden Zügen. So konnte kein Schwindler aussehen!

Er konnte nicht englisch, ein französisch sprechender Dolmetsch mußte der Unterredung zugezogen werden. Der Fremde sprach: »Erwarten Sie von mir keine Projekte. Ich bin nur gekommen, um Sie um einiges zu befragen. — Ist Ihnen bekannt, daß vor etwa fünf oder sechs Jahren in New York oder San Francisco eine Tamilgesellschaft bestand? Könnten Sie mir darüber etwas Näheres berichten? Vielleicht kann mich das in meinen Untersuchungen weiter führen. Ich vermute gewisse Zusammenhänge.«

Der Beamte verwunderte sich, einmal einen Mann vor sich zu haben, der nicht gleich mit dem hirnrissigsten Zeug kam: »Eine Tamilgesellschaft? — Ja, kann mich noch gut daran erinnern. Hatte irgendeinen obskuren Zweck in Grundstückspekulationen. Ja, auch damals die Geschichte mit der Fliegerbombe. Gut, ich werde Ihnen die Akten darüber vom Finanzdepartement herüberbringen lassen.«

»Ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar,« sagte der Fremde.

Der Beamte rief das Finanzdepartement an, bat um die Akten und holte dann seine Liste hervor: »Also, das wäre Nummer 543345. Bitte um Ihren Namen!«

Der Fremde erschrak: »543345! Der Zahlenwert des Namens Jehovah und Moses! — O heiliger Geist!«

»Sie sind also Kabbalist. Also Rubrik D.G.« Er schlug ein Faszikel auf. »Nummer 543! Bitte um Ihren Namen!«

»Dom Guéranger, Weltpriester aus Dijon in Frankreich.«

»Hm, da könnte man wirklich abergläubisch werden. Die Rubrik heißt D.G. Das sind die Anfangsbuchstaben Ihres Namens.«

»Dom bedeutet das lateinische Dominus. Ich habe die Weihen in einem Benediktinerkloster empfangen.«

Da kam der Bote mit den Akten aus der nahe gelegenen Finanzabteilung. Der Beamte schlug das Konvolut auf und suchte nach: »Tabarin, Talkum — da, Tamilgesellschaft. Direktor Dr. Yashiga in San Francisco, Vizedirektor Joe Tamil; da in Klammern — bloßes Ehrenamt, da geistesgestört. Aufsichtsrat S. Komaru, Miss G. Harraden und Abbé François Dudécourt, sämtlich in Frisco. Disponent Josua Bolk. Zweck: Ankauf von Gartengrundstücken und Feldern in der Nähe von Großstädten behufs Errichtung von Freiluftbädern. Eingetragen beim Gewerbegericht San Francisco. Aktienkapital sieben Millionen Dollars. Reservefonds vier Millionen. Dann: an der Börse zugelassen 6. März. Konkurs am 12. April des nächsten Jahrs. Vergleich am 30. Mai. Sämtliche Kreditoren und Debitoren werden zufriedengestellt, das Papier wird annulliert. — Das ist alles.«

Dom Guéranger hatte mit fliegendem Atem zugehört: »Ja, es ist so, wie ich es im Traum gesehen habe!« jubelte er auf.

(»Sollte das nicht auch wieder ein Narr sein?«) Der Beamte wurde stutzig. »Vielleicht täuschen Sie sich.

Doktor Yashiga war ein exakter Mann der Wissenschaft, er hat das Element Tamil entdeckt. Und er soll Ihnen im Traum erschienen sein?«

»Bitte vielmals, wissen Sie etwas von dem entdeckten Metall? Ist alles in Yashigas Besitz?«

»Ja, das heißt, er hat ein Gramm dem Nationallaboratorium verkauft oder irgendwem andern. Jedenfalls befindet es sich jetzt dort in der Hopkins Street.«

»Wirklich, wirklich? O dann, dann!« glühte der Priester.

»Sicher. Aber was bedeutet Ihre Erregung?«

»So ist noch Rettung möglich! Denn das Sterben geht von dem Metall Tamil aus. Yashiga hat es durch chemische Reaktionen sensibel und radioaktiv gemacht, daß es Strahlen, die alles durchdringen, aussendet, und die den Befruchtungsvorgang steril machen. Er hat durch die Tamilgesellschaft Gartenstücke gekauft, um von dort, zuerst aus Häusern, die Strahlen in die nahen Städte zu senden. Die Strahlen dringen durch Erdreich und Gemäuer. Als er dann seinen Leuten, die den ganzen Vorgang bewachen sollten, nicht mehr vertraute, muß er die Tamilzellen irgendwo an sicheren Orten vergraben haben, von wo aus sie ihre verheerenden Wirkungen überallhin aussenden. Wenn man die Verstecke ausfindig machen könnte und das gefundene Tamil vernichten würde —«

Der Beamte war von seinem Sitz aufgeschnellt. Der hat es! Daß keiner früher auf diese Idee gekommen ist! »Mann! Das ist eine großartige Entdeckung! Anders kann es auch nicht sein! Natürlich hat der verfluchte Gelbe die Sache gemacht! Sie haben es richtig angepackt! Fabelhaft, gratuliere! Eine Rente von hundert

Millionen Golddollars! Wird Ihnen nicht schwindlig! Ihr Name ist unsterblich für alle kommende Zeiten!«

Wie toll stürzte er davon, eilte ans Telephon — halt! Da packte ihn wieder nüchterne Erwägung, er hängte die Muschel wieder auf. »Hören Sie, lieber Freund! — Ich heiße Allan Gibbery. Eine fabelhafte Idee ist mir gekommen. Wir beide gründen eine Gesellschaft. Die Sache bleibt unter uns geheim. Welche Stadt von uns von der Seuche befreit werden will, muß uns Tribut zahlen. Was die lumpigen hundert Millionen! New York bringt hundertmal soviel auf, da werden alle gern zahlen. Alles Gold der Erde wird in unsere Hände kommen! Da staunen Sie, Mensch!«

Dom Guéranger blickte ihn fassungslos an. Auch das war der Fluch des Tamilmetalls, es kann nur versklaven, niemals befreien. Nur Tamil selbst kann es unschädlich machen. »Es gilt das Leben von vielen Millionen und Sie denken an ein Geschäft?«

Allan Gibbery warf sich in Positur: »Sie sind ein Greenhorn, lieber Freund, ein kolossal unvorsichtiger Mensch, daß Sie Ihr Geheimnis mir, einem wildfremden Menschen, mitgeteilt haben. Jetzt sind wir unser drei, Sie, ich und der Dolmetsch. Ich werde die ganze Sache managen. Dafür bekomme ich 75 Prozent, Sie 20 und der Dolmetsch, der ja ganz unverhofft dazu kommt, fünf Prozent. Also abgemacht«!

Was konnte der Priester mit diesem Menschen anfangen? Er fand keine Sprache, die der andere verstehen könnte. Er blieb stumm. Der Amerikaner schlug ihm ziemlich gönnerhaft auf die Schulter: »Wenn Sie sich weigern sollten, uns beizutreten oder wenn Sie noch andere in den Plan einzuweihen versuchen wollten —

nicht wahr, Monsieur Fouchard? — wir zwei werden mit ihm schon fertig werden?«

Dom Guéranger suchte ihn zu ernüchtern: »Sie werden die vergrabenen Tamilpräparate nicht finden. Ihre Sinne sind zu stumpf. Und vom Geheimnis des Tamil wissen Sie nichts. Nur von innen heraus, aus Liebe, kann wieder das Leben über dieses Land kommen. Aber ich leiste keinen Widerstand, wenn Sie alles geheim halten und mir das Gramm des Tamilmetalls zur Verfügung stellen.«

»Also gut, aber das Finanzielle der Sache wird meine Arbeit sein. Gemacht! Sie bekommen das Ding schon morgen. Zur Vorsicht muß ich Sie jetzt bitten, mit uns zu gehen. Sie sind ein unerfahrener Mensch, der die Gebräuche des Landes nicht kennt. Sie werden die nächste Zeit bei mir wohnen, damit Sie mit niemandem in Berührung kommen. Auch Sie, lieber Fouchard, muß ich bitten. Sicher ist sicher.«

»Aber recht gern.«

»Also es bleibt dabei, 75, 20 und 5 Prozent. Er griff in die Tasche, die Sicherung des Browning knackte. »So, ich bitte die Herren, vor mir zu gehen. Ich werde genau die Richtung angeben, die Sie zu gehen haben.« Er rief etwas ins Nebenzimmer und ging mit seinen Gefangenen ab.

Wie es Gibbery versprochen hatte, überbrachte er dem Priester am anderen Tag das Tamilpräparat. Es war ihm ein Leichtes gewesen, es bei dem Wirrwarr, der im Nationallaboratorium herrschte, von einem Assistenten durch Bestechung zu erhalten. — Mein Gott, jetzt kümmerte sich die Welt um anderes als um ein

Schauobjekt, das ohnehin keine praktische Bedeutung hatte!

Dom Guéranger saß ungestört in seinem versperrten Zimmer, während die beiden anderen, von blinder Geldgier ergriffen, die Stadt auf der Suche nach dem vergrabenen Tamilmetall durchrasten — ein aussichtsleeres Unterfangen! —

Der Priester hatte so Muße, über die magische Bedeutung der Sendung Tamils nachzudenken. Seitdem das Vayuzeichen auf seiner Brust brannte, seitdem er im Kampf mit Dudécourt den Sinn seiner Sendung erkannt hatte, fühlte er sich nur als Mittel in der Hand höherer Gewalten. Visionen und Gesichte hatten seinen Geist verklärt, und seitdem ihn das gottgleiche Wesen, das sich Lama nannte, durch die Mauern Roms und seines Leibes geführt hatte, nahm er mit Schauer und Demut die Bürde übersinnlicher Wissenheit auf sich. — Was war das Körnchen Metall vor ihm? Symbol einer kommenden Welt? Des ringenden Menschen, der sich aus der Materie befreien will und sich dabei immer tiefer in sie verliert? »Ach, und der Mensch ist das Wesentliche! Wie kann ich dem Menschen Tamil aus seiner Verwirrung helfen? Seine Erkenntnis ist auch meine, sein Tod ist auch mein Tod, denn wir sind Glieder derselben Kette. Und wer errettet mich, wenn ich Tamil nicht errette? Warum bin ich in das Geheimnis verstrickt? O Gott, besänftige mein Toben, erleuchte mein verwirrtes Herz!«

Er ging erregt auf und ab. Was wollte er hier noch? Durfte er sich zu niedriger Gier eines Geldmenschen mißbrauchen lassen? Wieder an menschliche Leidenschaften gekettet! Das war sicherlich nicht die Absicht dessen, der ihn durch die Mauern Roms ins Freie ge-

führt hatte. Wo andershin riß es ihn fort. Er lauschte in sich hinein, aber drinnen tobten noch durcheinander die Stimmen aus verschiedenen Bezirken. Ungewißheit riß an den Strängen seiner Nerven. Hatte das Fieber der andern auch ihn schon ergriffen? Er zwang sich zur Einkehr und beschloß abzuwarten, bis ihm wieder Richtung und Zuversicht gekommen wären.

Da tobte Gibbery herein: »Schwindler, Narr! Wohin hat Yashiga das verfluchte Metall versteckt? Es ist idiotischer Wahnsinn, was Sie mir da aufgetischt haben! Und ich Narr habe mich durch Sie so aus der Ruhe bringen lassen. Binden Sie wem anderen einen solchen Bären auf! Wenn an der ganzen Geschichte etwas wahr ist, so ist nur Yashiga der einzige, von dem etwas zu erfahren ist. Da könnte ich tausend Jahre suchen, ohne das verfluchte Zeug zu finden! Ich habe schon meine Informationen über Yashiga eingezogen, ich weiß, daß er sich in Paris unter falschem Namen aufhält. Zuerst muß ich den Mann haben. Ich muß ihn finden. Fouchard reist hin, der als Franzose eine Einreisebewilligung hat. Und Sie, Wertester, fahren mit mir nach Frisko, um den Mister Tamil aufzusuchen, der natürlich auch von der famosen Sache wissen muß.«

»Ja, aber — —«

»Keine Widerrede! Sonst zeige ich Sie dem Departement an, daß Sie im Einverständnis mit den Verbrechern sind, denen wir die Seuche verdanken. Ein Wort von mir und der Pöbel zeigt Ihnen, wie es der Mister Lynch macht.«

»Ich werde gehorchen. Es ist auch mein Interesse, Tamil zu finden.«

»Also gut. Kommen Sie und sperren Sie ab!«

In San Francisco lebte noch die Erinnerung an Tamil, Akasha und Yashiga. Die Ahnung sagte wohl manchem, daß der Japaner von der Entstehung der Seuche gewußt haben mußte, vielleicht, daß er selbst ihr Urheber war. Aber Yashiga galt für tot, sein Laboratorium war von Grund auf zerstört, seine Assistenten waren schon längst nach Japan zurückgekehrt, Tamil und Akasha waren spurlos verschwunden.

So blieben denn Allan Gibberys Nachforschungen umsonst. Von Fouchards Spürsinn hing jetzt alles ab. Aber als von diesem die Nachricht eintraf, daß nirgends ein Anhaltspunkt für einen Aufenthalt Dudécourts in Paris aufzutreiben sei, daß die Polizei nichts von ihm wisse, da brachen alle seine Luftschlösser wie Kartenhäuser zusammen. Der Katzenjammer stellte sich ein. Er gab das Suchen auf und kam zur Erkenntnis, daß er das Opfer eines irrsinnigen Phantasten geworden war. Zeit und Geld, ein großer Aufwand, war umsonst vertan. Ohne sich von Dom Guéranger zu verabschieden, machte er sich auf und davon, fuhr nach New York zurück. Verfluchte Kabbala! So ein Reinfall! Unerhört! »Wie konnte ich nur ganz die Besinnung verlieren?« — Er drückte sich sichtlich beschämt in seinen Sitz. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Dom Guéranger stand nun allein in der fremden Stadt, deren Sprache und Rhythmus er nur schwer verstand. Die Bewohner Friskos wußten, daß sie die ersten Opfer der gelben Invasion sein würden, und waren, mit dem Gedanken an ein baldiges Ende mit Schrecken vertraut, schon zu sehr abgestumpft, um noch an Widerstand zu denken. Alle Hemmungen waren beseitigt, schamlos brüllte das Tier in ihnen seinen Schrei der

Lust und Zerstörung. Sodom war wieder erstanden in Unzucht und Ruchlosigkeit. Heiß brannten die Fieber des Bluts.

Der Priester suchte Zuflucht und Sammlung im Kloster der Mönche, die einst der Stadt nach ihrem Heiligen den Namen gegeben, hoch oben auf dem Hügel, der die Landzunge beherrschte. Aber die Mönche verstanden nicht die Gewissensqual des Fremden; ihr scheeler Blick streifte ihn mit Unverständnis und Mißtrauen. — War das nicht wieder so ein verkappter Jesuit, der von Rom ausgesandt wurde, um in den Klöstern herumzuschnüffeln und die Mönche zu bespitzeln? Hatte er nicht ganz offen erklärt, daß er noch vor Jahresfrist im Vatikan gewesen? Was war die Absicht des Fremden? — Keiner kannte sich aus und jeder wußte etwas anderes zu erzählen.

Endlich erleichterte Dom Guéranger dem Abt sein Herz. Dieser atmete auf: — also ein Narr!

Man jagte den ungebetenen Gast aus dem Kloster davon.

An den Bedürfnissen des Leibes brauchte der Vertriebene keinen Mangel zu leiden. Häuser und Villen standen in großer Anzahl leer und in den Küchen der Gasthöfe, wo er bittend vorsprach, fiel immer ein Brocken für den seltsamen, ruhigen Fremden ab. Man empfand Scheu und Ehrfurcht vor den schneeweißen Haaren des noch jungen Priesters, dessen ruhiges Auge innig und mitleidsvoll auf den Hastenden ruhte. Manche ahnten in ihm ein Geheimnis, das sie auszusprechen nicht wagten. Oft klopfte es an seinem Fenster und einer, der an Gott verzweifelte, erbat sich seinen Rat und Segen.

Einen treuen Freund hatte er an dem ungeschlachten Hausknecht des Hotels Random gewonnen, der ihn

täglich einlud und ihm in seiner Kammer den Tisch deckte: »Ja, Mann, wir haben genug. Keiner spart mehr — wozu auch? — und ich bekomme genug aus der Küche, so viel ich will. Habt Euch da ein verteufeltes Nest ausgesucht, Frisko, was? Jeder hat das Gefühl, daß die ganze Geschichte schon morgen auffliegen kann.«

»Gerade deshalb bin ich hergekommen.«

»Teufel, Teufel! — Verzeihen Sie, Reverend, — man soll nicht fluchen, aber juckt Euch das Fell? Jeden Tag können die verfl. Japsen herkommen und dann ist's aus mit der Herrlichkeit. Dann gibt's in der Hölle ein Fest! Ganz Frisko wird sich dort wiederfinden. — Na, meinetwegen! — Aber was ich sagen wollte — was treibt Ihr denn da bei uns? Hm?«

»Lieber Freund, vor allem möchte ich hier einen Menschen finden, der bis vor kurzem hier gelebt hat.«

»Da könnt Ihr aber lange suchen. Frisko ist ein ungesunder Boden für viele. Hier kommt es vor, daß Leute verschwinden, wenn sie um die Ecke gehn. Wie heißt denn der Mann, den Ihr sucht?«

»Tamil!«

»Tamil? Ein Verrückter? Ja. Müßt nämlich wissen, daß Fredy einmal Wärter bei einem Narren in der Progreß Street war, der hieß so ähnlich. Fredy war nämlich mein Stiefsohn. Ist seit einem Jahr im Friedhof. Aber das kommt davon. Habe ihm natürlich immer gesagt, wie er die Jane heiraten wollte, daß das zu nichts führen kann, aber — —«

Dom Guéranger unterbrach ihn: »Wissen Sie das Haus, in dem Tamil damals untergebracht war?«

»Das Haus, die Nummer? Aber ja, Fredy hat mir oft davon erzählt. Wie dann dieser Tamil nach dem

Tod seines Herrn — ich glaube, es war ein Gelber — frei wurde, hatte er eine verrückte Inschrift dort anbringen lassen. Progreß Street Nummer hundert. Können es nicht verfehlen. Steht natürlich leer. Hat schon zu Fredys Zeiten geheißen, daß es dort nicht ganz geheuer ist, daß dort Geister umgehen sollen. Das ist nichts für mich. Habe immer großen Respekt vor Geistern gehabt. Denn was wirklich so ein Geist ist, ist niemals genau zu erkennen. Und Bekanntschaft mit dem Teufel zu machen — na danke!«

»Leben Sie wohl! Und danke für Ihre freundliche Auskunft.«

Der Hausknecht hielt ihn am Rockzipfel zurück: »Schade, daß Sie schon gehen. Mit Ihnen plaudert sich's so angenehm. Müssen wissen, daß ich auf den Umgang mit gebildeten Leuten sehr viel halte. Man kann dabei mehr lernen als aus Büchern. — Halt, da nehmt noch die paar Äpfel mit!«

Dom Guéranger fuhr nach Oakland hinüber und hatte bald die Progreß Street gefunden. Vor dem gesuchten Haus blieb er stehen und mit Erstaunen las er die Inschrift über dem Hauseingang:

HIRUNDO MALEFICIS EVOLTAT.

Er spürte, wie das Zeichen auf seiner Brust in Freude aufbrannte, der Bruder hatte den Bruder verstanden. Bei seiner Berührung sprangen die Türen auf, ein Hauch wie aus fremden, nur im Traum geahnten Welten wehte ihn an. Ganz nahe war ein Mysterium.

Er trat ein. Die Dinge ringsum waren noch von der Ausstrahlung Tamils gesättigt und sprachen ihm von dem, was sein Verstand noch nicht faßte. Hier fühlte er sich ruhig und geborgen wie damals in seiner

Zelle zu Dijon. Sein Herz schlug im Pulsschlag freudiger Gewißheit und sein Gedanke gewann Farbe und Leuchtkraft.

Er sah sich um. Äußerlich erinnerte nichts daran, daß hier ein Gotterkorener gelebt hatte, es war die normale Ausstattung einer bürgerlichen Wohnung. Aber aus all den Dingen sprach das Leben Tamils, das Ding war zu Geist gesteigert. Er nahm auf gut Glück ein Buch aus dem Bücherschrank — es war dies eine Bibel der britischen Bibelgesellschaft — schlug sie auf, wie es gerade kam und las:

»Denn auch die Creatur frei sein werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Denn wir wissen, daß alle Creatur sehnet sich mit uns und ängstiget sich noch immerdar.

Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geists Erstlinge, sehnen uns bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf des Leibs Erlösung.«

War das Antwort auf ungefragte Fragen? Oder bereitete es auf neue Fragen vor? Was bezweckt die Gottheit mit der Erscheinung Tamil? Ist er ein Erstling des Geistes, um die Kreatur zu erlösen? Ach, und noch liegt er selbst in den Banden, die er sich selbst geschmiedet! Oder hatte er sich schon gelöst?

Er öffnete das Fenster. Eine Schwalbe flog zwitschernd herein und schoß durch die offen gelassene Tür wieder davon.

Er erkannte das Zeichen: Hirundo maleficis evoltat.

In Trübnis losch der Tag. Meditierend über den heiligen Spruch saß reglos der Priester. Das früher brennende Mal auf seiner Brust fröstelte ihn wie Eis. Sein Sinnen erlosch.

Mitternacht rauschte in geisterhaftem Geklirr. Trat ein Dämon ihn an, wehte der Lama? Er schloß die Augen, sein Geist lauschte. In der Maserung des Holzes tackte und pochte es laut, sehr hohe Töne sangen um ihn herum. Seine trunkene Seele sank in den schlafenden Körper und sein Geist löste sich frei.

Ein ernstes, erdfahles Gesicht flammte vor ihm auf, auf der Stirn glomm das Zeichen des Lichtgotts, vor dem die Hölle erzittert. Dom Guérangers Geist schwang wortlos: »Lama, du, der du mich aus der Gewalt der Dämonen befreit, der mich aus den Mauern geführt!«

Antwort kam aus der lichten Gestalt: »Vayu, bald ist es Zeit! Bringe du ihm das Wort, das ihm noch fehlt, führe du ihn durch die Mauer, wie ich dich gegeleitet. Nach dir ruft er seit Jahren. Akasha und Vayu werden ihn erwecken. Dann ist die Dreizahl vereinigt. Aus Drei wird dann Sieben. Dann will ich kommen und die Kette schließen. In euch Tattwas lebt der Siebenteil des Kadmon. Durch euch wird er den Menschen in sich erfahren. Den Menschen, der ist und der sein soll.«

Das Gesicht verschwand, Dom Guéranger fand sich in Klarheit wieder. Sein ganzer Körper brach in hellblaues Licht aus und war schwerlos geworden. Er schlug die Augen auf: vor ihm schwebte ein hellgelber Kegel, der sich in singende Töne auflöste.

Sein Gehirn hatte den lastenden Druck der Wirrnis verloren und flimmerte in unsäglicher Freude: »Er war es, der Lama!«

Als er am anderen Morgen sich zu klarer Reinheit erhob, schien es ihm, als ob Äonen verflossen sein müßten. Sein Inneres war zur höchsten Begeisterung gesteigert. Ein Gefühl von Kraft und Freude strömte aus seinem Herzen und er wußte sich wiedergeboren vom Heiligen Geist und begnadet mit Kraft. Sein Blut flutete auf und flutete ab, in glücklichen Rhythmen anbrandend das Herz.

Da erblickte er das offene Klavier. Er setzte sich hin und spielte. Die Töne quollen unter seinen Fingern hervor und brausten mit den Schwingen einer atmenden Seele, schwelgend in Farben des Glücks. Sein Schicksal sang er und er sang den Menschen: Inbrunst des Gefühls, Verwirrung des Herzens, Qual und Traum der Umnachtung, — dann hell wie ein blitzendes Schwert: die Befreiung, den Sieg!

Er hatte in seiner Verzückung nicht bemerkt, daß die Tür aufgegangen war und ein Männchen vor ihm stand: »Verzeihen, ich glaubte, daß Herr Tamil zurückgekehrt sei. Mein Name ist James Steeplebury, Eisen und Stahl.«

Der Priester hatte sein Spiel unterbrochen: »Ich werde den Genannten in einigen Tagen aufsuchen. Soll ich ihm Nachricht von Ihnen überbringen?«

»Bitte sehr. Herr Tamil hat nämlich noch ein Guthaben bei mir, 4 %. Ich habe eine Gelegenheit gefunden, es mit 5 % zu plazieren und ich möchte ihn zuvor um seine Genehmigung fragen. Wie ich hier im Hause Klavier spielen hörte, ich fuhr gerade vorbei — dachte ich mir, das kann nur Herr Tamil sein, der mit seiner Frau zurückgekommen ist. O, Frau Akasha ist fast eine Künstlerin! Hätte sich ganz gut in der Music Hall hören lassen können.«

»Wie, welchen Namen? Wie heißt sie?«

»Sie wußten es nicht? Dachte, Sie sind ein Freund von ihm. Akasha, das ist so ein verrückter exotischer Namen. Aber die Frau — ich kann nur sagen, alle Achtung!«

Dom Guéranger verbarg seine Überraschung. Sie eine Akasha, er ein Vayu! Hatte es nicht der Lama im Traum ihm gesagt? Er besann sich kurz. »Also gut, Herr Steeplebury, ich werde es ihm mitteilen und hoffe, Ihnen in etwa einem Monat Nachricht überbringen zu können.«

Steeplebury dienerte und ging. Man hörte, wie sein Auto sich in Bewegung setzte.

Akasha! Ja, sie war es, die der Lama meinte. Er dachte darüber nach, aber der Sinn und die Bedeutung der nächtlichen Erscheinung war in seinem Gedächtnis verblaßt! Denn er wußte, daß höhere Mächte seine Schritte lenken würden, daß er Tamil und Akasha finden werde. Er schlug den Deckel des Flügels zu und ging in die Stadt.

Als ihn der Hausknecht des Hotels Random, an dem vorbei er nach Barkeley wollte, erblickte, rief ihn dieser an: »Holla, Reverend, wo habt Ihr denn die ganze Woche gesteckt?«

»Eine Woche? War ich nicht gestern bei Euch? Ihr habt mir das Haus Tamils angegeben.«

»Gestern? Bin ich verrückt? — Gott verdamm' mich, wenn heute nicht Freitag, der elfte April ist. Wo wart Ihr denn? — Seht aber frisch und gesund aus.«

»Es ist mir viel Gutes widerfahren. Aber nun lebt wohl, ich werde für einige Tage verreisen. Aber wir werden uns bald wiedersehen.«

»Schade, hätte mit Euch gern geplaudert.«
»Also lebt wohl!«
Dom Guéranger fühlte in sich die Schwingung, die ihn fortdrängte. Mit geschlossenen Augen ging er fest, unbeirrbar. Die innere Stimme wies ihm die Richtung. Mitten durch das dichte Gewühl der Straßen schritt er aus, mit geschlossenen Lidern, ohne daß sein Fuß zögerte oder schwankte. Sein Leib ging frei und wie ohne Schwere. Hunger und Durst fühlte er nicht mehr. Seine Seele trug das Bildnis des Lamas in sich, das in hellen Lichtkegeln von verschiedener Farbe in ihm aufleuchtete. Im gleichen Ebenmaß klang der Rhythmus seines rauschenden Bluts und mischte sich mit dem Rauschen der Winde. Schwirrende Vögel umkreisten sein tönendes Haupt und der Duft der grünenden Erde dampfte im warmen Geruch. Beseligt, von fliegenden Tönen umweht, zog es ihn immer höher hinan.

Viele Stunden waren vergangen. Die Sonne war auf den höchsten Thron gestiegen. Da vernahm sein Ohr einen seltsamen Ton. Er blieb stehen, lauschte. In warnenden Tönen zischte es auf: »Vayu, Vayu, warum gehst du zu dem Verfluchten? In die Irre führt dich der Lama wie diesen. Tamil, der Gottgehaßte, wird die Kraft aus dir saugen, sein Wahnsinn wird überfließen auf dich. Noch ist es Zeit. Kehre um! Das Tamil-Metall, das du auf deiner Brust trägst, hat die Kraft, das von Yashiga versteckte Metall zu finden. Überzeuge dich davon! Du kannst die Welt von einem Tyrannen befrein und du vergeudest hier deine Tage? Dir ist alle Gewalt über Yashiga gegeben! Erbarme dich der Ungeborenen! Kehre um! Wirke die Tat!«

War es ein Dämon, der rief? Versuchung? Ver-

lockung? Er schlug die Augen auf. Stechender Sonnenschein. Niemand. Eine Saatkrähe kreischte häßlich. —

Wer war es gewesen? War es doch eine ihm gutgesinnte Gewalt? Schon begann er zu zweifeln. Aber er zwang sich, schloß wieder die Augen und ging.

Aber schon hatte er zu sehr dem Zweifel nachgegeben. Er fühlte sich abwärts gezogen und spürte, wie sich der Boden unter seinen Füßen senkte und sein vordem schwerloser Körper immer trägeres Gewicht bekam. Das war der Rückweg, zu dem es ihn zwang. Die Glieder wurden zu Blei, die Gelenke schmerzten und die Schwielen.

Nach Stunden hörte er das Lärmen der Automobile, die Stadt war wieder nah, aber noch immer riß es ihn weiter. Sein Ausschreiten war unsicher geworden und begann zu schwanken, durch vieles Gehen ermüdet. Auf Zickzackwegen riß es ihn weiter. Immer noch mit geschlossenen Augen, tasteten seine Hände an einer Bretterwand entlang. Dann ging es einen Hügel hinan. Da rief eine Stimme in ihm: »Bücke dich! Hier ist es!«

Er tat es und seine Hände wühlten in der Erde. Leicht warf er die feuchte Krume auf und bald spürten seine Finger etwas Glattes. Jetzt erst öffnete er die erstaunten Augen — und er hielt in den Händen eine Eprouvette aus Glas, das oben gut verlötet war. Das also war der Tod, den Yashiga in seine Dienste gezwungen hatte! Er sah genauer hin. Jetzt wurde es drinnen lebendig. Die graue, halbfeste Masse begann flüssig zu werden und Blitze schlängelten sich in ihr.

Wie auf plötzliche Eingebung nahm der Priester das unselige Ding an seine Brust, legte es auf sein Vayu-Zeichen und berührte es mit seinem Tamil-Metall.

Zischend schoß eine haushohe, grüngelbe Stichflamme lohauf und das Glas barst. Aber das Feuer versengte ihn nicht. In dem Rausch flackerte das Antlitz Yashigas für einen Augenblick auf, dann war alles verschwunden.

Dom Guéranger zitterte an allen Gliedern. Er nahm das Tamil-Plättchen, das ihm vor Schreck entfallen war, wieder an sich und brach in ein lautes Schluchzen aus: »O Geist der Gnade, hilf! Was soll ich jetzt tun? Zu Tamil zieht es mich hin, in seinen göttlichen Frieden. Aber darf ich Ruhe finden? Die Welt ruft nach mir! Ich habe die Gewalt, das furchtbare Sterben aufzuheben. Millionen Seelen, die geboren werden wollen, rufen nach mir! Den Tod, den bösen, habe ich überwunden!«

Blutig schrie seine Seele, aber der Zwiespalt lichtete sich nicht auf. Sie war von Wolken verhangen. Da kam der Tau der Nacht und brachte sein Toben zum Schweigen.

Als der erste Morgenschauer und der Regen ihn weckte, eilte er in die Stadt. Sein erster Gang war in die Stube des noch schlafenden Hausknechts. »Freut Euch mit mir! In dieser Stadt werden wieder Kinder geboren werden! Gestern wurde der Tod vertrieben!«

»Aber, Reverend, Ihr habt doch nicht Brandy getrunken? Ihr sagtet, daß Ihr verreisen wolltet?«

»Bitte, lieber Freund, geben Sie mir Schreibzeug und Papier. Ich habe etwas sehr Wichtiges dem Gemeinderat mitzuteilen.«

»Rechts unten in der Schublade. Aber schreit doch nicht so laut. Die Leute schlafen ja noch.«

Dom Guéranger schrieb eilig und schloß das Kuvert:

»Bitte, bewahrt das Schreiben gut. In neun Monaten, wenn es Wahrheit geworden ist, übergebt es der Gemeindevertretung. Es steht alles darin, wie es gekommen ist. Und nun leben Sie wohl, Alter, Guter!« und er umarmte den sich im Bett Räkelnden. »Die Stadt wird Euch für alles Gute, das Ihr mir erwiesen habt, tausendfach belohnen.« — Er ging.

»Sonderbarer Mensch! Möchte wissen, was in ihm steckt. Muß auch solche Käuze geben.« Er stand auf, legte den Brief in die Schublade. »Na, sagen wir, ein Narr, aber ein guter Kerl.« Er gähnte. »Halb sechs.«

Ein furchtbares Gewitter tobte. Akasha stöhnte im Schlaf. Tamil erwachte. Ein stechender Blitz flammte blau und er sah in dem Antlitz der Frau das furchtbare Grauen des Todes. Rasch sprang er auf und machte Licht. »Akasha, wach auf!« rief er sie an. Ihre Glieder, eiskalt vor Entsetzen, zuckten bei der Berührung zusammen. Sie schlug die Augen auf: »Johannes, du Einziger, Geliebter!« rief sie schreckhaft auf und klammerte sich an ihn wie in höchster Todesnot. »Was hat dich erschreckt?«

»Er war da, der Lama! Begehre nicht zu wissen —«

»Was hat er gekündet? Er, der Gute! Und du bist in Schweiß gebadet?«

»Begehre nicht zu wissen! Erst bis ich nicht mehr bin, darfst du es erfahren. Ich könnte mich retten, wenn ich von dir weggehe. Aber ich bleibe bei dir — bis in den Tod!«

»Hat er dich mit Todesahnung überschattet?«

»Frag' nicht! Furchtbares steht mir bevor! Das Grauenhafteste, was sich nur ersinnen läßt. Ich habe

viele Sünden zu sühnen. Herr, dein Wille geschehe! Um deinetwillen, Geliebter, erdulde ich alles gern.«

»O du einzig Geliebte, mir von Gott Zugeteilte!«

»Es muß so geschehn. Es muß ein Dritter dazukommen, Vayu, die Bewegung. Wir sind in Ruhe erstarrt, und die Welt ist Bewegung. Vayu ist der Führer zur Rückkehr zu Gott. Kein Tod wird mich mehr schrecken, wenn Vayu bei uns ist. Er ist es, der den Tod besiegt. Er ist das ewig neu schaffende Leben, Ordnung und Gesetz.«

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte das Haus. Die Tür sprang auf. Dom Guéranger trat ein. »Gelobt sei Jesus Christus!» Der Sturm hatte seine Kleidung zerwühlt. Auf seiner Brust leuchtete das hellblaue Zeichen.

»Vayu!!« schrie die Frau auf.

Der Priester sank vor Tamil in die Knie.

Dieser wich vor ihm zurück: »Wer hat dich gesandt? Warum suchst du mich heim?«

»Tamil, fürchte nichts! Hast du mein Zeichen nicht erkannt? Und hast du es vorgestern abend nicht gespürt?«

»Ja, warst du es? — — Einen Stich quer durch das Herz!«

»Ich war es. Ich habe in dieser Stunde das satanische Tamil-Metall durch meine Vayu-Kraft vernichtet. Eine Stadt ist schon von dem Unhold befreit. Das Weib wird wieder Kinder gebären.«

»Du warst es, du?« fragte er, es noch nicht ganz erfassend. Zu groß war das Wunder. War es ein Zeichen seiner baldigen Befreiung? »Ja, zur selben Zeit war es mir, als ob der Lama mir über die Stirn gefahren wäre. — Er ging und ich sah durch die erzene Mauer

hindurch: Ich sah mich als Kind im Beichtstuhl wieder, sah Eltern und Geschwister, sah alles. Ich weiß jetzt, wer ich war. — Ja, du warst es, Vayu, die Bewegung, du hast mir die Erinnerung wiedergegeben.«

»Ich habe mit dem Gramm des Tamil-Metalls Yashigas Erzeugnis berührt und das Werk des Satan ist in Feuer und Rauch aufgegangen.«

»O du Erwählter des Herrn, Erlöser! Wie konntest du mehr vollbringen als der Lama vermag?« jubelte Johannes auf. »Akasha, nein Maria, nun wird alles wieder gut!«

»Nein, vor dir muß ich mich beugen, denn so wie ich dir Lösung bringe — nicht ich, nein der, der mich erkoren — so gibst auch du mir die Vollendung. Vayu, das ist die Bewegung, du hast es erkannt. Tamil, du, du bist die Ruhe, das selige Atmen, das Schauen im Geiste. Und Akasha du, o Weib, das Unnennbare, Unsägliche zwischen und über beiden, das beide verbindet. — Laßt mich teilhaben an Euch und nehmt von mir meine Kraft!«

»Sag' mir mehr von Akasha! Sie ist mehr als ich mir selbst,« bat Tamil.

»Es wird dir klar werden. Ich darf es nicht sagen. Nur der Lama vermag es, aber er bedarf keiner Worte.«

»Wie, du bist mit ihm zusammengekommen? Warst du in Tibet?«

»Nein, aber mein Geist ward erfüllt von ihm. Daß ich bei euch bin, ist sein Werk. Er hat mich durch Dudécourt erweckt,« und nun erzählte er beiden alles, was er in Rom erlebt hatte, wie er durch die Hilfe des Lama hiehergekommen war, wie er die List des Bösen durchschaut und vernichtet hatte. »Ich darf bei euch

nicht lange bleiben,« fuhr er dann fort. »Mich drängt es, in alle Städte zu gehen und Yashigas furchtbare Saat des Todes zu vernichten. Erst eine Stadt ist erlöst. Der Schrei derer, die nicht Mutter werden können, das Wimmern der Ungeborenen gellen an meine Ohren. Und doch wäre es schön, bei euch zu weilen und meine Unrast durch euere selige Ruhe zu heilen.«

»Bleibe bei uns, Vayu!« bat die Frau. »Wir drei sind in ein Geheimnis verwoben, das keiner für sich allein lösen kann. Ist die Dreizahl vereinigt, so zittert vor ihr die Hölle. Wir müssen unser Schicksal gemeinsam tragen und das, was der Lama mit uns noch vorhat. Wir drei vereint wollen ihn suchen, daß er uns die wirkliche Lösung gebe.«

»Wir müssen zusammen bleiben,« flehte auch Tamil. »Wie Akasha mich näher geführt hat meinem Sinn, so wird sie auch dir Bedeutung und Wesen geben. Akasha ist der Ursprung jeglichen Manns.«

»Ihr Guten! Soll ich bleiben, und weiter würgt der Unhold die Ungeborenen im Schoße des Weibs? Eine Welt ruft nach mir!«

Tamil ließ von den Bitten ab, in zürnendes Brüten verfallen: »Immer der Widerspruch in sich selbst! Immer der Gott und Gegengott im wechselseitigen Kampf! Bei mir, bei dir und bei ihr. Und in der Brust eines jeden Menschen! Das Herz ist das Schlachtfeld der Geister!«

Dom Guéranger erwiderte sanft: »Es ist nur ein Gleichnis. Denke an unseren Heiland! Daran erkenne die Gotteskindschaft in dir, daß du erkoren bist, alle seine Kämpfe in dir selbst auszutragen. Jeder, der von dem Gesetz des Geistes ist, wird wie der Herr ans Kreuz geschlagen, und jeder ersteht von den Toten, verklärt in

der Glorie des Himmels. — Jeder erlöst durch sein Leid sich selbst, die Welt — und Gott.«

Tamil sprach: »Ich will nicht mehr forschen und grübeln. Was vom Licht ist, trägt seine Bestätigung in sich selbst. Mensch sein, das heißt: in uns ist Helligkeit und Trübnis noch gemischt. Wer kann da scheiden? Wer unterscheiden? Wer uns berufen hat, der wird es tun. Der Gerichtstag erst gibt uns Erkenntnis — ach, und dann ist es zu spät. Aber eines nur gilt: zu fühlen den Hauch Gottes, der schon über den Gewässern schwebt.«

War es der Schrei eines wilden Vogels, der da ihr tiefes Sinnen zerriß? — Akasha war an das Fenster getreten und hatte es weit aufgetan. Eine weiße Taube flog herein und schmiegte sich zitternd an die Brust der Frau. Der schwarze Fittich eines Habichts streifte klirrend die Fensterscheiben.

Tamil legte die Hand voll Liebe auf die bebende Taube.

»Die Seele!«

In der folgenden Nacht sprang Tamil erregt auf und weckte stürmisch seine Frau: »Selig! Ich habe meine Mutter im Traum wiedergesehen. An jede Falte ihres gütigen Gesichts kann ich mich ganz genau erinnern. Ich stand vor ihr als Knabe. Sie gab mir ein Fünf-Markstück zur Belohnung für das gute Jahreszeugnis. Ich kaufte mir dafür die Shakespeare Ausgabe aus Hesses Klassikerbibliothek, vier blau gebundene Bände. Ich sehe alles deutlich vor mir! Die Erinnerung ist mir wiedergegeben. Die erzene Mauer vor meiner Stirn ist durchbrochen, ich sehe in die Vergangenheit wie in einen herrlichen Garten! Was der Lama nicht imstande war,

hat Vayu getan. Halte mich fest, o Geliebte, viele Schauer und Wonnen rütteln an mir. Ja, ich bin's, der ich war! — Kindheit mit strampelnden Beinen, beim Vater in der Schneiderwerkstatt, dann mit raufenden Buben, Baden und ein Indianerleben im Sommer! Die Flobertpistole und Jagd auf Spatzen und Ratten. Dann die erste Verliebtheit — sie war ein Kind von zehn Jahren — alles, alles ist wieder da!

Liebste, dein liebes Gesicht! Du warst es, die ich damals zuerst liebte, damals hießest du Elsa, mit blonden Zöpfen, und meinen ersten Kuß drückte ich dir auf den Mund! Und dann als Student und Soldat: immer nur du in jeglicher Frau! Maria!«

»Mann, deine Worte leuchten! Deine Stimme klingt anders als sonst, viel heller und freier!«

»Nun bin ich ich selbst, nichts bindet mich mehr. Tamil bin ich nicht mehr. Er war! Keine Fessel kenn' ich mehr. Über den Lama hinaus ist meine Bestimmung. Ich atme, ich glühe, ich bin!«

Im gleichen Augenblick schrie der Priester in seiner Schlafkammer auf. Johannes trat an sein Lager: »Was ist, was ist? Flammt es auch hier in der Brust?«

Der Priester erwachte unter schmerzlichem Stöhnen. Johannes machte Licht. »Es war wie ein Blitz«, sagte Vayu, stand auf und öffnete das Etui, in dem er das Tamilmetall aufbewahrt hielt. Es war leer. »Sieh, Johannes, dein Symbol ist verschwunden, verbrannt. Das eine Gramm, das in der Nationalsammlung lag.«

Johannes hatte erkannt: »Ich habe es mit dir gespürt, ich weiß, Tamil ist nicht mehr. Der Alpdruck ist zu Ende. In dieser Stunde ist alles Tamil der Erde in Atome zerfallen.«

»Rede klarer! Wie deutest du es?«

»Ich ahne es, aber das Wort, es zu erklären, ist zu schwach.« Johannes stockte, legte seinen Mund an das Ohr des Priesters und flüsterte geheimnisvoll: »Auch sie ist gewandelt. Maria hat empfangen. Ein Kind! Auch von ihr ist der Bann gewichen.«

»Ist es wahr, ist es wahr? — Und dein Rätsel?«

»Nichts ist mehr als flutendes Licht im Herzen. Bis heute war ich kalt und verascht, immer von Zweifeln gefoltert und Pein. Immer noch rief es in mir nach verwegener Großtat. Und die Seele war tot, vom Bösen beschwärzt.

Aber soeben — vor kurzer Zeit — ist es wie ein feuriger Regen über mich gekommen. — O Gnade der geöffneten Himmel! Und ich habe mein Weib zum erstenmal in Liebe umfangen. In Liebe, die von einem Himmelspol zum andern schwingt, in Liebe flutend im Großen Atem. Ich bin zur Reinheit umgeboren. Der Kuß, den ich als Knabe auf die Lippen eines Mädchens drückte, brannte wieder auf meinem Mund. Vayu, verstehst du, Freund, wenn das Wort nicht mehr da ist, — nur Licht, überall Licht!«

»Sieh drüber hinaus! Vielleicht ist auch das nur Gleichnis,« sprach der Priester. »Immer noch Rätsel für mich.«

»Für mich nicht mehr. O daß ich dir sagen könnte —«

Draußen pochte es stark an der Tür. Johannes erschrak und ging öffnen. Blyth stand da, das Gewehr schußbereit: »Verzeih, Jonny, daß ich dich in der Nacht überfalle. Aber geht es dir auch so? Wir können kein Auge zudrücken. Es ist als ob die Hölle los wäre.«

»Was ist? Um Gottes willen, du zitterst ja!«

»Komm, nimm den Repetierstutzen mit!« Johannes kleidete sich rasch an und holte das Gewehr vom Rechen. Sie traten ins Freie. Der Himmel hatte sich ausgewölkt.

»Da sieh mal!« sagte Blyth und wies auf einen Kometen, dessen Rute feurigrot unter dem Sternbild des Orion brannte.

»Der Himmel deutet Schreckliches an. Betrifft es mich?« dachte Johannes. — Sie schritten gegen Blyths Hütte, wo der Lärchenwald begann. Hier stand die Luft still, kein Ästchen rührte sich. Die Männer hielten den Schritt an und lauschten.

»Pst — hörst du es?« fragte Blyth. Ein langgezogener, häßlicher Laut schnitt durch die Luft, Verzweiflung und Entsetzen. Der Ton ließ das Blut in den Adern erstarrend rückwärts fließen, zerschnitt die Gedärme. — »Wer kann das sein? Ist es ein Mensch, ein Tier?«

»Horch! — ein zweiter ähnlicher Ton weiter rechts. Es müssen zweie sein, die schreien.« In winselnden Skalen der Angst kreischten die Töne empor und fielen dann plötzlich schrill in ein dumpfes Röcheln zurück. »Ein Mensch — oder ein Tier?« fragte Blyth. »Früher war es noch näher, es war noch entsetzlicher.«

»Seit wann hast du es gehört?« fragte Johannes.

»Seit ungefähr einer Stunde. Es war auf einmal, als ob draußen ein Feuer aufflammte. Ich sprang aus dem Bett und da hörte ich den entsetzlichen Schrei. Die Kinder und die Frau waren aufgefahren und begannen vor Furcht zu stöhnen und zu beten. — Du weißt, ich bin keiner, der sich leicht ins Bockshorn jagen läßt, aber da fühlte ich, wie es mir kalt über den Rücken lief. Ich beruhigte Weib und die Kinder, zündete die Sterbekerze an und begann mit ihnen zu beten. Gott

verdamm' mich, dachte ich mir, wenn ich mich unterkriegen lasse. Ich ließ mir einen heißen Grog brauen, schickte dann alle ins Bett und legte mich auch aufs Ohr.

Aber da begann es wieder, bald rechts, bald links. Es schien, als wenn die Stimmen rund um das ganze Haus liefen. Und da packte es mich wieder, viel ärger, daß mir die Zähne vor Schauer klapperten. Da faßte ich mir verteufelten Mut, ich riß das Fenster auf und feuerte in die Richtung, woher das Heulen kam; das hörte aber nicht auf. Und so bin ich denn zu dir gekommen.

Teufel, ich schäme mich, aber ich kann nicht anders, es war zu grauenhaft. Aber sag, kann das ein Tier sein? Am ehesten ein Wolf. Aber wie kämen Wölfe in unsere Gegend? Im Winter ja, aber jetzt?«

»Lieber Fred, wir wollen es morgen untersuchen. Wir gehen auf die Jagd. Ein Freund von mir ist gekommen und da werden wir doch sehen, ob wir drei Männer dem Teufelszeug nicht auf die Spur kommen werden. Aber jetzt geh schlafen! Du wirst dich doch nicht fürchten!« Er trennte sich von ihm und Blyth ging.

»Auch ich habe es gehört. Ahnst du es? Es mußte so kommen. Mensch oder Tier? Graut dir nicht?« fragte Dom Guéranger, als Johannes zurückkam.

»Ich will nichts mehr mit der Tamil-Legende zu tun haben. Ob auch Gestirne drohen oder Unholde der Tiefe mich umbellen: mein Herz ist selig, ich liebe!«

Die Jagd war ergebnislos verlaufen. Johannes, der Priester, Blyth und Mac Onnor, der sich sehr dafür interessierte, hatten den Waldgrund, aus dem die Schreie gekommen waren, gründlich nach allen Rich-

tungen durchforscht. Der Boden war lehmig und weich und mußte doch alle Fußspuren zeigen.

»Holla, ich hab's!« rief Onnor die andern herbei. »Da blickt nieder! Zwei Menschen waren es, zerrissene Schuhe, die Absätze schief getreten. Werden die Herrschaften gleich beim Kragen haben! Wahrscheinlich zwei Betrunkene, die sich einen Jux geleistet haben! Das ist köstlich! Und du Fred, altes Weib — das ist köstlich!« lachte er auf.

»Teddy, schwefle nicht!« sagte ärgerlich Blyth.« Wie sollten in diese Gegend Betrunkene kommen? Aber wollen weiter schauen, wohin die Spuren führen,« und er folgte wie eine erfahrene Rothaut den Fußstapfen.

»Hallunken ihr, schlaft wohl jetzt euern Rausch aus? Bande verdammte! Na wartet, wenn ich euch erwische!« fuchtelte Onnor mit einer Weidenrute.

Da stieß Blyth, der den Spuren gefolgt war, einen Schrei der Überraschung aus: »Teddy, komm schnell her! Bin ich betrunken oder verrückt geworden? Da schau! Du kennst dich doch als alter Jäger in Wildspuren aus?« Beide bückten sich zur Erde. Die Fußstapfen wurden im feuchten Sand immer kleiner und auf einmal waren statt der vier Spuren acht da, von denen je vier und vier zusammengehörten. Johannes und der Priester die ihnen gefolgt waren, standen erschüttert da.

»Nun, was sagst du, Fred, dazu?« unterbrach Onnor das Schweigen. »Das sind doch Wildspuren. Nun rate, von was für einem Tier?«

»Wölfe! Zwei große, ausgewachsene Wölfe. Gott verdamm' mich, wenn das keine Wolfsspuren sind. War drüben in Arkansas ein paarmal auf der Wolfsjagd. — Und vordem waren es noch Fußtritte von Menschen!

Da könnte einer rein abergläubisch werden! Ich habe doch meine fünf Sinne beisammen. Oder sind wir alle viere verrückt geworden?« ereiferte sich Blyth.

»Kommt! Das genügt,« entschied Johannes. »Wenn es wahr ist, dann —. Seid froh, daß ihr den Zusammenhang nicht wißt!«

»Werwölfe!!« schrie entsetzt Blyth auf.

»Mensch oder Tier?« fragte Onnor.

»Wo ist da die Grenze?« —

Nach der Rückkehr setzte Johannes alle seine Gewehre instand und bat Akasha, das Haus nicht zu verlassen. Abends machte er die Runde um das Haus und ließ die drei Wildhunde los. Aber es rührte sich nichts.

Er hatte mit Blyth und Mac Onnor vereinbart, daß er im Falle der Gefahr einen Böller abschießen werde, um die Freunde zu benachrichtigen, sofort zu Hilfe zu kommen.

Akasha hatte ihren Mann nicht gefragt, was all diese Vorbereitungen zu bedeuten hätten, aber sie ahnte alles und fühlte die nahe Gefahr. Ihre frische Farbe war jäh verfallen, die Stimme hatte ihren Klang verloren.

Sie war zu einem Opfer bereit, von dem Johannes nichts wußte.

In der folgenden Nacht tobten die Stürme, im Dachboden ächzte das trockene Gebälk. Trüb blickte der brandigrote Schweif des Kometen durch die sausenden Nebel.

Die Frau lag im bleiernen Schlaf, Johannes konnte kein Auge schließen. Sein Herz hämmerte erregt an den Wandungen seiner Brust. — Chromatisch stieg

das Sausen des Sturmes winselnd empor, leblos tackte die Uhr die unermüdlichen schwarzen Stunden. —

Mitternacht kam in frierendem Sausen. Auf der Stirn des wachen Mannes stand klebriger Schweiß.

Mitternacht schwand. — Was war das? Winselten die Hunde oder war es der Wind? Johannes wollte aufspringen, aber namenloses Entsetzen hatte seine Glieder schlaff gemacht, nur die Lippen bebten tonlos. Aber Akasha hatte es dennoch gehört, sprang auf und rüttelte den Mann: »Wach auf!« Ihre Berührung brachte Leben in ihn. Er stürzte sich in die Kleider, ergriff das Gewehr und riß die Haustür auf. »Hassan, Tobby, Clay!« rief er die Hunde.

Nichts rührte sich. Er zündete die Laterne an und ging zu den Hundehütten — da lagen die drei starken Tiere tot, mit ausgestreckten Beinen, die Kehlen durchbissen. Das Licht der Laterne fiel in die pechschwarze Blutlache, Johannes untersuchte den Boden nach einer Spur. Und da fand er sie auch, die bekannte Fährte der beiden großen Wölfe.

Am kommenden Morgen berief er die Freunde zu sich und man beratschlagte, was zu tun sei. »Wir beide wollen die heutige Nacht Wache halten. Das müßte doch mit dem Teufel zugehn, wenn wir die beiden verfluchten Biester nicht erwischen würden,« ereiferte sich Blyth und versprach, mit Onnor nach Sonnenuntergang heraufzukommen.

Johannes zog den Priester zur Seite: »Was ist deine Meinung?«

Dom Guéranger sprach: »Die beiden Werwölfe sind Dudécourt und Yashiga. Ihre Verruchtheit war so groß wie ihre magische Kraft. Aber alle Magie rächt sich

immer an dem, der sie für niedrige Zwecke benützt. — Ist nicht möglich, daß in demselben Augenblick, als die göttliche Gnade in dir das Tamil zerstört hat und du die Erinnerung wiedergewannest, die rätselhaften von Dudécourt und Yashiga mißbrauchten Kräfte auf ihre Urheber zurückströmten und sie in die Untiere verwandelten? Wenn du und dein Weib noch auf ihrer Seite gestanden wäret, wäre euch beiden Gleiches, wenn nicht noch Schrecklicheres, widerfahren. An euerer Reinheit mußte alle Magie abprallen.«

»Furchtbar! Und ich bin die Ursache, daß beide also leiden! Aber du, Heiliger, hast mich vor Vernichtung gerettet. Hättest du mich nicht befreit, wärest du hinausgegangen, um in jeder Stadt einzeln das Tamil zu vernichten, so wäre ich noch Tamil und alle bösen Kräfte des verfluchten Metalls hätten sich auf mich gestürzt, auf mich, ihren Urheber. Welch furchtbarem Ende bin ich durch dich entronnen! Heiliger, du mir Gesandter!« rief Johannes in leidenschaftlicher Glut aus.

»Steh auf! Vor mir beuge dich nicht! Ich fühle immer noch Rätsel. Was wollen die Wölfe von uns?«

Es war wieder Nacht geworden. Draußen schritten die zwei Farmer auf und ab. Die Luft war mit Elektrizität wie vor einem Gewitter geladen. Johannes sprach leise zum Priester: »Gott will den Tod des Sünders nicht. Noch leben ja Dudécourt und Yashiga, wenn auch im tierischen Leib. Und doch hat sie Gott schon verdammt? Sind sie schon der Hölle für ewig verfallen? Kann Reue und Rückkehr zum Geist nicht mehr sühnen, was beide gesündigt? Auch für diese ist das Blut Christi geflossen.«

»Jede Seele ist teuer erkauft. Verdammung und Urteil sollen von den Lippen eines Christen nicht kommen. Um des göttlichen Heilands willen können sie dennoch den Himmel erringen. Gottes Langmut ist groß. Nur eine Sünde kann nicht vergeben werden — du weißt, welche ich meine.«

»Was aber treibt sie zu uns? Warum schreckt uns die Nähe der Wölfe?« forschte er weiter.

»Der Ursprung, das Blut,« und ganz leise ihm ins Ohr: »Akasha. Sie hat Anteil an ihrer Verruchtheit gehabt, sie ist der erste Ursprung. Ohne sie hättest du nicht frevelhaft nach dem Metall gegriffen. Immer ist das Weib der Ursprung der Dinge und Gefühle. Sie fordern das Blut zurück, das sie ihnen entzogen, bevor du mit ihr zusammengekommen. Die Tierheit tobt in ihnen weiter. Sie haben den Geist nicht erkannt.«

»So sind sie der Gnade nicht teilhaftig, verdammt.«

Traurig sagte der Priester: »Es will so scheinen. Denn hätten sie wirklich Reue empfunden, so wären sie durch die Vernichtung des Tamil-Metalls auch befreit worden. Nun sind sie dem Gesetz verfallen, das sie hartnäckig anerkennen. Von außen kommt nichts. Reue ist Durchbrechung der Not.

Es ist ein Gesetz der geistigen Kräfte, daß sie auf den Urheber zurückkehren, wenn ihre Wirkungskraft erlischt. Das ist dann Not.«

»Sieh, sieh!« rief plötzlich Johannes auf und umklammerte des Priesters Arm. Mit ausgereckter Hand wies er ins Freie, wo zwei Paar grüne Augen kalt durch die Nacht glosten. »Das Licht der Augen Schiwas!«

»Sie sind's! Was nun?« fragte der Priester.

»Töten!« befahl Johannes.

»Lieber nicht! In ihnen wirken satanische Kräfte, die wir nicht berechnen können. Sie können im Tod auf dich und Akasha überströmen und dir sehr schaden. Fangen und binden, das wäre besser — bis der Lama sie löst,« riet Dom Guéranger.

»Nein, töten!« In Johannes straffte sich heiliger Zorn, Michaels Kraft, als er den Satanas stürzte. In frommer Leidenschaft glühte er auf.

»Nicht, nicht, um Himmelswillen, tu's nicht!« beschwor ihn der andere. »Sie blenden dich wieder mit Leidenschaft, sie umstricken dich wieder! Weil sie selbst verflucht sind, wollen sie dich in ihre Verfluchung mitreißen. In ihnen ist Satanas selbst! Sie wollen —« doch da prallte er zurück. Hart am Fenster wurde Yashigas verzerrtes Antlitz in schmutzig-weißer Umflammung sichtbar. — Wenn ein Dämon erkannt ist, muß er seine wahre Gestalt zeigen.

»Yashiga, warum bist du gekommen? Warum suchst du mich auf?« schrie ihn entsetzt Johannes an.

»Zu fordern, was mein! Du bist verdammt, ebenso wie ich. Kein Lama, kein Gott kann dich retten! Du hast Urmächte aus dem Schlaf gerüttelt aus wilder Begier nach Macht. Dein Anfang war Satan, dein Ende muß Satan sein. Deine Buße und Einkehr ist umsonst gewesen. Du bist verflucht wie wir!«

Das Phantom erlosch. Johannes hatte aufgeschrieen, taumelte zitternd, sank.

Dom Guéranger riß die Tür auf, schrie den Männern zu: »Seht, die Wölfe! Da in nächster Nähe!«

Die beiden Männer wachten wie aus einem hypnotischen Schlaf auf. »Was? Wo?« und griffen nach den schußbereiten Gewehren.

Da, vor ihnen raschelte es im Busch, das Heulen eines Wolfs brach aus. Zwei Schüsse — erneuertes Heulen! Die Männer sprangen ihm nach, im Laufe neu ladend. Dom Guéranger war ihnen gefolgt: »Nein! Tötet sie nicht!« rief er ihnen nach.

Wieder zwei Schüsse — ein gräßlicher Schrei! »Er ist hin!« brüllte Mac Onnor.

Ein noch entsetzlicherer Schrei gellte aus dem Haus. »Um Jesu willen! Die Tür stand offen,« wimmerte der Priester und kehrte um. »Kommt zurück! Der andere!« rief er den Jägern zu. Wo ist Johannes? — war sein erster Gedanke.

Der Schrei drinnen zerriß ihm das Herz. Die Frau schrie auf in höchster Todesnot.

Dom Guéranger stürzte hinein. Er kam gerade zurecht. Ein Schuß donnerte in der Stube. Johannes brüllte auf.

Entsetzen! — Johannes rang am Boden mit dem todwunden Wolf, blutig, zerbissen und zerschunden, in röchelnden Tönen. Das große Tier zuckte zusammen, als ihm Johannes die Kehle eindrückte, streckte die Beine von sich, war tot. Draußen flackerte ein Blitz.

Johannes sprang auf, stürzte zu der Frau.

Oh — Blut! Ihre Kehle war durchgebissen, in dicken Strömen floß das Blut über das weiße Linnen. Johannes fiel schluchzend über sie.

Die List des Bösen war geglückt.

Ein Käuzchen gellte draußen höhnisch.

SIEBENTES KAPITEL

EXTRAAUSGABEN überschrien einander. In San Francisco waren wieder Kinder geboren worden! Hier stand es schwarz auf weiß mit der amtlichen Bestätigung. Über zweihundert Frauen sahen einem freudigen Ereignis entgegen.

Jubel durchtoste das Land. Gerettet! Wieder Wachstum und Kraft. Wie von einem schweren Alpdruck befreit, atmete die Menschheit auf. Sonderzüge gingen von New York und Chikago nach Frisko ab, um die Massen zu bewältigen, die sich mit eigenen Augen von den Tatsachen überzeugten, die neugeborenen Kinder sehen wollten.

Aber noch im nämlichen Monat meldeten auch andere Städte Geburten, so daß nun der Bann der Unfruchtbarkeit gebrochen war. Wieder grübelten die Wissenschaften und setzten horrende Preise für den aus, der das Phänomen der letzten Jahre einwandfrei erklären könnte. Vor allem wollte man ein Mittel besitzen, um ähnlichen Fällen in Zukunft vorbeugen zu können.

Japan hatte die günstige Gelegenheit versäumt und hatte jetzt nur das Bestreben, sich diplomatisch aus der Affäre zu ziehen. Süßliche Friedensschalmeien riefen zu einer neuen Abrüstungskonferenz, aber der Köder ver-

fing nicht. Man hatte sich in Yokohama durch allzufrühe Siegesfanfaren bloßgestellt. Das Kabinett, das damals den Krieg in der entscheidenden Sitzung hinausgeschoben und von der Zeit allein einen Sieg erhofft hatte, wurde gezwungen, Harakiri zu begehen. Das Volk, das sich um die schon sichere Beute betrogen fühlte, raste und mußte in blutigen Bürgerkriegen niedergekämpft werden. Auf Generationen hinaus war der Traum von der Eroberung Amerikas zunichte.

Nicht nur die neue, auch die alte Welt atmete erleichtert auf. Durch die Abschaltung des großen Kontinents war in Handel und Industrie eine störende Stockung eingetreten und auch die Finanzen Europas hatten darunter gelitten. Aber wichtiger war, daß der Druck, der auf den Geistern gelastet, nun dahinschwinden mußte. Denn täglich mußte befürchtet werden, daß die seltsame Seuche trotz aller Absperrungsmaßregeln übergreifen und auch die alte Welt dezimieren könnte. Endlich war die Gefahr vorüber und in den Häfen Europas wehte wieder das Sternenbanner.

Tieferes Wissen um die Erscheinung des Kindermords hatte niemand. Nur der Kardinal Della Fontana oder Monsignore d'Arnault ahnten einige Zusammenhänge. Sie wußten sich in ein Geheimnis verwoben, ohne dessen Fäden entwirren zu können.

Oft erinnerte sich der Kardinal des Abends, an dem er mit Dom Guéranger oben am Pincio zusammengetroffen war. Daß Dudécourt der Bringer des Todes war, stand für ihn außer Zweifel. Was aber war die Ursache des plötzlichen Erlöschens der Seuche? Wer hat den Verruchten gefällt, wer das satanische Werk vernichtet? Welche Gewalten waren dabei im Spiel,

was bedeutet das alles für die Kirche? Oder hat es der Verschollene, Dom Guéranger getan? Ist der Antichrist vernichtet oder lauert er noch unter einer anderen Maske?

Seine Mitbrüder in Christo verstanden ihn nicht, wenn er davon sprach. Und als er einmal sich Seiner Heiligkeit eröffnete, ward ihm Stillschweigen geboten. Desto häufigere Zwiesprache hielt er mit Monsignore d'Arnault, der ihm tiefe Wunderwelten erschloß.

Meist trafen sie sich in der Cancellaria, in dem Kabinett rechts von der Wohnung des Papstes. Wenn das Tagwerk getan war und das Riesengebäude des Vatikans grau in die Dämmerung tauchte, trat Della Fontana durch die Marcellustür in das leere Stiegenhaus. Die zwei Schweizer, an seinen abendlichen Besuch gewöhnt, grüßten stumm den Kirchenfürsten. Ein fader Geruch von Weihrauch, Kerzen und Schnupftabak, jenes undefinierbare »Odeur cléricale« schlug dem Eintretenden entgegen. Im Treppenhaus sangen die schlechtbrennenden Gaslampen monoton; auf den Kokosläufern lag der Staub des Tages. Langsam stieg der Kardinal die Treppen empor. Ein Diakon kam ihm entgegen und grüßte nach der Vorschrift. Della Fontana ging geradeaus zur Tür d'Arnaults. Als er sie öffnen wollte, kam gerade ein Legat in Jesuitentracht heraus, der stumm weiterging.

»Sie haben seltsamen Besuch gehabt,« sagte der Kardinal.

»Eminenz, dieser Mann ist einer der wenigen, der weiß, was diese Zeit zu bedeuten hat. Er ist kein Jesuit, er trägt das Kleid nur auf Befehl eines Oberen. Soeben ist er von einer Privataudienz von Seiner Heiligkeit zurückgekommen.«

»Und sofort zu Ihnen gegangen? Kennen Sie ihn von früher her?« fragte der Kardinal.

»Sein Name ist Irenäus. Ich habe ihn heute das erstemal im Leben gesehen. Er ist ein Heiliger. Sein Geist sieht über die Jahrhunderte hinaus. Sein Wesen ist unergründlich.«

»Woher weiß er alles? Stand er in Berührung mit Dom Guéranger oder Dudécourt?«

»Es sind geheime Zusammenhänge vorhanden, über die ich nicht sprechen kann. Ich wiederhole, er ist kein Jesuit.«

»Woher ist er gekommen? War er in San Francisco? Stand er in Verbindung mit der Partei Astruccios?«

»Nein. Er ist aus dem Kaukasus nach Rom gekommen. — Worüber er mit Seiner Heiligkeit sprach, hat er mir nicht mitgeteilt. Wenigstens nicht mit Worten. Er ist ein Heiliger.«

Della Fontana versank in Grübeln. »Glauben Sie, Monsignore, daß es außer dem Heiligen Vater noch einen zweiten Hüter und Verwalter des göttlichen Wissens gibt? — Dom Guéranger hat damals tibetanisch gesprochen. Sollte ein Wesen, der Lama genannt, nicht auch Erbe des Geistes sein? — Das sind nicht meine Gedanken, sondern die Ihren. Sie haben mir zum erstenmal vom Teschu erzählt. Aber nur Christus ist die Wahrheit. Dann wäre jener — nein, nein! Auch im Osten ist Gottes Wort. Oder sollte es eine Wahrheit geben, die über Christus hinausgeht?« fragte ernst der Kardinal.

»Nein. Er ist das Alpha und Omega, Urgrund und Ende. Aber er hat sich nicht allen Jüngern gleichartig geoffenbart. Johannes der Evangelist, hat von ihm mehr

geoffenbart erhalten als Petrus, und dennoch wurden dem letzteren die Schlüssel des Himmelreiches übergeben. Deshalb sind alle Päpste Petrusnaturen, und viele verleugnen den Herrn mehr als dreimal, ehe der Hahn gekräht hat. Vielleicht aber hat der Herr dem Johannes ein ähnliches, aber rein geistiges Amt übertragen, im geheimen, wie er es dem Petrus öffentlich anvertraut hat. Vielleicht ist dieser Johannes-Geist auf andere übergegangen, vielleicht lebt er im geheimen im Osten weiter. Ist nicht Thomas, der Apostel, zu den Indern gegangen?

Es ist das eine verwegene Theorie von mir, Eminenz, wovon man lieber nicht reden sollte. Aber Christus und Buddha sind für mich eins, nur unter verschiedenen Aspekten. Das ist wohl eine arge Ketzerei von mir. Doch es ist mir zur untrüglichen Gewißheit geworden, daß sich ihre Statthalter auf Erden beide ergänzen und am Ende der Zeiten ineinander aufgehen werden, der weiße und der gelbe Papst. Jetzt spürt schon einer die Existenz des andern und jeder bestrebt sich, die Kräfte des andern zu erproben, zu versuchen, vorerst im feindlichen Sinn. Aber das erste Verstehen ist immer ein Mißverstehen, doch ein Beweis, daß der Kontakt schon da ist.

Für mich steht fest, daß Dudécourt ein Sendling des gelben Papstes war, oder besser, daß er das Bestreben des Teschu, mit Seiner Heiligkeit in Fühlung zu treten, falsch verstanden hat. Jedenfalls muß er sich eines Mittels bedient haben, das nur dem Teschu bekannt war.

Aber der Friedensbote ist jetzt gekommen, Irenäus, der Mittler zwischen Ost und West.

Wissen Sie nun, warum die päpstlichen Farben Gelb und Weiß sind? Seit den ältesten Zeiten Gelb und Weiß.«

Della Fontana stützte schwer sein Haupt. »Ihre Vermutungen übersteigen meine Fassungskraft. Dudécourt, der Satanist, Diener des johannitischen Papstes?«

»Es wäre dadurch möglich, daß er sich in den Besitz einer magischen Kraft gesetzt hat, die vom Teschu ausging. Denn diese Kräfte sind dort von ungeheuerer Gewalt. Wie klein erscheinen ihnen gegenüber unsere geistigen Waffen! Der Teschu wollte nur Gutes, aber durch Dudécourts Bosheit ist Böses daraus geworden.«

»Aber ich verstehe noch immer nicht, warum gerade Dom Guéranger aus Dijon geholt werden mußte, um Dudécourt zu bekämpfen. Von wem wurde er dazu bestimmt, warum wurde er gerade mir zugewiesen? Von wem?«

»Ich war es,« sagte eine Gestalt in lichter Soutane, die lautlos eingetreten war.

Seine Heiligkeit! Die beiden verneigten sich tief. Der heilige Vater sprach: »Ihr beide ahnt manches, aber nur zwei sind es, die es wissen dürfen, Irenäus und ich. Verwahret in Euch, was in Euch schon dämmert. Die Zeit ist noch nicht gekommen, daß es mitgeteilt werden darf. Euer Herz sei ein Grab für das Gesicht dieser Stunde. — Was Ihr vorhin behauptet, Monsignore, enthält Wahrheit mit Irrtum gemischt. Ich habe nicht das Recht, Euch zu künden, worin ihr Irrtum beruht. Aber grübelt und sinnt nicht weiter! Es gibt Wahrheiten, die man nicht ersinnen kann, weil man sie noch nicht ersinnen *darf*. — Der Friede sei mit Euch, meine Brüder!«

Lautlos flutete die greise Gestalt ins Dunkle zurück.

»Wir werden darüber nicht mehr reden, denn das Wort reißt das Gedachte nieder. Auch das heiligste Wort kann Blasphemie werden.«

»Es ist richtig«, erwiderte der Monsignore. »Im Schweigen wächst die Kraft des Gedankens. Darum ist uns Asien so sehr überlegen, weil es denken kann ohne zu reden. — Aber da fällt mir etwas ein: hatte der Heilige Vater nicht eine gelbe Soutane an? In diesem Kleid habe ich ihn noch nie gesehen. Oder haben mich meine Augen getäuscht?«

»Wir wollen es ins Dunkle verschütten. Nicht reden. — Aber noch eines. Ist es Zufall, daß es unser vier sind, die in das Geheimnis eingeweiht sind?« fragte der Kardinal.

»Vier im Vatikan.« — Und ganz leise, daß es der andere nicht hören konnte: »Die vier guten Tattwas.« — Dann laut: »Sollte es ein Zeichen sein, daß sich unsere drei Dimensionen bald zur Vierheit steigern werden? Post triginta lustra aperiar. — Sie wissen, wo das steht.«

»So helfen Sie mir, daß sich mein Sinn nicht verliere! Nennen Sie mir ein Buch, das Licht in meine Nacht gießt, daß ich nicht in Umtäubung versinke!« bat der Kardinal den Wissenden. »Wie kann ich mich auf das Kommende vorbereiten?«

»Alles, was kommen wird, ist in der geheimen Offenbarung Johannis, in der Apokalypse, enthalten. — Es geht die Sage, daß einer der ersten Päpste, ich glaube Callistus, den Schlüssel dazu noch besessen hat und ihn selbst auf Pergament aufgezeichnet habe.

In der Völkerwanderung sei er verlorengegangen und erst im achtzehnten Jahrhundert hätte ihn ein Papst auf den Hinweis eines Engels im Kloster der Trappisten gefunden. Seit dieser Zeit wird dieser Schatz sorgfältig gehütet. Niemand darf das Blatt lesen als der, der die Tiara trägt. Wenn ein Papst auf dem Sterbebett liegt,

übergibt er die Handschrift versiegelt seinem Beichtvater. Erst am Tage der Inthronisation erhält es der neue Papst ausgehändigt. — Es erzählt die Sage weiter, daß derjenige, der unberufen diese Schrift liest, binnen vierundzwanzig Stunden sterben muß.« —

»Monsignore!« unterbrach ihn der Kardinal. »Mir ahnt etwas Furchtbares! War nicht Dudécourts Bruder damals der Maler, der die Fresken in den päpstlichen Gemächern ausbesserte? Ganz bestimmt war es ein Franzose! Konnte er nicht in einem unbewachten Augenblick — wo wurde das Pergament damals verwahrt?«

»Der frühere Papst verwahrte es in seinem Betpult.«

»Konnte er nicht die Lade mit einem Dietrich öffnen und Einblick gewinnen, oder sogar eine Abschrift davon machen? Und dann hat er es seinem Bruder mitgeteilt. Und dieser hat den Text schlecht verstanden und ist so immer tiefer in Nacht gestürzt.«

Der Kardinal klingelte. Ein alter Diener kam. »Tommaso, können Sie sich an den Maler erinnern, der vor etwa zwölf Jahren die Fresken nebenan ausgebessert hat?«

»Jawohl, Eminenz. Es war ein Franzose. Mitten in der Arbeit stürzte er einmal, vom Blutsturz getroffen, zusammen. Er hieß Dudecoll oder so.«

»Und was geschah mit der Leiche?«

»Sein Bruder, ein Abbé, der gerade auf Studienurlaub in Rom war, hat sie abgeholt und begraben.«

»Ich danke, lieber Tommaso.« Der Diener ging.

»Der Finger Gottes. Weh dem, der unreinen Herzens zur Wahrheit gelangen will! Er stört frevelhaft die Ruhe eines Geheimnisses und die geweckten Kräfte rächen sich furchtbar.«

»Ach, ich ahne! — Bitte, sprechen Sie weiter!«

»Gottes Mühlen mahlen langsam. Dudécourt wurde durch Gottes Langmut damals noch geschont. Aber es wird kein gutes Ende mit ihm nehmen. Er hat wahrscheinlich den gelben Papst ebenso bestohlen wie den weißen und das Geheimnis für eigennützige Zwecke ausnützen wollen. — Wir Menschen sollen über ihn nicht richten. — Sehen Sie, wie furchtbar heute der Komet glüht!« rief d'Arnould aus.

»Und dort in Süße der Abendstern! Ewiges Rom! Wie selig fühle ich mich!« Der Kardinal öffnete das Fenster; die würzige Luft der schlafenden vatikanischen Gärten strömte herein.

»Luzifer! Der Abendstern. Der Träger des reinsten Lichts geworfen in den stickigen Pfuhl. Und doch der hellste und begeistertste der Sterne!« bemerkte d'Arnoult.

»Überall das Geheimnis!«

»Überall Gottes Gleichnis.«

»Wir wollen zur Ruhe gehen. Gute Nacht, lieber Freund!« Langsam ging der Kardinal davon, über die langen schlafenden Korridore, über die Treppen, an den zwei Schweizern vorüber, durch die Porta Marcelli in die sternübersäte laue Nacht.

Er hielt den Schritt an und blickte empor in die Pracht. Über der Peterkuppel glühte gerade das geheimste Sternbild, die Fische.

»Ichthys,« sagte er leise, »das Zeichen in den Katakomben.«

Zu Hause angelangt, schlug er das schwere Buch auf. »Nein, nicht Petrus, nicht der tiefe, gottgleiche Johannes — bei Paulus ist das Licht. Er hieß zuerst Saulus. Aus der Feindschaft gegen Gott ist er

zur heiligsten Liebe zum Herrn gewandelt worden. Er ist wahrhaftig der erste Mensch, der so ist wie der Mensch der Gegenwart: rastlos, ganz Sturm und fliegendes Feuer. Aber dann hat sich seine Glut nach innen geschlagen, auf dem Weg nach Damaskus. Das ist das einzige Ziel des Menschen: von innen heraus den Glanz auf die Dinge fallen zu lassen und selbst in Liebe zu glühen. Dann wird das Wort, das die Dinge ausspricht, zu Geist, das Sagen zum Weissagen. — Wo spricht nur der Heilige davon?«

Er blätterte in dem Buch und las:

»Strebet nach der Liebe. Fleißiget euch der geistlichen Gaben, am meisten aber, daß ihr weissagen möget.

Denn der, der mit der Zunge redet, der redet nicht den Menschen, sondern Gott; denn ihm hört niemand zu, im Geiste aber redet er die Geheimnisse.

Wer aber weissaget, der redet den Menschen zur Besserung und zur Ermahnung und zur Tröstung.

Wer mit Zungen redet, der bessert sich selbst; wer aber weissaget, der bessert die Gemeine.

Ich wollte, daß ihr alle mit Zungen reden könntet; aber vielmehr, daß ihr weissaget. Denn der da weissagt, ist größer, denn der mit Zungen redet; es sei denn, daß er es auch auslege, daß die Gemeine dadurch gebessert werde.

Nun, meine lieben Brüder, wenn ich zu euch käme und redete mit Zungen, was wäre es euch nütz, so ich nicht mit euch redete entweder durch Offenbarung oder durch Erkenntnis oder durch Weissagung oder durch Lehre — —«

Und seine Augen schweiften weiter an das Ende der Epistel:

»So euch jemand läßt dünken, er sei ein Prophet oder geistlich, der erkenne, was ich euch schreibe. Denn es sind des Herrn Gebote.

Ist aber jemand unwissend, der sei unwissend.

Darum, liebe Brüder, fleißiget euch des Weissagens und wehret nicht mit Zungen zu reden!

Laßt alles ehrlich und ordentlich zugehen! —«

Della Fontanas Haupt fiel schwer vornüber: »Wer unwissend ist, der sei unwissend. — Ich bin es und werde es bleiben. Nur eines erkenne ich klar: Europa redet in Zungen, Asien in Weissagungen.«

Johannes und Dom Guéranger hielten die Totenwacht. Aufgebahrt lag in blütenweißen Linnen die Frau. Zwei Kerzen brannten ihr zu Häupten, leicht kräuselte sich der Rauch der gelben Dochte. Fahle Reflexe huschten über die Dinge dahin.

Die beiden Männer saßen stumm da, die Augen traurig auf die Entschlafene gerichtet, als wollten sie ihren teuren Schatten beschwören. Dämonen umlagerten das Haus, klopften im Gebälk, kratzten an Wänden und Fenstern. Irrlichter taumelten in grünlichen Flammen widrig um die Bahre der Toten.

Johannes hatte sich in die frühere Tamilzeit zurückversetzt und rief in ungestümer Stoßkraft der Seele nach dem Lama. Wieder zwang er die Tattwas in seinen Dienst, wie es ihm sein Meister gelehrt hatte und das Prana der Nacht verband ihn mit der Tempelstadt von Tsong Kha Pa. Lange mußte er ringen, bis er den Widerhall in seiner Brust spürte, der ihm Gewißheit gab, daß ihn der Meister erhört hatte.

Dom Guéranger war vor Ermüdung in Tiefschlaf

gefallen. — Mitternacht war vorüber — und von seinem Körper löste sich leise sein Astralleib.

Da wehte es heiß wie ein Wüstenwind herein und die Kerzen verloschen. Das ganze Zimmer schwamm in mattem Licht, das von unten aufsteigend, alle sieben Farben des Regenbogens durchlief.

Tamil sprang auf, die beiden Handflächen gegen Osten gerichtet, im flimmernden Gewoge der Farben. Fern klang es wie die Brandung des Meers. Da klang von seinen Lippen der Schrei:

»Lama sabakthani! Wie der leidende Heiland dich rief, urewiger Lama, du im Schoße der Zeit Verschütteter! Lama!

Bei den Trümmern von Lahagur, beim dreieinigen Gott, beim siebenarmigen Leuchter der Welt, beim himmlischen Kadmon! Aus den Himmeln deiner Verzückung, aus dem Fegefeuer des Leids, aus der Hölle deiner Umnachtung rufe ich auf deine zerstückelten Teile! Zu mir!«

Schaurig hallte der Ruf, die Dämonen flohen in Schrecken davon, die sieben Farben waren auf ein schmales singendes Band zusammengeschrumpft.

Die Erde schien sich zu öffnen und hauchte Nebel aus, die zu vagen Formen gerannen. Von außen, aus den Kadavern der toten Wölfe, floß es in zitternden Schwaden herein. Die Toten standen auf: Yashigas und Dudécourts irdische Formen tauchten im Grau des Nebels fluktuierend auf. Ein Zug fürchterlichen Leidens, unsägliches Grauen der glanzlosen Augen, ließ Tamil in Schreck zurückweichen: »Ihr beide! Euch habe ich nicht gerufen! Warum seid Ihr gekommen? Was wollt Ihr? Woher seid Ihr aufgetaucht?«

»Aus vielen Höllen stiegen wir auf,« schien das Phantom Dudécourts zu sprechen, doch es waren nicht irdische Töne. »Ich leide unsäglich und du bist die Schuld. Dein unreiner Wille war der erste Ansporn zu unseren Freveln.«

Yashigas Astralleib zitterte in ockerfarbener Wut, doch kein Wort ward vernehmbar. Tamil fühlte stechende Schmerzen bei seinem Anblick. Er stürzte in Zorn gegen ihn, aber ein Feuerwall, der jenen umgab, trieb ihn schmerzend zurück. Sein Haar war von dem Feuer versengt.

»Tamil, Tamil, Tamil!« rief von der anderen Seite eine Stimme. Johannes wandte sich rasch um — da stand aufgereckt vor ihm der beschworene Geist: Derbek Lama, in Gluten auf und abwogend.

»Du, du!« schrie Tamil auf und wollte sich an seine Brust stürzen. Da stand das Schemen still und sprach: »Tamil, erkenne, auch ich bin tot. Nicht mehr Derbek Lama, nur noch sein Schatten. In der nämlichen Stunde, in der du wieder dein Gedächtnis erlangtest, in der das verruchte Metall deines Namens in Atome zerfiel, in dieser Stunde mußte ich sterben. Ein Gesetz des Geistes hat sich an mir erfüllt: wenn man Kräfte weckt, deren Tragweite man nicht kennt, so wenden sie sich gegen den Urheber, auch wenn seine Absicht die edelste ist. — Nun endlich muß ich mich dir ganz enthüllen und ich hätte auch kommen müssen, wenn du mich auch nicht gerufen hättest. Ich, den du deinen Meister nanntest, ach, ich habe vorwitzig und unbesonnen wie ein Schüler gehandelt.

So höre denn: Adam ist geboren worden, der Kadmon, der noch verborgene Heiland der Welt. Seine

Leiblichkeit wird alle sieben Tattwas in sich umfassen, damit er wahrhaft Vollendung sei. In mir fühlte ich das geheimnisvollste, das siebente Tattwa, das noch keinen Namen hat. In dir fand ich das sechste, Tamil. So wollte ich die fünf niederen Tattwas um mich und dich versammeln und sie als reines Geschenk dem Kadmon darbringen, daß er wachse in allen Kräften unseres Planeten. In Maruscha Aka habe ich das unterste, das Akasha Tattwa erkannt. Darum habe ich dein Gedächtnis getrübt, daß dein Gefühl für sie dem Kadmon diene.

So fand ich die Drei. Wo die Dreizahl ist, stellt sich die Siebenzahl von selbst ein. Yashiga kam dann, das Apas Tattwa, und Dudécourt, das Tejas. Dann durch den letzteren das wesentlichste, Vayu durch den Priester Dom Guéranger.

Aber mein Plan mußte scheitern. Prithivi fehlte. Dann kam dein Sündenfall, daß du nicht das heilige Tamil in dir reifen, sondern das negative, satanische Tamil des Metalls von Lahagur in dir wirken ließest, das Gleichnis statt des Wesentlichen wählend, deshalb hat sich in deiner Nähe Apas und Tejas negativ entwickelt. O Tamil, du hast den Bau meines Geistes zerstört. Was ich in vielen Gebeten ersann, du hast es zunichte gemacht. Heilige Ruhe wollte ich schaffen, und es ist furchtbare Verwirrnis daraus geworden, der Tod hat grauenvoll gewütet. Ein Werk Gottes sollte es werden und ein Werk der Hölle ist es geworden. Tamil, das hohe Werk ist in Stücke gefallen, umsonst war meine Inbrust für den heiligen Kadmon.«

In drohenden Tönen leuchteten alle sieben Tattwas wieder auf. Aber Tamil rief, übergossen von göttlicher Verzückung: »Lama, Freund, du Bote Gottes! Dir danke

ich alles. Du hast mich Nächte schauen lassen und strahlende Sonnen, daß ich nunmehr wirklich Mensch und Liebe sein kann. Du hast mir den Sinn getrübt, aber das Herz hat Unendliches dabei gewonnen. Jetzt bin ich auch in deinem Tattwa. Überall bin ich. In sieben Staffeln leuchte ich auf. Böse und gut ist nicht mehr. Alles ist die Wirkung des Gottes. —

In mich saug' ich euch auf, euch sechs will ich mit mir tragen bis zu Gottes Richterstuhl. Er darf mich nicht verwerfen, denn in mir ist der Mensch, das Abbild seiner Schöpfung, von tiefster irdischer Verworfenheit bis herauf zum heiligsten Licht: überall blutendes Erleben, Leid und Gleichnis des ringenden Gottes, des Vaters.

Wir alle, Freunde, sind die Formel der Welt, wir sind alle Möglichkeiten des Planeten Erde. Ich nehme alles Frevel Yashigas und Dudécourts auf mich.

Vor den Kadmon will ich treten, er soll richten. — Nein, er nicht, nur der Höchste, Gott selbst. Wir, Funken seines siebenfältigen Liebesfeuers, kehren heim zum gütigen Vater. —«

Da schossen die Flammen in sehrender Glut um den Verzückten. Er nahm sie alle in sich auf und schloß sie in seine Brust ein . .

Dimensionen zerbrachen ineinander. Und was soeben noch diesseits war, fand sich jenseits in liebender Durchdringung . . . .

Aber immer noch kreiste die Erde und heischte, was ihr gehörte, zurück. — In kühler Dämmerung fahlte derMorgen durch das geöffnete Fenster. Beide erwachten fast gleichzeitig aus dem Paradiese des Traums. Dom

Guéranger fiel vor Tamil in die Knie und sprach: »Meister!«

»Wir beide leben noch? — Du weißt alles?«

Der Priester nickte. »Wir müssen zuvor die Toten begraben.«

»Wir wollen es tun. Alle drei nebeneinander. Wo die Dreizahl ist, stellt sich die Siebenzahl von selbst ein.

Der Ort, auf dem wir stehen, ist ein heiliger Ort. Heilig wie Rom, heilig wie Jerusalem, heilig wie der Sinai. Denn hier hat sich Gott geoffenbart. Hier hat der Gott mit dem Gegengott gekämpft, nicht im Donner und Blitz — in der Brust eines Menschen.«

Über die Savanne, breit und offen, funkelten die Gestirne der Nacht. Im leisen Windhauch zerstäubten die Pollen der blühenden Bäume; die Gräser hauchten den Balsam des Wachstums und in der braunen Scholle keimten die Saaten. Die Erde hatte die Wunder des Lichts empfangen und barg im Dunkel des Schoßes Zeugung und Leben.

Drei Steinpyramiden, mächtig getürmt, bedeckten die Leichen des Schlachtfeldes, ein Wahrzeichen, weithin zu schauen.

»Als du das Leben mir gabst, die Seele, o Weib,« betete Johannes am mittleren Hügel, »da ward dir das Leben genommen. Dein Leben strömte über in mich, du Überreiche, damit ich zur Vollkommenheit gelangen kann. Immer ist das Opfer der Sinn der Liebe. —

Als ich ein Kind war, war alles golden und schön. Die Welt hat mich unrein gemacht. Und als du kamst, ist alles ist wieder gut geworden, einfach und schön. Ach, du bist hingegangen —«

»Klage nicht,« sagte der Priester, »kann ihr ein Tod noch schaden, die so viele Tode im Leben schon überwunden hat? Hat sie nicht das erreicht, was nur die Wenigsten erreichen? Fühlst du nicht, daß sie dir nah ist, wenn auch nicht mehr im irdischen Fleisch? Wenn du fühlst wie ich fühle —«

»Wie?« unterbrach ihn Tamil. »Auch du hast sie gesehen? Es war nicht Täuschung der ermüdeten Sinne?«

»Ich habe es mit dir gesehn. Gestern saß sie am Fenster wie früher. — Es ist alles wie noch vor kurzem, nur auf der physischen Ebene hat sich einiges geändert, was für das Leben im Geiste nicht sehr von Belang ist.«

»Komm zurück ins Haus!« —

Als sie eintraten, saßen Mac Onnor und Blyth drinnen und besprachen die Neuigkeiten der Zeitung. Blyth las aus dem entfalteten Blatt: »Es ist geradezu wie in der Bibel, als auf die sieben mageren Jahre die sieben fetten folgten. Überall kommen Zwillinge auf die Welt, ja sogar Drillinge sind keine auffällige Erscheinung mehr. Es scheint, daß die Natur jetzt mit Feuereifer bestrebt ist, den Ausfall der Seuche wettzumachen.«

»Ja, aber da hat der gute Zeitungsschreiber einen Schnitzer gemacht, in der Bibel waren zuerst die sieben fetten Jahre. Aber sonst hat der Mann nicht unrecht,« versetzte Blyth.

»Soll schon einmal vorgekommen sein,« zeigte der Schotte sein Wissen, in Europa nach dem Dreißigjährigen Krieg.«

»In ein paar Jahren ist alles wie früher.«

»Ja,« mischte sich jetzt Johannes ins Gespräch, »leider alles wie früher. Denn nur wenige werden den tieferen Sinn des Erlebten verstehn. Das ist etwas Atembeklem-

mendes, daß die Natur ungeheure physische Kräfte ins Werk setzen muß, um irgendeine geistige Wirkung auszulösen. Sie streut Millionen Samenkörner in die Herzen der Menschen, aber kaum eines von ihnen geht auf und trägt Früchte des Lichts. Die dumpfe Sehnsucht der Materie, vergeistigt zu werden, ist rührend und erschütternd.«

»Wenn nur ein einziges Samenkorn aufgeht, ist der Zweck ihrer Anstrengung erfüllt. Wer in sich das Samenkorn wachsen spürt, der ist dazu erkoren, Irdisches in Himmlisches zu steigern. Er ist der Zweck und das Ziel des ganzen Planeten,« sprach der Priester.

Es war Zeit zum Abendbrot. Onnor und Blyth verabschiedeten sich und gingen.

»Was nun?« fragte Johannes. »Akasha ist nicht mehr an den Raum gebunden. Sollen wir hier verweilen oder ruft uns höhere Pflicht?«

»Auch mich drängt es zur Heimkehr,« sagte der Priester. »Meine Arbeit ist hier getan.«

»Soll ich denselben Weg, den ich gekommen, zurückgehen? Ist es noch notwendig? Habe ich es nicht schon getan?« sagte Johannes. »Ach, mir graut es vor jeglichem Tun. Ich will nichts anderes als Gottes Stimme in mir tönen lassen.«

»Unser Zurück wird ein Empor sein. Geh du zum Teschu, Tamil, mich laß zum weißen Papst gehen,« bat der Priester.

Johannes schwankte. »Wieder für andere bluten?«

»Soll das, was wir für uns errungen haben, ungenützt für andere verrauchen? Ein jeder wird den Weg, den du gegangen bist, auch für sich einmal gehen müssen. Du bist der erste, Beispiel für viele, die nach uns

kommen werden. Wenn Gott so viel zugelassen hat, kann sein Wirken nicht mit einem Male abbrechen. Noch gibt es ein Ziel, eine Berufung.«

»Du meinst den Kadmon?« forschte Tamil. »Wieweit reicht sein Gleichnis?«

»Der Lama sprach mir von ihm. Aber auch er ist nicht das Letzte. Er ist nur die Hälfte der Wahrheit, so wie der gelbe Papst nur die eine Hälfte der Erkenntnis ist. In der Auffassung des Gelben ist er das, was wir die Wiederkunft Christi nennen. Aber er wird nicht eher wiederkehren, als bis aus gelb und weiß Eines geworden ist. Aus Christus und Kadmon wird das unnennbare Licht entstehen, das da war, ehe die Welt geschaffen wurde. Dann ist die Große Runde des göttlichen Atems vorüber.

Erkennst du nun, warum dies alles mit uns geschehen? Vom gelben Papst, vom Teschu Lama, dem tieferen, ging das Wort aus, das in Derbek Lamas Seele fiel. Im heilgen Eifer wollte er das, was der Teschu über die Jahrtausende hinaus träumte, sofort in die Tat umsetzen. Um dem Kadmon zu dienen, dem im Kaukasus Verhüllten, zwang er die Tattwas in seinen Dienst und wollte uns fünf, die wir Symbole von ihnen nur sind, dem Heiland zuführen. Aber sein Plan mußte scheitern, weil er in den Menschen, die ihre Tattwakraft auswirken sollten, nur diese Kräfte, aber nicht die mit ihnen verbundenen Leidenschaften und Begierden sah. Er urteilte nur nach sich selbst, der ohne Leidenschaft war. Wir alle andern erlagen der Gier, auch ich, auch du. Der Asiate hatte nicht die Geistesverfassung der Europäer berücksichtigt. Deshalb blieb auch Prithivi aus.

Dadurch, daß du dir das Metall aus Lahagur ange-

eignet hast, wurden Kräfte wach, die seit Jahrtausenden schlummerten, und Derbek Lama hatte Mühe, die Gewalten der Nacht niederzukämpfen.«

»Du warst ihm Helfer, denn du bist leidenschaftslos wie er, heilig wie er. Wärest du nicht gekommen, so hätte der Tod noch weiter in der Welt gewütet. Was Derbek Lama für den gelben, das bist du, — und viel mehr — für den weißen Papst gewesen.

Rom hat gesiegt. Derbek Lama hat in blindem Eifer Verwirrung gestiftet, du hast uns die Ruhe wiedergegeben.«

»Wer kann da unterscheiden? Aus Einatmen und Ausatmen besteht die Welt«, wehrte Dom Guéranger ab.

»Und im Anhalten des Atems ihr Geheimnis«.

»Der Lama hat es gewußt. Deshalb hat er das Werk getan. Er wußte, daß es in die Zukunft greifen wird. Ost und West hat er näher aneinander gerückt. Er hat bewirkt, daß beide ihre Kräfte genauer kennen lernen. Was im äußeren Sinn die Spannung zwischen Japan und Amerika war, war im geistigen Sinn Spannung zwischen den beiden Päpsten. Die Waffen lagen bereit. Aber noch ehe es zum Kampf kam, war es zur Versöhnung gekommen,« sprach bedeutsam der Priester.

»Der Regenbogen flammte über uns, die sieben heiligen Farben des Großen Atems, das Zeichen des Bundes, in liebender Glut mich umbrandend!« jubelte Tamil auf. »Und alles gebe ich hin! Laß mich töricht und einfach sein! Nur in Liebe will ich schwingen um die unsäglich Geliebte! Gib mir das Zeichen, Maria, daß du mir nah bist!« —

Schweigend lag die ätherische Nacht über ihm. Johannes hielt die Hände weit ausgebreitet, sein ganzer

Leib flutete verklärt im hellen Schein, aus seinen Schläfen knisterten Funken.

Schob sich eine Wolke unter ihn oder schwebte er frei?

Der Priester war vor dem Transfigurierten zurückgewichen und bebte in seliger Freude: Wie ein Heiliger der Vorzeit hing der Ekstasierte schwerlos in der Luft. Das Phänomen der Levitation war eingetreten. Dom Guéranger schrie im Wonnebrand auf und der Leib des Verklärten sank leicht wie eine Flocke zur Erde nieder.

Johannes fiel in die Ohnmacht der Verzückung; über seinem Haupte brannte es wie in feurigen Zungen.

Der Priester rief aus, berauscht von dem Wunder: »Früher hattest du die Gabe der Weissagung, von nun an wirst du in Zungen reden. Wahrlich, du bist Johannes, der Vorläufer des Herrn und sein Abbild, damit wir das Urbild dann leichter erkennen!«

Da wachte Johannes wieder auf. Er hatte alles vernommen: »Nein, nein, nichts will ich sein als Liebe. Maria, schon war ich dir nahe! Komm wieder! Löse du mich von dem Zwiespalt der Päpste! Wo du bist, ist alles himmlisches Licht! Erbarme dich mein! o führ mich empor!« blühte sein Mund.

Er hatte die Arme weit ausgebreitet und sein ganzer Leib war ein flammendes Kreuz.

Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, schritt er aus, wie schlafwandelnd gegen die Gräber.

Dom Guéranger wollte ihn zurückhalten, aber heiliger Schauer hatte alle seine Kräfte gelähmt.

Entsetzen — o Wonne! Die Steine des mittleren Grabes fielen auseinander und die Frau trat hervor, Akasha, körperlich, lebend, aber mit geschlossenen Augen.

Beide kamen immer näher, sanken sich stumm in die Arme.

Dem Priester stockte der Schrei in der Kehle, kein Glied konnte er rühren. Er sah nur, wie die beiden Verklärten dann weiter gingen, Arm geschlungen um Arm, weiter hinauf, über Wolken, immer unwirklicher, bis sie im seligen Sterngewimmel verschwanden.

Ihm brannten die Sinne, er fand sich wieder. Was war geschehen? War es ein Traum? War Johannes in göttlicher Liebe so stark geworden, daß sie Steine des Grabs sprengte, daß sie Tote auferweckte?

Er lauschte: von oben rieselte Sphärengesang. Die Himmel jauchzten.

»Auch ich bin gelöst von dem Symbole der beiden Päpste! Gott ist mehr, ist die Einheit, ist die Liebe!

Dreimal heilig ist Tamil! Er hatte die Liebe. Ich hatte die Zunge der Engel, aber war dennoch nur ein tönendes Erz. Tamils erste Verklärung war nur Versuchung für ihn, sich in seiner Heiligkeit zu gefallen. Aber er hat sie bestanden und ist über die Heiligkeit hinweg zur reinsten Quelle des göttlichen Lichtes gestiegen. Die Himmel jauchzen in seliger Freude. Wahrlich, er hat das Irdische in sich zum Himmlischen gewandelt!«

In der Cancellaria saß spät abends noch immer Monsignore d Arnoult, gebeugt über ein schweres Buch, das über und über mit krausen Buchstaben bedeckt war. Er glühte in Fieber der Arbeit und hatte die Umwelt vergessen.

»Noch fleißig, Monsignore?« fragte eine Stimme und eine Hand legte sich auf seine Schulter. Es war dies einer der Überflüssigen, die den Vatikan belästigen, bis

sie mit einer Pfründe abgefertigt werden. Er guckte ihm über die Achseln. »Da haben Sie die Apokalypse! Und daneben das? Darf ich fragen, was das für ein Geschreibsel ist mit den seltsamen Buchstaben? Spaßig!« und er senkte den Kopf auf das Manuskript.

»Der Präfekt der Katechumenen Schule in Tien Han hat dieses Buch einmal von einem Einheimischen bekommen. Als er starb, es war dies vor zwei Jahren, vermachte er es der Vatikanischen Bibliothek. Es ist dies ein Teil aus dem sogenannten Bstanghyur, aus dem heiligen Kanon der Tibetaner, in einer geheimnisvollen Sprache.«

»Und was ist der Inhalt?« fragte der andere.

»Offenbarungen seltsamer Art. Ich bin gerade im Begriffe, den Teil, der von dem Weltende handelt, zu erforschen und habe in der Prophetie eine geradezu auffallende Ähnlichkeit mit der geheimen Offenbarung des Johannes gefunden.«

»So so. — Sagen Sie mal, Monsignore, wie steht es denn mit der Erledigung der Pfarre von Foligno? Haben Sie nichts davon gehört, wer wohl die meisten Chancen hat? Sie müssen es doch wissen, da bei Ihnen — wie es heißt — alle Angelegenheiten dieser Art besprochen werden.«

»Verzeihen, Sie meinen wohl Monsignore Baverno? Der ist im Zimmer nebenan, aber nur von zwei bis fünf Uhr.«

»Ach so. Da habe ich mich also getäuscht. Guten Abend!« Er ging ungehalten ab. D'Arnoult zündete die Lampe an und rückte den Stuhl näher. Wieder kamen Schritte. Es war Della Fontana, der fragte: »Sie wissen bereits von den Gerüchten?«

Jener nickte: »Dom Guéranger soll sich hier gezeigt haben. Er soll stumm sein, er hat mit niemandem auch nur ein einziges Wort gesprochen und hat schriftlich um eine Audienz bei Seiner Heiligkeit angesucht. Was soll das bedeuten?« fragte der Kardinal.

»Vielleicht ein Beispiel für uns, zu schweigen. Der Erkennende redet nicht, der Redende erkennt nicht, heißt es in einem Buch, das ich Ihnen geborgt habe.«

»Ich will es beherzigen. — Ah, das Buch Bstanghyur und dort die Apokalypse?« fragte Della Fontana.

»Und wir zwischen beiden. Schon fließt Ost und West ineinander. Nahe ist die Zeit, wo sie einander ergänzen und wechselseitig erlösen. Advent ist da!« jubelte der Gelehrte in heiliger Glut.

»Ich fürchte sehr, lieber Freund, Sie schwärmen. Die Welt ist noch nicht reif, das Geheimnis nur einer Hemisphäre zu begreifen, geschweige denn, die beiden unergründlichen Tiefen in sich zu vereinigen. Was sagt das Buch Bstanghyur über die Zeit, wann es erfolgen soll?«

»Das Blatt, das davon spricht, ist leider herausgerissen.«

»Der Heilige Vater wird den Missionären in Nord-China den Auftrag geben müssen, ein vollständiges Exemplar aufzutreiben«, sagte der Kardinal. »So wäre zu erhoffen, daß —«

Da wehte eine Gestalt durch die Tür.

Es war Dom Guéranger!

»Sie? Dom Guéranger! Sie kommen von der Audienz von Seiner Heiligkeit? Um Himmelswillen, was ist mit Ihnen geschehn? Ihr Haar ist schneeweiß geworden!« rief der Kardinal aus, die Finger abwehrend gegen ihn gespreizt.

Ohne ein Wort zu sagen ging Dom Guéranger zu den zwei Büchern und schlug sie zu.

Beide Hände dann flach auf die Brust gelegt, sagte er leise: »Die Liebe!« Sein Leib wurde durchsichtig wie milchiges Glas und innen, rubinrot, brannte das Herz. —

Er verneigte sich langsam und ging. Leise hörte man seine Schritte über die Treppe verhallen.

Niemand hat ihn seitdem gesehen.

AUS DEM

RIKOLA VERLAG

WIEN / LEIPZIG / MÜNCHEN

ROMANE UND BÜCHER DER MAGIE

Herausgegeben von Gustav Meyrink

Bisher sind erschienen:

SRI RAMAKRISCHNA

Der letzte indische Prophet

Eingeleitet von Gustav Meyrink

*

ELIPHAS LÉVI

Der große Kabbalist und seine magischen Werke

Eingeleitet von Gustav Meyrink

*

DHOULA BEL

Ein Rosenkreuzer-Roman von P. B. Randolph

Übersetzt und eingeleitet von Gustav Meyrink

*

FRANZ SPUNDA

Der gelbe und der weiße Papst

Roman

*

Weitere Bände folgen

Gustav Meyrink

DER WEISSE DOMINIKANER

Aus dem Tagebuch eines Unsichtbaren

Roman

25.—30. Tausend

»... Man liest das Buch in einem langen, tiefen Zug, denn jene dunklen Lehren, deren Schleier einmal nur Auserwählte heben durften, leben hier auf in farbenprächtiger Glut ...« (Fränkischer Kurier, Nürnberg)

Ludwig Bechstein

HEXENGESCHICHTEN

Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Meyrink

Bechstein-Meyrinks seit 1858 nicht mehr gedruckte Hexengeschichten sind nicht nur ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges, sondern auch ein Meisterwerk spannender Erzählungskunst.

Gisela Berger

DER WANDELNDE TOD

Roman

»... Gisela Berger ist mit diesem Buche ein Werk gelungen, wie das Schrifttum unserer Tage nur wenige aufzuweisen hat ..« (Neues Wiener Tagblatt)

ROMANE AUS DEM RIKOLA VERLAG

BÜCHER VON FRANZ SPUNDA

Hymnen
Georg Müller Verlag, 1919

Astralis
Dithyramben und Gesänge
Ed. Strache Verlag, Wien-Leipzig 1920

Devachan
Magischer Roman. Ed. Strache Verlag 1921

Die Befreiung
Ein Akt
Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte 1921

Übersetzungen:

Petrarca
Sonette. Hermann Meister Verlag, Heidelberg 1913

Petrarca
Sonette. Luxusausgabe. Georg Müller Verlag 1920